

Inhaltsverzeichnis für den 51. Jahrgang 2000

Aufsätze

Adler, Wolfgang	«Champion» oder der «rasende Pantoffel» – Kleinautomobilbau der Nachkriegszeit	436
Aicher, Julian	Bauern unter Strom – Zur elektrischen Eigenversorgung oberschwäbischer Höfe in den 20er Jahren	79
Becker, Otto H.	Vor 150 Jahren wurde Hohenzollern preußisch	271
Beckmann, Ralf	Wein und Kultur: «Alte Kelter» Fellbach – Historische Anmerkungen	171
Blümcke, Martin	Zur Sache: «Zurück ins Depot!» – Stuttgarter Stadtgeschichte bald ohne Schaufenster	387
Boelcke, Willi A.	Das alte Handwerk – Seine Ursprünge und Bedeutung	150
Bürkle, Fritz	1943: Mitgliederversammlung des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern	327
Emmerich, Rolf	BETH HA-SEFER, das «Haus des Buches» – Die jüdische Schule in Laupheim	72
Fellmeth, Ulrich	Schwabenbräu-Areal Stuttgart-Vaihingen: Bürgerferne Planung oder nachhaltige Stadtentwicklung	218
Gräf, Ulrich	Vom Mühlengebäude zum Badhaus – Fünf Objekte beim Denkmalschutzpreis 1999	19
Hecht, Winfried	Johannes Nepomuk kommt nach Vorderösterreich	44
Herrmann, Grit	Das Kronprinzenpalais am Stuttgarter Schlossplatz	47
Heyd, Horst	Tübingen-Herrenberg: Wandern mit der Ammertalbahn	176
Hofacker, Hans-Georg	Alchemie und Alchemisten am Hof Herzog Friedrichs I. von Württemberg	439
Hoffmann, Klaus	Zur Sache: Wider die Vermarktung denkmalgeschützter Flächen und Bauten	259
Jänichen, Fred	«Schnapsidee!» – «Finger weg!» – Erfahrungen eines Preisträgers	37
Keicher, Karl	Narren und Publikum – Verhaltensweisen bei der Fastnacht in Oberndorf am Neckar	8
Kieß, Martin	Das Bietenhausener Tympanon ist Philipp und Jakobus geweiht	316
Klein, Ulrich	«GOTT VERLEUHE GLÜCKH VND SEEGEN» – Die Stuttgarter «Stadtmedaille» – eine Neujahrprägung aus dem Jahre 1700	39
Klein, Ulrich	«Eines ehrsamten Handwercks Insigel» – Zunft- und Handwerkersiegel aus Württemberg	160
Mahal, Günther	Vom Balsamsaft der Trauben – Der Wein in der Fausttradition (Teil 1)	390
Mockler, Sibylle	Otto Zondler – Ein schwäbischer Maler	422
Neesen, Claudia	Johann Jacob Schillinger (1750-1821) – zum 250. Geburtstag des Öhringer Hofmalers	186
Petersmann, Johanna	Johann Ludwig Huber – vom Oberamtmann zum Widerständler	447
Pliening, Konrad	Panoramastraße und Führer-Denkmal – die Reichsautobahn über die Schwäbische Alb	426
Purin, Bernhard	Museen des Landes: «Museum zur Geschichte von Christen und Juden» in Schloss Großlaupheim	66
Ressel, Rainer/ Jürgen Schedler	Wandern mit der Schwäbischen Albbahn auf der Münsinger Alb und im Großen Lautertal	303
Ruoff, Arno	Schwäbische Mundartforschung – Ludwig-Uhland-Preis 1999	62
Schmid, Manfred	«Sie flüstern wie Gnome» – Der Dichter W. H. Auden als amerikanischer Besatzungsoffizier	325
Schönhagen, Benigna/ Wilfried Setzler	Museen des Landes: Hermann-Hesse-Museum Calw	455
Seidelmann, Wolf-Ingo	Der geplante Neckar-Donau-Kanal und der Traum der Alb-Überquerung	280
Setzler, Sibylle	Bildgeschichten aufgedeckt: Der Tübinger Passionsaltar von Hans Schäufelein	89
Setzler, Sibylle	Bildgeschichten aufgedeckt – Theodor Schüz: Mittagsruhe in der Ernte	215
Siehler, Willi	Erfassung der Kleindenkmale im Alb-Donau-Kreis	264
Sindlinger, Peter	Geschick, Sparsamkeit und Improvisation – 100 Jahre Tälesbahn Nürtingen-Neuffen	414
Thinius-Hüser, Klaus	Rathäuser, Spitäler und Zehntscheunen – Historische Großhäuser in Württemberg	135
Urban, Wolfgang	Zur Sache: Wer spricht denn eigentlich hochdeutsch?	3
Venth, Wiltrud	Staffeln, Mauern, Trockenrasen – Die Pflege der Heimatbund-Flächen im Naturschutzgebiet «Hirschauer Berg»	297
Waibel, Raimund:	Museen des Landes: Das Meteorkrater-Museum in Steinheim am Albuch	204
Waibel, Raimund	Zur Sache: Geschlossene Gesellschaft oder offene Kirche	131
Weller, Friedrich	«Nicht imponieren, sondern beglücken» – der Maler Julius Herburger	194
Wich, Judith	Die königliche Araberzucht in Weil bei Esslingen	267
Wolf, Reinhard	Altertum, Stutendenkmal, Fürstensitz und Kibannele – Kleindenkmale in den Strombergwäldern	133
Wolf, Reinhard	Erinnerungen an die letzten Wölfe – Kleine Kulturdenkmale im Waldesdunkel	5
Wolf, Reinhard	Mit Knüpfel und Scharriereisen – Kleine Kulturdenkmale in alter Handwerkstradition	261

Wolf, Reinhard	Ökologie, Landschaft, Kultur – Robert Gradmann und sein Werk. Ein Beitrag zum 50. Todestag	288
Wolf, Reinhard	Prell- und Gleitsteine – Kleine Kulturdenkmale am Straßenrand	388
Wolf, Reinhard	Zum 10. Mal Kulturlandschaftspreis vergeben, dieses Jahr mit Sonderpreis Kleindenkmale	397

Buchbesprechungen

Aidlingen, Gemeinde	Lehenweiler, Dachtel und Deufringen. Beiträge zur Ortsgeschichte	469
Bachmann, Günther	Kloster Alpirsbach	97
Bittel, Christoph	Arbeitsverhältnisse und Sozialpolitik im Oberamtsbezirk Heidenheim im 19. Jahrhundert. 2 Bände	468
Blessing, Elmar	Die Kriegsgefangenen in Stuttgart	469
Blümcke, Martin (Red.)	Plädoyer für ein umweltverträgliches Bauen im ländlichen Raum	221
Bosch, Dietlinde	Bartolomäus Zeitblom. Das künstlerische Werk. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. 30)	465
Brendle, Franz	Dynastie, Reich und Reformation. Die württembergischen Herzöge Ulrich und Christoph, die Habsburger und Frankreich. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. B 142)	464
Buchholz, Werner (Hrsg.)	Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven	92
Crom, Wolfgang/ Ludger Syré (Bearb.)	Landesbibliographie von Baden-Württemberg. Band 15 und 16	220
Dehio, Georg	Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg. Band 1 und 2	332
Fechner, Renate	Schlossgarten Stuttgart	97
Fessel, Gisela	«Soviel der Häuser auf der Erde stehn ...» Eine Aystetter Tochter erzählt	96
Filderstadt, Stadt und Heimatverein	Brunnen, Mühlen und Gewässer. Filderstadt und das Wasser	339
Frauen & Geschichte (u.a.) (Hrsg.)	Frauen und Revolution. Strategien weiblicher Emanzipation 1789 bis 1848	95
Günther, Georg/Rei- ner Nägele (Hrsg.)	Musik in Baden-Württemberg. Jahrbuch 1999. Band 6	97
Gugenhahn, Stefan	Die landesherrschaftlichen Gärten zu Stuttgart im 16. und 17. Jahrhundert. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart. 72)	222
Gutekunst, Eberhard/ Andrea Kittel (Red.)	Weib und Seele. Frömmigkeit und Spiritualität evangelischer Frauen in Württemberg	95
Haasis, Hellmut G.	«Den Hitler jag' ich in die Luft. Der Attentäter Georg Elser	224
Hagel, Jürgen	Saurier, Pest und Brotkrawall. Episoden aus Stuttgarts Vergangenheit	333
Heidelberg, Akademie der Wissenschaften/ Pforzheim, Stadt (Hrsg.)	Johannes Reuchlin. Briefwechsel. Band 1: 1477–1505	463
Helmbrecht, Jürgen/ Karl-Heinz Ruess (Hrsg.)	Demokratischer Neubeginn. Göppingen in den Jahren 1945 bis 1955. (Veröffentlichungen des Staatsarchivs Göppingen. 39)	226
Hoffmann, Meike/Bar- bara Wörwag (Bearb.)	Gabriele Münter. Eine Malerin des Blauen Reiters. Gemälde, Zeichnungen, Druckgrafik	227
Holtz, Sabine/Dieter Mertens (Hrsg.)	Nicodemus Frischlin (1547–1590). Poetische und prosaische Praxis unter den Bedingungen des konfessionellen Zeitalters	93
Huber, Konstantin/ Jürgen H. Staps (Hrsg.)	Die Musterungslisten des württembergischen Amtes Maulbronn 1523–1608. (Der Enzkreis. 5)	336
Hüttenmeister, Nathanja	Der jüdische Friedhof Laupheim. Eine Dokumentation	225
Jakobs, Dörthe	Sankt Georg in Reichenau-Oberzell. Der Bau und seine Ausstattung	332
Janssen, Roman (u.a.)	Nufringen. Eine Gäugemeinde im Wandel der Zeit	229
Keitel, Christian	Herrschaft über Land und Leute. Leibherrschaft und Territorialisierung in Württemberg 1246–1593. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. 28)	334
Keyler, Regina (Bearb.)	Das älteste Urbar des Priorats Reichenbach von 1427. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. A, 51)	92
Leube, Herbert	Familie und christliche Diakonie. Familienkreis und Nachkommenschaft von Christian Heinrich Zeller und Sophie Siegfried	467
Lipp, Joachim (Hrsg.)	Horb am Neckar. Natur und Geschichte erleben. (Veröffentlichungen des Kultur- und Museumsvereins Horb, Folge 12)	98
Lorenz, Sönke/ Wilfried Setzler (u.a.)	Heinrich Schickhardt – Baumeister der Renaissance. Leben und Werk des Architekten, Ingenieurs und Städteplaners	465
Mezger, Werner	Das große Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet	337

Müller, Theo/Eva Walter/Thomas Pfündel	Die Pflanzenwelt der Schwäbischen Alb	338
Münch, Ingrid	Kloster Wiblingen	97
Napf, Karl (u.a.) (Hrsg.)	Schwäbischer Heimatkalender 2001	470
Olschowski, Petra von (Bearb.)	HAP Grieshaber. Die Werke in der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart	94
Ortner, Helmut	Der Attentäter. Georg Elser – der Mann, der Hitler töten wollte. 2. Aufl.	224
Parlow, Ulrich	Die Zähringer. Kommentierte Quellenedition zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. A, 30)	463
Pfündel, Thomas/Eva Walter/Theo Müller	Die Pflanzenwelt der Schwäbischen Alb	220
Polonyi, Andrea	Wenn mit Katakombenheiligen aus Rom neue Traditionen begründet werden. (Studien zur Theologie und Geschichte. 14)	466
Pretsch, Hermann J. (Hrsg.)	«Euthanasie». Krankenmorde in Südwestdeutschland. Die nationalsozialistische «Aktion T4» in Württemberg 1940 bis 1945	223
Richarz, Monika/Reinhard Rürup (Hrsg.)	Jüdisches Leben auf dem Lande. (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts. 56)	93
Ross, Emily C.	Als Moises Kaz seine Stadt vor Napoleon rettete. Meiner jüdischen Geschichte auf der Spur	466
Rückert, Peter/Dieter Planck (Hrsg.)	Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland. Politik, Kunst und Liturgie im Umfeld des Klosters Maulbronn. (Oberrheinische Studien. 16)	221
Rügert, Walter (Hrsg.)	Jüdisches Leben in Konstanz: eine Dokumentation vom Mittelalter bis zur Neuzeit	336
Scheuing, Hans-Werner	«... als Menschenleben gegen Sachwerte gewogen wurden.» (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden. 54)	223
Schick, Michael	Der «Steiger». Die Geschichte einer schwäbischen Autofabrik in den 20er Jahren	339
Schlaich, Jörg/Mathias Schüller	Ingenieurbau Führer Baden-Württemberg	338
Schneider, Birgit (u.a.) (Hrsg.)	Bücher, Menschen und Kulturen. Festschrift für Hans-Peter Geh zum 65. Geburtstag	228
Schönhagen, Benigna/Wilfried Setzler	Jüdisches Tübingen. Schauplätze und Spuren	337
Schukraft, Harald	Wie Stuttgart wurde, was es ist. Ein kleiner Gang durch die Stadtgeschichte	333
Seeliger-Zeiss, Anneliese (Bearb.)	Die Inschriften des Landkreises Böblingen. (Die Deutschen Inschriften. 47)	222
Stuttgart, Gleichstellungsstelle (Hrsg.)	Heimlich, still und fleißig? Frauenarbeit in der Region Stuttgart seit dem 18. Jahrhundert	96
Uhl, Stefan	Das Humpisquartier in Ravensburg. Städtisches Wohnen des Spätmittelalters in Oberschwaben. (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg. 8)	335
Wenger, Michael	Schloss Solitude	97

Sonstiges

Anschriften der Autoren und Bildnachweise	101, 217, 342, 473
Buchbesprechungen	92, 220, 332, 463
Chor des Schwäbischen Heimatbundes	237, 365
Haushalt 1999/ 2000	350
Kalkofenmuseum Untermarchtal	110, 240
Konstanzer Erklärung 2000 zur Zukunft des ländlichen Raums	490
Kulturdenkmalerhaltung (Aufruf)	108, 359
Leserforum	91, 315
Mitgliederentwicklung	355
Mitgliederversammlung 2000	102, 343
Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried	111, 241, 332
Personalien	127, 384, 511
Preisverleihungen (Denkmalschutzpreis, Kulturlandschaftspreis)	19, 37, 236; 104, 106, 397
SHB aktuell	115, 246, 368, 492
SHB intern	102, 232, 343, 474
Vorstand und Beirat des SHB nach der Neuwahl 2000	352
Vortragsreihen	232, 239



Gr

Schwäbische Heimat

Januar-März DM 12.00



2000/1

2a13808

Denkmalschutzpreis 1999:
fünf ausgezeichnete Objekte

Narren und Publikum:
Fastnacht in Oberndorf a. N.

Laupheim: Museum
für Christen und Juden 530

Stuttgarter Kronprinzenpalais –
Klassizismus am Schlossplatz

Faszination.
Mit unserer
ganzen Energie.

EnBW
Die Energie-AG.

Hinter allem was uns fasziniert steht meist ein Mensch, der mit Hingabe einer Vision gefolgt ist. Ob in der Musik, auf der Leinwand oder im Theater: Kunst, die die Menschen berührt, gibt diese Leidenschaft ihrer Entstehung weiter. Sie spricht uns an, amüsiert uns, macht uns traurig oder bringt uns zum Nachdenken.

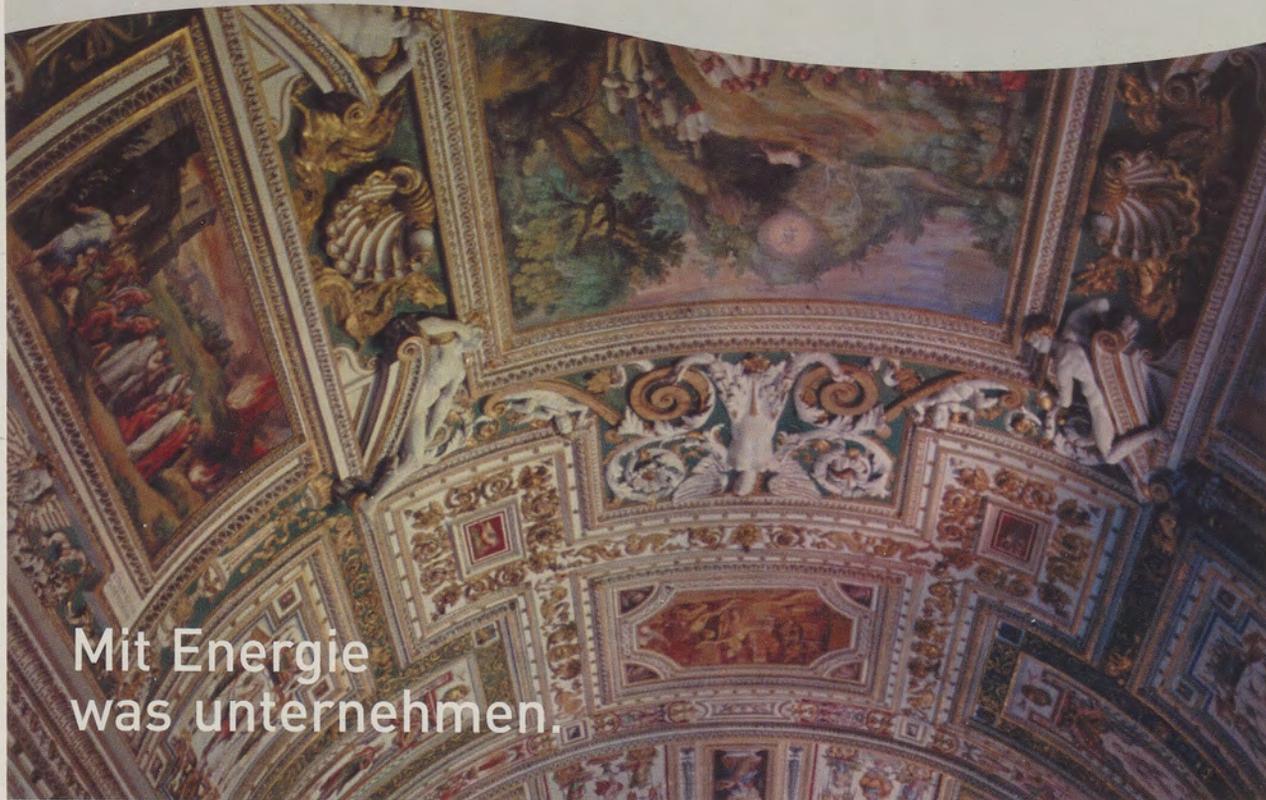
Energie war beim Erschaffen großer Kunstwerke immer im Spiel: ob bei den Fresken Michelangelos, Wagners „Ring“ oder Christos Verhüllungsprojekten. Egal wie groß Ihre Visionen sind, denen Sie folgen, die EnBW Energie Baden-Württemberg AG hilft Ihnen bei der Realisierung. Mit unserer ganzen Energie. Testen Sie uns.

Rufen Sie uns an: 0800-9 99 99 66.

EnBW Energie Baden-Württemberg AG

Durlacher Allee 93, 76131 Karlsruhe

www.enbw.com



Mit Energie
was unternehmen.

67

Inhalt

WOLFGANG URBAN Zur Sache: Wer spricht denn eigentlich hochdeutsch?	3
REINHARD WOLF Erinnerungen an die letzten Wölfe – Kleine Kulturdenkmale im Waldesdunkel	5
KARL KEICHER Narren und Publikum – Verhaltensweisen bei der Fastnacht in Oberndorf am Neckar	8
ULRICH GRÄF Vom Mühlengebäude zum Badhaus – Fünf Objekte beim Denkmalschutzpreis 1999	19
FRED JÄNICHEN «Schnapsidee!» – «Finger weg!» – Erfahrungen eines Preisträgers	37
ULRICH KLEIN «GOTT VERLEUHE GLÜCKH VND SEEGEN» – Die Stuttgarter «Stadtmedaille» – eine Neujahrs- prägung aus dem Jahr 1700	39
WINFRIED HECHT Johannes von Nepomuk kommt nach Vorder- österreich	44

GRIT HERRMANN Das Kronprinzenpalais am Stuttgarter Schlossplatz	47
ARNO RUOFF Schwäbische Mundartforschung – Ludwig-Uhland-Preis 1999	62
BERNHARD PURIN Museen des Landes: «Museum zur Geschichte von Christen und Juden» in Schloss Großlaupheim	66
ROLF EMMERICH BETH HA-SEFER, «das Haus des Buches» – Die jüdische Schule in Laupheim	72
JULIAN AICHER Bauern unter Strom – Zur elektrischen Eigenver- sorgung oberschwäbischer Höfe in den 20er Jahren	79
SIBYLLE SETZLER Bildgeschichten aufgedeckt: Der Tübinger Passionsaltar von Hans Schäufelein	89
Leserforum	91
Buchbesprechungen	92
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	101
SHB intern	102
SHB Reiseprogramm	113
SH aktuell	115
Personalien	127
Impressum	128



Das Titelbild zeigt die gute Stube des Stelzenhauses in Stuttgart-Bad Cannstatt. Die restaurierte Bohlenstube gibt mit ihrer Balkendecke und den Wandbohlen wichtige Einblicke in die spätmittelalterliche Wohnkultur eines bürgerlichen Hauses in der Cannstatter Altstadt. Näheres auf den Seiten 19ff.



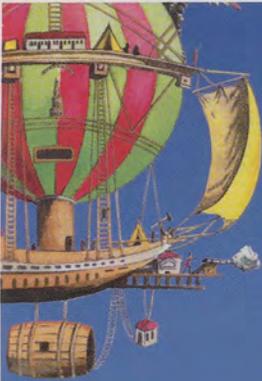
STADT BIBERACH



Wiedereröffnung der Braith-Mali-Ateliers am 12. März 2000 im Braith-Mali-Museum Biberach

Braith-Mali-Museum
Museumstraße 6
88400 Biberach an der Riß
Telefon 0 73 51/51 331
Telefax 0 73 51/51 314

Dienstag-Freitag
10-13 Uhr, 14-17 Uhr
Samstag und Sonntag
11-17 Uhr



Landesausstellung 2000

Mythos Jahrhundertwende

Mensch, Natur, Maschine in Zukunftsbildern 1800-1900-2000

29. März 2000 - 7. Januar 2001

Tel.: 0621/4298-9 Fax: 0621/4298-754

Internet: www.landmuseum-mannheim.de



Landesmuseum
für Technik und Arbeit
in Mannheim



Schorndorf 2000

750 Jahre Stadt

Die Highlights aus über 50 Einzelveranstaltungen:

30. April 2000

Festumzug

22. - 25. Juni 2000

Fest ohne Grenzen

14. - 18. Juli 2000

Das große Stadtfest:
SchoWo

27. - 28. Mai 2000

Mittelalterlicher
Markt

25. Juni - 12. Juli 2000

Freilichtfestspiele
„Das Salzburger
große Welttheater“

26. + 27. August 2000

Oldtimer-Rallye

Broschüre „Schorndorf 2000“ mit näheren Informationen erhältlich bei:
Marktplatz 1, 73614 Schorndorf · Telefon: (07181) 602-0 · Telefax: (07181) 602-190
Internet: www.schorndorf.de · e-mail: stadt@schorndorf.de



Wolfgang Urban Zur Sache: Wer spricht denn eigentlich hochdeutsch?

Werbung ist alles, lautet eine Leitlinie der modernen Kommunikationsgesellschaft. Wirtschaft setzt auf Werbung, Politik ist Werbung, Werbung um Wählerstimmen, Werbung zur Selbstdarstellung. Werbung braucht Schlagworte – Welch ein sprechender Begriff! –, griffige, zupackende, eingängige Werbung erzeugt Meinung. «Bild dir eine Meinung», reklamiert eine der führenden Boulevardzeitungen. Doch Meinungen, die Soße, die die Werbung und leider auch die Politik aufrührt, Meinungen sind nicht Wissen. Meinung auch der Spruch: *Wir können alles, außer hochdeutsch*, mit dem die baden-württembergische Landesregierung bundesweit für unser Land als Industrie- und Technologiestandort wirbt.

Wir können alles, außer hochdeutsch. Bei diesem Slogan (Slogan von gälisch, also keltisch, «sluaghghairm», «Kampfruf») verschlägt's einem doch glatt die Sprache. Soll es wohl auch! Den einen, den Nicht-Baden-Württembergern, als Adressaten unserer Omnipotenz wegen und den einheimischen «native speakers», wie es so schön «neudeutsch» heißt, den Schwaben, Alemannen, auch den Hohenlohern, gar die Muttersprache. Sie können sprachlos geworden – von der eigenen Regierung sprachlos gemacht – nur noch staunend stammeln: «Wat is dat denn?» Ins niederdeutsche Englisch des früheren Bundespräsidenten Heinrich Lübke übersetzt: «What is that then?»; man beachte die auffällige Nähe und Verwandtschaft.

Da steht der wackere Schwabe («wacker» von althochdeutsch «wacchar», gleich «wachsam», «munter», «aufgeweckt») und sieht sich unversehens seiner Sprache beraubt. Denn nun ist es ja amtlich und öffentlich, zumal es über alle Fernsehsender flimmert, dass die Menschen am Bodensee, auf der Schwäbischen Alb, im Schwarzwald, im Neckarraum ein ganz und gar ulkiges (ulkig, nicht hochdeutsch, sondern ein aus dem Mittelniederdeutschen ins Hochdeutsche übernommenes Wort) «Platt» sprechen, wofür die Berliner, Hamburger oder Hannoveraner unsere oberdeutschen Dialekte mangels Kenntnis der deutschen Sprachgeschichte und Sprachsituation immer schon gehalten haben.

Begeht die Landesregierung nur um der billigen Anbiederung willen hier – der schwere Vorwurf sei in die Debatte geworfen – nicht Landesverrat, einen Hochverrat an der eigenen Kultur, Tradition und Herkunft, oder handelt es sich nur um einen betrüblichen Fall mangelnder Präsenz des Schulwissens? Denn wenn wir in Baden-Württemberg nicht hoch-

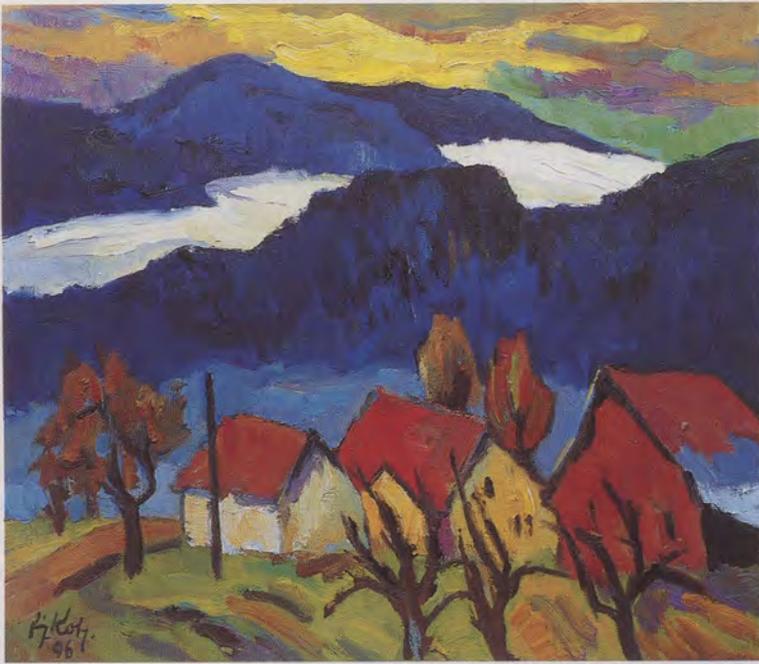
deutsch sprechen, dann reden wir, die einzige andere Möglichkeit, «plattdeutsch». «Plattdeutsch» hat aber nach Friedrich Kluges Standardwerk *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* die negative Bedeutung «unterlegen, minderwertig, grob». Aber das Staunen ist bekanntlich nach Thales von Milet (griechischer Philosoph, † 560 v. Chr.) der Anfang des Denkens, des Nach-Denkens.

Wer spricht nun eigentlich hochdeutsch? Hochdeutsch ist ein sprachgeografischer Begriff. Jakob Grimm (1785–1863), der Pionier der Germanistik, hat ihn geprägt, und er fasst in ihm die ober- und mitteldeutschen Dialekte im Unterschied zu den niederdeutschen Dialekten zusammen. Zu den oberdeutschen – von «ober» der Terminus «hoch» – Dialekten und Sprachen zählt das Schwäbisch-Alemannische, das Bayerisch-Österreichische und das Ostfränkische.

Schon im 15. Jahrhundert zeichnete sich ab, dass der hochdeutsche Sprachraum Süd- und Mitteldeutschlands gegenüber dem Niederdeutschen mit den Hansestädten wie Hamburg oder Lübeck allmählich die Oberhand gewinnt und man sich im öffentlichen Verkehr immer mehr der im Süden heimischen hochdeutschen Sprache befleißigt. Sie wird im Norden regelrecht erlernt. Eine umgekehrte Bewegung wäre auch denkbar gewesen, dass wir, die Süd- und Mitteldeutschen, Niederdeutsch gelernt hätten und dieses die Hoch- und Schriftsprache geworden wäre. Hochdeutsch trat seinen Siegeszug an, weil die kaiserlichen Kanzleien im Süden, im hochdeutschen Sprachraum angesiedelt waren, weil hier auch die bei weitem überwiegende Zahl der frühen Buchdruckereien zu finden war. Martin Luther, der noch durchaus die Wahl hatte zwischen Nieder- und Hochdeutsch, gibt in seiner Bibelübersetzung letzterem den Vorzug.

Fazit: Hochdeutsch ist den Norddeutschen, den Hannoveranern, Berlinern eine Fremdsprache, es ist ihnen so fremd, dass sie es im wahrsten Sinne des Wortes buchstabieren müssen. Das Buchstabieren beherrschen sie allerdings mit solch außerordentlicher Behändigkeit und flinkem Zungenschlag, dass es einem Süd- oder Mitteldeutschen schon wieder die Sprache zu verschlagen vermag.

Darum kurzer Rede langer Sinn: Wie man die Kirche im Dorf, so sollte man die Sprache auch in ihrer Landschaft lassen. Wir sprechen hochdeutsch, dürfen die Baden-Württemberger stolz sagen, Meinung und Werbung der Landesregierung hin oder her.



»Vorfrühling in Oberschwaben« 1996, Öl/Lwd., 60 x 70 cm

FRITZ KOHLSTÄDT

18. 3. – 22. 4. 2000

Ausstellung zum 78. Geburtstag

Kunsthau Bühler

Mit leuchtenden Farben und einfachen Formen hält FRITZ KOHLSTÄDT Landschaften fest, wie sie sich seinem Gefühl offenbaren. Zurecht sieht er sich in der Nachfolge der Expressionisten.

1921 in Stuttgart geboren, war er zunächst Konstrukteur u. Designer bei Daimler-Benz.

Als Mitbegründer (1958) und Vorstand der Sindelfinger Sezession war er im württ. Kulturbetrieb aktiv.

Seit den 60er Jahren malt er in Öl, Aquarell und Wachskreide Motive aus Deutschland, Norwegen, Frankreich und Spanien.

Zum Besuch der Ausstellung zu seinem 78. Geburtstag laden wir sehr herzlich ein.

KUNSTHAUS BÜHLER GMBH

D-70184 Stuttgart, Wagenburgstraße 4
Tel. 07 11/24 05 07, Fax 07 11/2 36 11 53

E-Mail: buehler@buehler-art.de,

<http://www.buehler-art.de>

Mo. – Fr. 9 – 13 + 14 – 18, Sa. 9 – 13 Uhr

MELANCHTHON und die Neuzeit IN DER die Neuzeit und die Neuzeit

Im Jahr 2000 verleiht die Stadt Bretten zum fünften Mal den Melanchthonpreis. Preisträger ist der renommierte amerikanische Theologe Prof. Dr. Timothy Wengert, Philadelphia/USA.

Aus diesem Anlaß finden in der Stadt Bretten eine Vielzahl wissenschaftlicher und kultureller Veranstaltungen statt, die unter einem gemeinsamen Thema stehen: "Melanchthon und die Neuzeit".

Die einzelnen Veranstaltungen zur Melanchthonpreisverleihung stellen Spurensuchen dieses Einflusses in so verschiedenen Bereichen wie der Regionalgeschichte, der Musik und Druckgrafiken, sowie der Geistesgeschichte der Neuzeit dar. Dass Melanchthon nicht nur Autoren in der Neuzeit inspiriert hat, sondern auch Künstler und Gelehrte der Gegenwart zu interessieren vermag, belegen schließlich die musikalischen und künstlerischen Beiträge im Umkreis der Melanchthonpreisverleihung.

Informationen:

Melanchthonhaus Bretten

Postfach 1560 · 75005 Bretten

Fon 0 72 52 / 94 41-0 · Fax 0 72 52 / 94 41-16



09.02.2000 Präsentation der Melanchthon-Medaille der Sparkasse · 16.02.2000 Ausstellungseröffnung mit Buchpräsentation: "Melanchthon in der Druckgrafik" · 19.02.2000 Melanchthon in Bretten. Auf den Spuren seines Nachlebens · 19.02.2000 – 30.04.2000 Ausstellung "Leben mit Melanchthon - Spuren seines Wirkens in Bretten" · 20.02.2000 Verleihung des Melanchthonpreises an Prof. Dr. Timothy Wengert ·

20.02.2000 Günter Möll u.

Air Design: Melanchthon-

Kompositionen · 21.02.-

23.02.2000 Internationaler

Kongreß "Melanchthon und

die Neuzeit" · 22.02.2000

Katharina von Bora - ein

Kabarett · 23.02.2000

Ausstellungseröffnung

"Melanchthon und die

Marburger Professoren" ·

24.02.2000 Konzert des

Melanchthon-Gymnasiums

Bretten · 07.05.2000 1.

Melanchthonhauskonzert ·

10.09.2000 2. Melanchthon-

hauskonzert · 08.10.2000

Konzert in der Stiftskirche ·

08.10. – 12.10.2000 Interna-

tionaler Kongreß "Die Bedeu-

tung der sogenannten

vorreformatischen Bewe-

gungen für Reformation"

Veranstaltungen im Jahr der

MELANCHTHONPREISVERLEIHUNG 2000

Reinhard Wolf Erinnerungen an die letzten Wölfe – Kleine Kulturdenkmale im Waldesdunkel

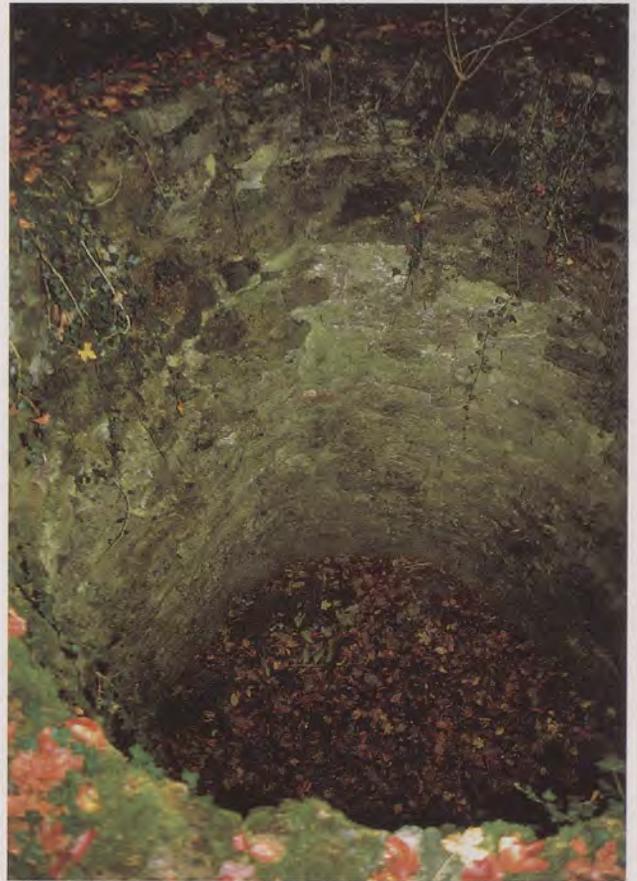
Bis ins 19. Jahrhundert waren Wölfe auch in Südwestdeutschland gefürchtete Tiere. Sie rissen Schafe, drangen im Winter in Ställe, ja sogar in Wohnhäuser ein und holten sich in Gehöften Hofhunde von der Kette. Zeiten, in denen sie intensiv bejagt wurden und deshalb selten waren, wechselten mit Zeiten, in denen sie sich ausbreiteten und zu einer Plage wurden. Aus den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg wird berichtet, dass Wölfe in unseren Wäldern regelrecht heimisch waren. Zwischen 1639 und 1678 wurden von württembergischen Jägern und Forstknechten 4000 Wölfe erlegt, und sicher haben die Bauern zahlreiche weitere Tiere gefangen und getötet. Dies war übrigens nicht verboten, der Wolf galt als bannfrei und durfte im Gegensatz zum Rehwild usw. von jedermann erlegt werden. Nicht nur die Landbevölkerung hatte übrigens damals unter Wölfen zu leiden, in kalten Wintern kamen sie sogar auf Nahrungssuche in die Städte, wie 1649 aus Schwäbisch Hall berichtet wird.

Der Bauer auf dem Land hatte kein Gewehr, er musste mit anderen Mitteln dem Wolf beikommen, wenn die Jagdherrschaft nicht genügend Schutz bot. Deshalb legte man Giftköder aus, spannte stabile Netze über Wechsel oder baute Fallen, so genannte Wolfsgruben. Diese bereiteten schon einen gewissen Aufwand: Über drei Meter tief musste eine Wolfsgrube sein, Durchmesser ebenfalls drei Meter, und die Wände mussten glatt sein, damit das Tier keine Fluchtmöglichkeit hatte. Senkrecht gestellte Bretter dienten in der Regel als Stütze, oben drüber kam eine Konstruktion mit klappbaren Brettern oder Weidengeflecht. Mit einem toten oder lebendigen Tier, dem so genannten Luder, wurde der Wolf angelockt und zwar so, dass er auf die Grubenabdeckung springen musste. Wie oft das Fangen gelungen ist und wie oft ein Wolf mit dem Luder auf und davon ist, wird nicht berichtet, aufregend aber dürfte der Fang immer gewesen sein, und dies nicht nur für das Locktier! Saß der Wolf in der Grube fest, wurde er mit Steinen traktiert und getötet oder aber mit der Wolfsgabel festgehalten und in einem Käfig abtransportiert. Es hat offenbar Fälle gegeben, in denen man den Unhold der Bevölkerung der Stadt am Pranger gezeigt hat, bevor man ihn tötete.

Wo man die Wolfsgruben nicht zugeschüttet hat, sind sie von allein zusammengebrochen und heute mit Laub und Erde angefüllt. Hin und wieder sieht man in den Wäldern Vertiefungen, manchmal sogar

mit Wasser gefüllt, und steht vor der Frage, ob es sich um eine natürliche Vertiefung oder vielleicht um den Rest einer Wolfsgrube handelt. Nur selten sind die alten Standorte überliefert. Wie viele es einst gegeben hat, ist unbekannt, man kann aber davon ausgehen, dass es in wolffreichen Gegenden dutzende derartiger Gruben gab. Vornehmlich sicher an Stellen, an denen man öfters Wölfe zu sehen bekommen hatte. Auf bewaldeten Anhöhen sollen sich Wölfe gerne aufgehalten haben und auch in der Nähe von Wegen und Wegekreuzungen, ist in zeitgenössischen Berichten zu lesen. Von rund hundert Wolfsgruben im Württembergischen hat man mehr oder weniger sichere Kenntnis, manchmal allerdings allein aufgrund von Flurnamen.

Eine Wolfsgrube, die man sicher kennt und die man noch sehen kann, gibt es auf der Höhe über dem Jagsttal bei Krautheim (Hohenlohekreis) an der Markungsgrenze gegen Schöntal-Marlach. Sie ist erhalten geblieben, weil sie ausnahmsweise keine Holz-



Kreisrund und über drei Meter tief ist die Wolfsgrube bei Krautheim, aus Muschelkalksteinen sorgfältig aufgemauert.

Stuttgarter Geschichte in 3 Museen

Tagblatt-Turm

Darstellung von 1000 Jahre Stadtgeschichte

Öffnungszeiten:

Mo, Mi, 10-17.30,

Sa 10-16

Eintritt frei

Eberhardstraße 61E, 1. OG

70173 Stuttgart

Tel. 0711/216-3591



Hegel-Haus

Geburtsaus des Philosophen
G. W. F. Hegel (1770-1831)

Darstellung der Lebensstationen
Hegels von Stuttgart nach Berlin
sowie Stuttgarts um 1800

Öffnungszeiten:

Di, Fr 10-17.30, Do 10-18.30

Eintritt frei

Eberhardstraße 53

70173 Stuttgart

Tel. 0711/216-6733



Stadtmuseum Bad Cannstatt Ehemalige "Klösterle-Scheuer"

Darstellung der Frühgeschichte,
Römer-und Keltenzeit,
Badgeschichte sowie bedeutender Personen
(Hermann Hesse, Thaddäus Troll)

Öffnungszeiten:

Mi 14-16,

Sa 10-13,

So 10-16

Eintritt frei

Marktstraße 71/1

70372 Stuttgart-

Bad Cannstatt

Tel. 0711/564788



HEIMATTAGE

Baden-Württemberg
IN SCHRAMBERG

2 0 0 0

Tradition ist Zukunft

KUNST UND KULTUR

BRAUCHTUM UND GESCHICHTE

NATUR UND LANDSCHAFT

LEBEN UND ZUSAMMENLEBEN

FRAUEN UND HEIMAT

HEIMAT UND JUGEND

KINDER UND LOKALE AGENDA 21

WIRTSCHAFT UND ARBEIT

HEIMAT UND EUROPA

HEIMATFEST

TRADITION
IST
ZUKUNFT



Informationen und

Programmheft

erhalten Sie bei der Stadt-

und Bürgerinformation

Hauptstrasse 25

78713 Schramberg

Fon: 0 74 22/2 92 15

Fax: 0 74 22/2 93 63

E-mail: info@Schramberg.de

www.Schramberg.de

gefördert von der Kreissparkasse in Schramberg

verschalung, sondern gemauerte Wände besitzt – eine Art Luxusausführung also. Um 1990 wurde sie ausgegraben und wieder hergestellt. Ob man in ihr erfolgreich Wölfe erlegt hat, ist nicht überliefert, ebensowenig, weshalb man gerade an dieser Stelle den Aufwand der Ausmauerung betrieben hatte. Ähnliche Wolfsgruben, auch in gemauerter Form, gibt es im Raum Creglingen (Main-Tauber-Kreis) und bei Neuhausen-Hamberg (Enzkreis).

Es ist merkwürdig, dass sich der letzte Wolf in Württemberg nicht in ein großes Waldgebiet wie den Schönbuch zurückzog, sondern dass dieser im Stromberg geschossen wurde. 1845 trieb sich das Tier im Raum Ditzingen-Heimerdingen (Landkreis Ludwigsburg) herum und holte manches Schaf aus dem Pferch. Man nimmt an, dass er aus den Vogesen oder aus Lothringen zugewandert war, dort gab es bis um 1900 Wölfe als Standwild. Trotz aller Bemühungen des Jagdpersonals konnte er nicht erlegt werden. Sein Jagdrevier war groß, Schäden wurden kurz nacheinander aus Hohenhaslach, Mühlacker, Leonberg, Tamm und Ludwigsburg-Eglosheim bekannt. Die Entfernungen zwischen den genannten Orten sind beträchtlich, aber Wölfe legen bei Nacht oft große Strecken zurück. Im August 1846 tauchte er in Schützingen und Zaisersweiher bei Maulbronn (Enzkreis) auf; er riss dort ein Dutzend Schafe. Im Januar 1847 überfiel er eine Herde bei Tamm – es sollte das letzte Mal sein.

Der 10. März 1847 war ein günstiger Tag für die Jagd: Es lag leichter Schnee im Wald, und man hatte den berüchtigten Wolf schon Tage vorher bei Hohenhaslach und Spielberg (heute Stadt Sachsenheim,



Der «Wolfstein» am Baiselsberg im Stromberg zwischen Sachsenheim-Spielberg und Clebronn.

Landkreis Ludwigsburg) flüchtig zu Gesicht bekommen. Das Forstamt Bönningheim ordnete eine Treibjagd an, Boten brachten bald acht Schützen und über hundert Treiber zusammen. Die Jagd war erfolgreich: Zwei Schüsse wurden abgegeben, verfehlten aber das Ziel. Waldschütz Sorg aus Eibensbach sollte der glückliche Gewinner der ausgesetzten 75 Gulden Belohnung sein. Ihm lief der Wolf auf 25 Schritt vor die Flinte. 150 Schritt lief das Tier noch in eine Kiefernkultur, die man schnell umstellte; dort sah man ihn schließlich verenden.

Gleich darauf brachte man den Wolf nach Bönningheim, stellte ihn zunächst im Gasthaus Krone zur Schau, um ihn noch am selben Tag ins Naturalienkabinett nach Stuttgart zu bringen. Dort, im heutigen Staatlichen Naturkundemuseum Schloss Rosenstein, steht das ausgebalgte Tier heute noch.

An der Stelle im Wald, wo die Treibjagd zum Erfolg führte, steht heute der «Wolfstein». Ein gut ausgebauter Waldweg führt daran vorbei; bei einer Wanderung von Sachsenheim-Spielberg auf die Stromberghöhe zur Pfeifferhütte ist er nicht zu verfehlen. 1969 wurde das Denkmal aufgestellt und erinnert an Zeiten, in denen es nicht ratsam war, ohne Stock oder Knüppel im Wald spazieren zu gehen.



Die Wolfsgrube im Wald Jagsthäule auf der Höhe südlich von Krautheim (Hohenlohekreis) ist mit einem Geländer versehen. Wäre dieses nicht vorhanden, könnte man die Grube leicht übersehen. Wanderer verirren sich an diese Stelle allerdings kaum und Wölfe schon lange nicht mehr.



Die Schantlemusik kann in Oberndorf am Neckar aus Bläsern oder Akkordeonspielern bestehen, die mit Vorliebe den Narrenmarsch intonieren. Dabei sind die Musiker als Schantle verkleidet, mit Holzmaske und Narrengewand.

Karl Keicher Narren und Publikum – Verhaltensweisen bei der Fastnacht in Oberndorf am Neckar

Die jüngere Fastnachtsforschung, vertreten vor allem durch Dietz Rüdiger Moser und Werner Mezger¹, hat verdeutlicht, dass das Fastnachtsgeschehen wesentlich vom christlichen Festkalender des Mittelalters beeinflusst ist. Die bis heute spürbaren Nachwirkungen sind beschrieben worden. Beginnend mit der Renaissance kam es auch bei der südwestdeutschen Fasnet zunehmend zu individuellen Kontakten zwischen Narren und Zuschauern, die in vielen Formen stark von aggressiven Verhaltensweisen geprägt waren. Bis in die Gegenwart spielen bei diesen Kontakten menschliche Verhaltensweisen eine herausragende Rolle, die vielfach kaum erkannt und erforscht sind. Der Verhaltensforscher Irenäus von Eibl-Eibesfeld schreibt dazu: *Die vergleichende Erforschung von Bräuchen nach ethologischen Gesichtspunkten ist kaum erst begonnen worden.*²

Am Beispiel der Fastnachtsbräuche in Oberndorf am Neckar sollen die Zusammenhänge von Aggression, menschlichen Verhaltensweisen und aktuellem Fastnachtsgeschehen aufgezeigt werden. Der Verfasser kann sich dabei auf jahrelange Beobachtungen als aktiver Narr in Rottweil und Oberndorf sowie als Zuschauer bei Narrensprüngen in verschiedenen Fastnachts-Hochburgen Süddeutschlands stützen. Möglicherweise kann diese Studie Anregungen für Untersuchungen in anderen Fastnachtsorten liefern.

*Wandlungen des Aggressionsverhaltens
in ausgewählten Narrenorten Südwestdeutschlands*

Jedes Mitglied einer gesellschaftlichen Gruppe erfährt unterschiedlich häufig, verschieden stark und schlecht vorhersehbare Frustrationen vielfäl-

tigster Art. Die Ursachen dafür sind oft im Verhalten der politisch oder gesellschaftlich herausragenden, angesehenen und begüterten Personen zu finden. Weil auf Dauer Frustration der seelischen und körperlichen Gesundheit abträglich sind, müssen sie von den Betroffenen mit Gegenreaktionen beantwortet werden, welche die bereitgestellten Stress-Energien wieder abbauen helfen. Zielpunkte der Gegen-Aggressionen sind dann zwangsläufig die Personen, welche Ursache der Frustration waren. So überrascht es nicht, dass bei den fastnächtlichen Aktivitäten in den Narrenorten Süddeutschlands die gesellschaftliche Oberschicht bevorzugtes Ziel von Aggression ist. Historisch nachvollziehbar haben sich Art und Umfang der Aggressionshandlungen bis heute deutlich verändert.³

Von der Fasnet Oberndorfs gibt es verwertbare Berichte zu aggressivem Verhalten von Narren erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Vorkommnisse in Rottweil und Villingen zeigen jedoch, dass es solche schon vorher gegeben haben muss. Berichte aus Rottweil bieten sich an, weil wegen der räumlichen Nähe und der lange Zeit gemeinsamen württembergischen Obrigkeit vielfältige Einflüsse wahrscheinlich und zum Teil nachweisbar sind, was sich u. a. an der für beide Städte gemeinsamen Figur des Schantle noch heute zeigt. Beziehungen zwischen Villingen und Oberndorf sind anzunehmen, weil ein aus Villingen gebürtiger Beamter, der in württembergischen Diensten in Oberndorf tätig war, dort 1786 das Narrenlaufen nach Villingen Vorbild eingeführt haben soll.⁴ Die Figur des Narro zeigt auch gewisse Ähnlichkeiten mit seinem Villingen Namensvetter.

Im 19. Jahrhundert gibt es verschiedene Belege für die Formen direkter Aggression. Damit sind körperliche Angriffe, unsittliche Handlungen, vor allem gegenüber Frauen, und grobe Beschimpfungen und Beleidigungen gemeint. In einer Rede, die Oberamtmann Pfeifer am 25.2.1827 in Oberndorf hielt, sprach er sich ungehalten gegen die *Rohheiten* und *Unsittlichkeiten* der Narren, vor allem der Schantle, aus. In der Tagespresse werden um 1840 als Ausrüstungsgegenstände der Narren Scheren und Spritzen genannt. Es ist auch von Lebensmitteldiebstählen die Rede, mit denen sich die Narren ihre Gaben an Zuschauer beschaffen wollten. Dass solche Handlungen schon früher vorgekommen sein müssen, zeigen Geschehnisse in Villingen und Rottweil.⁵

Bereits 1502 haben betrunkene Bauern in Villingen den Mönchen Kuhschwänze an ihren Kutten befestigt. Mönche bedrohten dort 1629 ihren Abt, weil man im Konvent die Fastnacht nicht üppig genug gefeiert hatte. 1644 und 1648, also in den Not-

zeiten des Dreißigjährigen Krieges, drangen Narren in die Wohnung des Abtes Gaißer ein und zogen erst wieder ab, als sie zu essen und trinken bekommen hatten. Zwei Narren wurden 1723 bzw. 1749 gerichtlich dafür zur Verantwortung gezogen, dass sie Zuschauer beim Narrentreiben durch Schläge mit dem hölzernen Narrosäbel ernstlich verletzt hatten. 1753 werden *Unhändel*, *Tumultieren*, *Raufereien* und *Vollsaufen* durch Dekret verboten. Wenig später, 1783, wird es den Narren untersagt, Säbel, Geißel und Bengel (Stock) mit sich zu führen. An diesen Beispielen wird deutlich, dass körperliche Angriffe seit dem 16. Jahrhundert immer wieder vorkamen und dass sowohl der Alkohol als auch das Auftreten in der Gruppe enthemmende Wirkungen hatten.

In Rottweil legen sich die Narren mit der Geistlichkeit an – die Obrigkeit geht gegen anstößige und unanständige Masken vor

Von Rottweil wird berichtet, dass Narren 1655 einen Juden, der Fische verkaufte, angriffen und die Fische unbrauchbar machten. Sie beleidigten, zur Verantwortung gezogen, die Stadtverordneten. 1742 kam es beim traditionellen Lebkuchenholen zu handgreiflichen Auseinandersetzungen eines Narren mit einem Assessor. Schon vor 1749 sollen Narren die zur Fastnacht nach Rottweil gekommenen Bauern der Umgegend mit Peitschenhieben, Wassergüssen über den Kopf und in die Schuhe belästigt haben. Zwei Narren bedrohten 1794 die Stadtknechte mit Stöcken und hinderten sie daran, den Gasthof «Bären» zu betreten. Kurz nach 1800 werden die Narren ermahnt, *sich des groben schlagens oder beleidigens sorgfältig zu enthalten*. 1862 sieht sich der Rottweiler Magistrat genötigt, die Schantle wegen ihrem wüsten und sittenlosen Treiben ganz zu verbieten, wobei ursprünglich unter «Schantle» alle Narrentypen gemeint waren, sofern sie sich schändlich benahmen. Es war damals üblich, dass sie sich auf der Erde wälzten, die Zuschauer mit Peitschen schlugen oder mit Dreck bewarfen, den sie zuvor mit einem Besen schnell zusammengekehrt hatten. Auch sollen sie unsittliche Bilder und Gegenstände umhergezeigt, unsittliche Gebärden angewandt und das andere, d. h. weibliche Geschlecht unsittlich berührt haben. Ähnliches ist für Oberndorf nur angedeutet, dürfte aber auch dort keineswegs seltener vorgekommen sein.

Die närrischen Aktivitäten richteten sich offenbar sowohl gegen die weltliche als auch gegen die kirchliche Obrigkeit. Seit Ende des 15. Jahrhunderts wurde das übliche Narrentreiben kirchlicherseits zunehmend als gottlos und unerwünscht eingestuft



Die Oberndorfer Schantle auf dem Anmarsch zum Rammeln, bei dem Würste und Orangen verteilt werden, bei dem die Narren mit den Zuschauern spielen.

Rechts unten: Ein Schantle mit Wurstgalgen lässt ein Mädchen zubeißen.

und bekämpft.⁶ In Rottweil zum Beispiel brachten seit 1652 die Jesuiten die Narren wiederholt in ernste Gewissenskonflikte, als sie traditionelle Gebetsveranstaltungen parallel zu den närrischen Terminen legten oder die Fasnetstermine in Zusammenarbeit mit dem städtischen Magistrat zu verlegen suchten. Kirche und Klöster waren zudem als Grundherren ebenso häufig Ursachen für Frustrationen wie weltliche Herrschaften. So kann es nicht überraschen, dass 1763 in Rottweil ein hl. Nikolaus in Bischofskleidung auftritt und eine närrische Firmung abhält, was sich – ohne Firmung – 1811 wiederholt. Beim traditionellen Lebkuchenholen im Kloster Rottenmünster bei Rottweil kommt es wiederholt zu Konflikten. Solche und ähnliche Vorkommnisse stellten zwar keine direkten Attacken mit körperlichen Angriffen dar, doch wurde dabei die Obrigkeit in beleidigender Weise in Frage gestellt und provoziert.

Mit zum Teil sehr harten Strafen wollten die Obrigkeiten sowohl die direkten, körperlichen als auch die beleidigenden Übergriffe der Narren im Keim ersticken. In Villingen mussten sie damit rechnen, hohe Geldstrafen zahlen zu müssen, zum Militärdienst und zur Fronarbeit bei Festungs- und Straßenbauten herangezogen zu werden oder im Gefängnis zu landen. In Rottweil wurden 1739 Soldaten sogar dazu angehalten, auf zuwider handelnde Narren zu schießen. Wie in Villingen und Rottweil wurde auch in Oberndorf die Dauer des Narrenlaufens verkürzt. Erstmals 1811 wurde hier das Narrenlaufen am Schmotzigen Donnerstag ver-

boten. 1823 wurden sechs oder sieben Narren gefangen gesetzt, die am Aschermittwoch mit einer Schelle umhergezogen waren und in beleidigender Weise Fehlritte von Mitbürgern bekannt gemacht hatten. 1860/61 wird das Tragen *unanständiger* und für die Kirche und verschiedene Gruppen *anstößiger* Masken verboten. Masken durften allgemein erst vom Abend des Fastnachtssonntags bis Dienstagabend 24 Uhr getragen werden. Nur bei Bällen war das Maskentragen im jeweiligen Gasthaus erlaubt. Beleidigende Reden und Handlungen blieben bei Strafandrohung untersagt.

Bei diesen Regelungen blieb es trotz Protesten der Narren und Versuchen der Nichtbeachtung. 1882 wurden die Verbote vom Oberndorfer Magistrat dahingehend verschärft, dass Jugendliche bis zum 16. Lebensjahr nur in *anständigen* Narrenkleidern und ohne Maske öffentlich auftreten durften. Alkoholische Getränke durften an sie nicht ausgegeben werden, und niemand sollte sie veranlassen, *unanständige und ehrenrührige* Lieder zu singen. Im Hansel- oder Schantlekleid zu gehen, blieb ihnen untersagt. Betteln und Hausierhandel, also die herkömmlichen Heischebräuche, durften alle Narren nicht mehr ausüben. Die immer wieder erneuerten Verbote belegten, dass die Einschüchterungen, Verbote und Strafen nur teilweise erfolgreich waren. Zum einen war der Reiz, närrisch aktiv zu sein, zu groß. Zum anderen konnten die Rädelsführer und ihre Kumpane wegen Maskierung und Vermummung nicht erkannt werden, und der Demaskierung

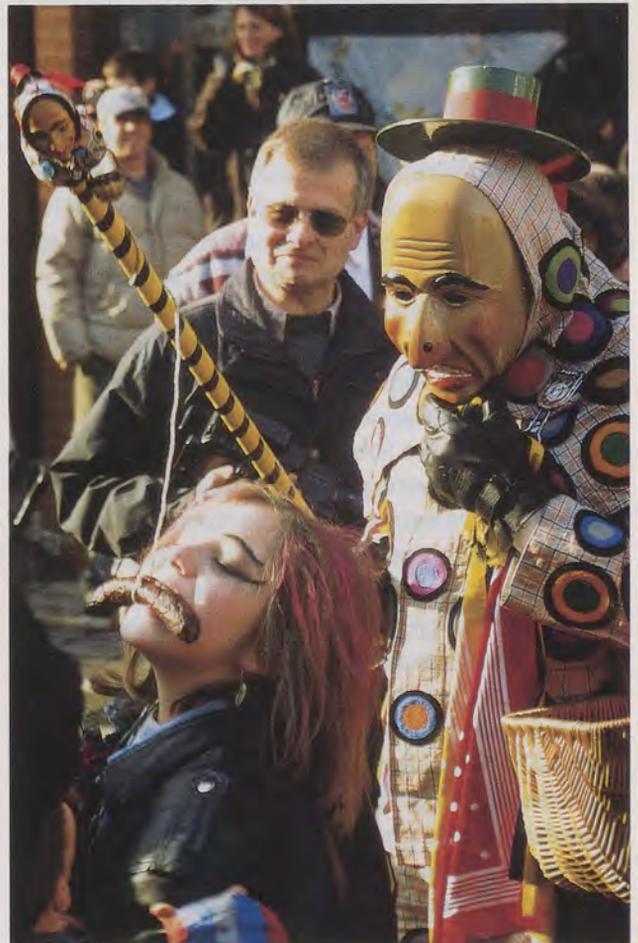
konnten sie sich durch gemeinsame Gegenwehr oder die Flucht in bereitwillig geöffnete Haustüren entziehen. Die mit der Verfolgung beauftragten Polizeikräfte waren wegen der großen Zahl der Narren häufig überfordert. Für Villingen ist sogar bezeugt, dass die Ordnungskräfte zum Teil selbst ins Narrenkleid schlüpfen.

Protestantische Beamte und karnevalistische Formen

Die protestantischen, oft pietistisch beeinflussten Stadtherren, die in Villingen, Rottweil und Oberndorf seit Anfang des 19. Jahrhunderts regierten, hatten – wie die von ihnen eingesetzten Beamten – nur selten Verständnis für Motive und Verhalten der Narrenschar. Die daraus folgenden Einschränkungen der Fastnachtsbräuche wurden religiös oder von den Zielen der Aufklärung her rational begründet. Die offiziellen Begründungen wie Hungersnöte, Kriegswirren, Feiertage und Todesfälle im jeweiligen Herrscherhaus u. a. m. waren nur vorgeschoben. Die strenge und beharrliche Gängelung und Bestrafung der nicht erlaubten Tätigkeiten zeigten aber letztlich bei der Bevölkerung Wirkung. Die gesellschaftliche Oberschicht akzeptierte zunehmend weniger körperliche Angriffe und Beleidigungen während der Fastnachtstage. Die Fastnachtsnarren galten immer mehr als rüpelhaft auftretende Mitglieder der niederen Gesellschaftskreise. Man wandte sich von ihnen ab und karnevalistischen Vergnügungen zu. Bälle und Fastnachtsspiele galten in erster Linie als fein und als erstrebenswert. Ungefähr seit der Mitte des 19. Jahrhunderts konnte es sich die jeweilige Stadtherrschaft erlauben, einzelne Narrentypen ganz zu verbieten oder in ihren Aktivitäten zu beschneiden. Victor Gassner konnte in Rottweil nach dem Verbot der Schantle 1862 das Schlimmste verhindern, indem er die Schantlefigur zu einem würdevoll auftretenden, prachtvoll gewandeten und die Grundsätze des Anstandes nicht mehr verletzenden Narrentyp umgestaltete, der dann aber auch von der Oberschicht geduldet wurde. Während in Elzach⁷ die Rägemolli und Schuddige einst wie heute ursprüngliche Formen der direkten körperlichen Aggression mit Saublodere, Scheren und Besen zeigen, scheinen die Oberndorfer Schantle eine Zwischenstellung zwischen ihnen und den Rottweiler Schantle eingenommen zu haben; denn 1909 musste der Elferrat der Narrenzunft eigens beschließen, daß Schantle auch beim Narrensprung teilnehmen dürfen. Bis heute zeigen die Oberndorfer Schantle nämlich deutlich aggressivere Verhaltensweisen als ihre Rottweiler Namensvettern, konnten also von Obrigkeit und Bevölke-

rung schlechter erduldet werden. Vielleicht deshalb waren sie nur an den Wochenenden zwischen dem Dreikönigsfest und Fastnacht in den Gaststätten beim Aufsagen unterwegs; ein Brauch, den sie zusammen mit den Dominos und anderen Maskierten bis nach dem Zweiten Weltkrieg ausübten.

Die Spielarten der indirekten Aggression, die sich im gesprochenen Wort, in bildlicher Darstellung und in Mimik und Gestik äußert und die Person, der die Aggression gilt, nicht beleidigt, konnte von der Stadtregierung, der gesellschaftlichen Oberschicht und dem Großteil der übrigen Bevölkerung am ehesten verkräftet werden. Beispiele dafür gibt es genug. Als in Villingen das Narrenlaufen verboten war, führte ein Bauer seine Kuh, mit Schellenriemen behangen, zur Tränke an den Stadtbrunnen. Ein anderer trieb seine Ziege mit einem Herterhut auf dem Gehörn durch die Straßen. Als das Aufsagen ein anderes Mal auf die Gebäude beschränkt und nur durch die Fenster gestattet war, ging ein Narr im vollen Kleid, aber mit einem um den Hals gehängten Fensterrahmen zum Aufsagen auf die Straße. Dieser Vorgang ist sowohl für Villingen wie für Oberndorf verbürgt.



In Oberndorf hat sich um die Jahrhundertwende eine besonders schöne Begebenheit ereignet. In der Gaststube von A. Hartmann wurde ein mit Stroh und Heu ausgestopfter Schantle in voller Ausrüstung an einen Gasttisch gesetzt und ihm ein halb volles Bierglas in die Hand gegeben. Der Polizeidiener wurde ins Lokal gelockt und stellte den Schantle zur Rede, weil am Samstag das Auftreten im Narrenkleid verboten war. Die an den Narren gestellten Fragen beantwortete ein unter dem Tisch sitzender Komplize. Alle Beteiligten konnten nach der Aufdeckung des Schabernacks mitlachen. Diese Art des Spotts, bei dem keine Verletzung des «Opfers» beabsichtigt ist, war schon zu diesem Zeitpunkt die einzige, vom Volk akzeptierte Form der närrischen Begegnung. Solches aggressive Verhalten sollte deshalb auch bis heute Richtschnur für den aktiven Narren bleiben.

*Über die Bedeutung von Verhaltensweisen
beim Fastnachtsgeschehen in Oberndorf am Neckar*

Menschliche Verhaltensmuster sind von Verhaltensforschern vor allem bei Naturvölkern beobachtet und in verschiedener Weise festgehalten worden. Weil diese Völker von der Zivilisation wenig beeinflusst sind und andererseits große Übereinstimmungen im Verhalten trotz weiter räumlicher Entfernungen bestehen, ist es sehr wahrscheinlich, dass die weitgehend gleichen Verhaltensformen vom Erbgut bestimmt sind. Mit der notwendigen Vorsicht lassen sich daraus Rückschlüsse auf das Verhalten von Menschen der westlichen, zivilisierten Welt ziehen. Auch die Fastnacht in Südwestdeutschland und speziell in Oberndorf lässt sich unter dem Blickwinkel des Verhaltens besser als bisher verstehen.⁸

Nach Meinung vieler Oberndorfer ist die Fastnacht das größte Fest des Jahres. Feste aber bringen es mit sich, dass soziale und gesellschaftliche Unterschiede eingeebnet werden und bei aktiven Narren und Zuschauern eine gemeinsame, freudige Grundstimmung erzeugt wird. Diese Gemeinschaft bildende Wirkung verstärkt sich durch die Musik der Blaskapellen und der zwei Schantlekapellen, die – räumlich verteilt – zwischen den Hansele und Narros bzw. den Schantle immer wieder neu den Narrenmarsch intonieren, der erstmals 1928 unter der Leitung des Komponisten H. Karl Scharrer gespielt wurde. Die Schantle-Musik der Blasinstrumente und der Akkordeone gehört zu der von der Bevölkerung besonders geschätzten Art des Musizierens.

Das von höheren Säugetieren bekannte Revierverhalten hat eine Entsprechung bei Zuschauern und Helfern der Narren, die Nachschub für die Nar-

ros, seltener für Hansele und Schantle, bereithalten. Alle beanspruchen sie, zum Teil über Jahre hinweg, feste Beobachtungs- und Standplätze am Straßenrand, die man als Kleinreviere betrachten kann. Sie reagieren aggressiv, wenn diese von anderen besetzt oder eingengt werden; denn dabei wird der als angenehm empfundene Mindestabstand (Individualdistanz) vielfach unterschritten. Lautstarke Auseinandersetzungen mit Schubsen, Stoßen, Wegdrängen oder Prügeleien können folgen. Der Revier-Behauptungstrieb erleichtert es den Narren, sowohl ihre Opfer als auch die Helfer mit dem Nachschub zuverlässig und schnell aufzufinden. Die Narros vor allem werden mit Brezeln, Schantle mit Orangen und Würsten und Hansele mit Bonbons und anderen Süßigkeiten zum Weitergeben versorgt.

Auch ohne sprachliche Äußerungen kann man anderen Menschen Botschaften übermitteln: Kopfhaltung, Mienenspiel, Augen- und Lidbewegungen sind Bestandteile des so genannten «lebendigen Blicks» und können vielfältig über die Absichten des anderen informieren. Die hölzerne Maske eines Narren zeigt jedoch immer denselben Ausdruck und dieselbe Färbung des Gesichts, was Unbehagen und Angst hervorruft. Die dem Zuschauer zugewandten Augenlöcher haben Drohwirkung («Drohstarren»). Kinder reagieren in solchen Situationen unmittelbar und unverfälscht, während Erwachsene häufiger ihre Stimmungen und Gefühle unterdrücken oder verbergen können. Da die meisten Narren in angenehmer Entfernung an den Zuschauern vorbeigehen und sich ihnen nicht zuwenden, kommen Angst und Drohwirkung nur punktuell und zeitlich begrenzt vor, weshalb sie für die Leute am Straßenrand leichter erträglich sind. Infolge ihrer zum Teil langjährigen Erfahrungen wissen vor allem die Erwachsenen um die Harmlosigkeit der närrischen Angriffe, was deren Wirkung weiter abschwächt.

In Oberndorf sind die Narren während der zwei Umzüge, die am Dienstag ab 8.30 Uhr und ab 14.30 Uhr stattfinden, in vier Abteilungen gegliedert, wenn man von Einzelfiguren absieht. Voran geht, von einigen Erwachsenen begleitet, die Gruppe der Kindernarren, die meist keine Maske tragen und überwiegend Hansele sind. Darauf folgen Hansele, Narros und Schantle in gegeneinander abgesetzten Gruppen. Jede dieser drei typenreinen Abteilungen kann als so genannter «offener anonymer Verband» angesehen werden. Die Mitglieder solcher Gruppen unterscheiden sich äußerlich kaum voneinander und kennen sich, wenn sie in Aktion sind, gegenseitig kaum. Beim Zuschauer rufen sie wegen ihrer Vermummung Angst und Unbehagen hervor, weil man die Motive ihres Handelns nicht verstehen und nicht

bekannten Personen zuordnen kann. Für die Narren andererseits waren Vermummung und Maskierung immer schon ein wichtiger Schutz vor Bestrafung durch die Obrigkeit. Heute ist die Aussicht, Aggressionen ausleben zu können, ohne dass man erkannt wird, eine wesentliche Triebfeder närrischer Handlungen.

Die von den Narren verteilten Geschenke haben, wie man von Naturvölkern weiß, die wesentliche Aufgabe, gefühlsmäßige, positive Bande zwischen verschiedenen Gruppen herzustellen und Freundschaft zu stiften. Der beschenkte Zuschauer wird durch die Gaben gewissermaßen freundschaftlich in die Narrenschar aufgenommen. Naturvölker haben auch Kontakte mit Fremden und zeigen ihre Fried-

liebe dadurch, dass Kinder als Vorhut vorangeschickt werden. Dass beim Narrensprung die Kindernarren vorangehen, könnte dementsprechend die Kontakte der großen Narren mit dem Publikum erleichtern helfen.

*«Dass des dr gröschte Sauhond ischt» –
Schantle sind aktiv und besonders aggressiv*

Von allen Narrentypen zeigen die Schantle am intensivsten und in den vielfältigsten Formen direkte Aggressionen. Zunächst unterschreiten sie am häufigsten und stärksten den vom Zuschauer noch als angenehm empfundenen Individualabstand. Mit einer Wurst oder Orange in der Hand und/oder ausgestrecktem Zeigefinger nähern sie sich ihrem «Opfer», fahren ihm mit den Fingern durch die Haare, nehmen ihm die Kopfbedeckung ab oder bestreichen Teile des Gesichts mit der Wurst, bevor sie diese möglichst weit in den Rachen des Zuschauers schieben, der nicht selten mehr oder weniger barsch aufgefordert wurde, den Mund weit zu öffnen. Die Orangen dagegen werden ihm direkt in die Hand gedrückt, seltener und entgegen dem Wunsch der Narrenzunft auch zugeworfen.

Von Naturvölkern ist bekannt, dass sie es als bedrohlich und aggressiv empfinden, wenn sich ein Fremder schnell und direkt nähert, wenn er auf jemanden zeigt, ihn mit Gegenständen bewirft oder starr ansieht. Eben dies aber geschieht bei der Annäherung der Schantle. An den Reaktionen der «Opfer» ist ablesbar, dass sie dies ungefähr so sehen wie Naturvölker. Manche weichen der Begegnung nach hinten oder nach der Seite aus und flüchten. Andere, denen dies verwehrt ist, biegen den Oberkörper nach der Seite oder nach hinten, bücken sich oder schützen sich mit einem vors Gesicht gehaltenen Unterarm oder befolgen die Anweisungen der Schantle nicht. Diese Formen werden noch zuweilen dadurch verstärkt, dass manche der insgesamt individuell gestalteten Schantlemasken einen hämisch grinsenden, griesgrämigen oder weinerlichen Gesichtsausdruck zeigen oder mit schreckhaft aufgerissenem Mund und fast voll sichtbarem Gebiss Drohwirkungen ausüben und Angst verursachen. Die nicht vorhandenen Ohren verstärken dies noch.⁹

Gleichermaßen häufig kommen auch Verhaltensweisen vor, die man der indirekten Aggression zurechnen muss. Der Schantle kann den Zuschauer eine am Wurstgalgen baumelnde Wurst ohne Zuhilfenahme der Arme allein mit dem Mund schnappen lassen, wobei der Betreffende je nach Geschicklichkeit Spott oder Lob der Nachbarn erntet. Dabei ist allein schon die Chance des Schnappens aus der



Ein rechter Schantle genießt seinen Vorteil, die Wurst vor dem Mund tanzen zu lassen.

Sicht des Narren ein Ausdruck der Wertschätzung, die er dem «Opfer» zollt. Es bedeutet auch eine besondere Ehre, mit dem folgenden Narrenvers angesprochen zu werden, obwohl dieser ursprünglich eine Beleidigung darstellte:

*Der Tag, der isch so freudareich,
dia Baura führet Mischt,
der Bürgermeister von Oberndorf,
dass des an Sauhond ischt!
(dr gröschte Sauhond ischt!)*

Wird dieser Vers gesprochen, dann setzen die Schantle im allgemeinen statt «Bürgermeister» den Namen des Angesprochenen und oft statt «Oberndorf» dessen tatsächlichen Wohnort ein. Auf diesen Spruch oder andere witzige Bemerkungen des jeweiligen Schantle kann und soll der damit Gemeinde mit möglichst witzigen Gegenreden antworten. Durch die Möglichkeit, angemessen auf die Angriffe der Schantle zu reagieren, kann der Zuschauer bei der indirekten Aggression die Schärfe der Angriffe abmildern. Dazu tragen die reichlich an das Publikum verteilten Geschenke bei, meist Wurst und Orangen, seltener Berliner u. a. Gebäck. Diese wohl-schmeckenden Gaben knüpfen gegenseitige Kontakte, freundschaftliche Bande und integrieren den Zuschauer in die Schantlegruppe.

Andere Formen der Begegnung Schantle-Publikum tragen weiter dazu bei, die durch die Aggressionen geschaffenen Stresssituationen abzubauen. Aus Erfahrung ist den meisten Zuschauern bekannt, dass die Narren es im Grunde gut mit ihnen meinen. Das Lob der Schantle für die Leistungen am Wurstgalgen, für witzige Gegenreden oder Hilfestellungen bei der Bestückung des Wurstgalgens mit einer neuen Wurst, all das baut Spannungen ab. Wenn die Zuschauer von Narren umarmt werden, wenn einer ihnen die Hand drückt, sie mit offener Handfläche grüßt, Grußworte spricht, den Kopf senkt und wegsieht, dann wissen die «Opfer», dass sie nicht ernstlich verletzt oder beleidigt werden sollen, dass sie in die Schar der Schantle aufgenommen sind, wenn sie nur wollen.

In dieselbe Richtung wirkt die Musik der zwei im Umzug mitgehenden Schantlekapellen. Eine solche Kapelle besteht aus ungefähr zehn Musikern im Schantlekleid und mit Schantlemaske. Als Musikinstrumente benutzen sie Akkordeons, Triangel, große und kleine Trommel sowie Schellenbaum. Voran geht ein Schantle als Laternenträger. Die erstmals 1938 erwähnte, aber wohl schon ältere Kapelle spielt beim Umzug ausschließlich und immer wieder den Narrenmarsch und ersetzt bei der Schantlegruppe die sonst üblichen Blaskapellen. Mit dem Narrenmarsch werden die Zuschauer in eine freudige

Grundstimmung gebracht, die alle sozialen und gesellschaftlichen Schranken und den Gegensatz Schantle-Zuschauer vergessen macht.

Nach der psychologischen Typenlehre von Ernst Kretschmer¹⁰ ist der Schantle dem Typ des Pyknikers zuzuordnen. Für diesen sind eine gedrungene Figur, rundes Gesicht und Fettbauch kennzeichnend, die auch in etwa den idealen Merkmalen eines Schantle entsprechen. Menschen dieses Typs strahlen Lebensbejahung, Gemütlichkeit und Behäbigkeit aus, wozu der langsame, hinkende Gang gut passt. Ausstrahlung und Merkmale des Schantle schließen damit aus, dass sich das Publikum ernsthaft bedroht fühlen kann, wenngleich die tiefen roho-ho-Rufe ansonsten Angst einflößen könnten.

Schantle suchen Dialog mit Kindern und Erwachsenen

Das von Rottweil und Villingen bekannte Aufsa-gen bzw. Strahlen, d. h. die spöttische Darstellung von Fehlverhalten mit Hilfe von Zeichnungen, Bildern, Modellen und Narrenbüchern, war in Oberndorf wohl nie stark verbreitet. Immerhin zogen nach dem Zweiten Weltkrieg Maskierte, Dominos und Schantle an den Wochenenden nach Dreikönig und bis zur eigentlichen Fasnet durch die Wirtshäuser, um dort bei ihren Opfern ihren Spott über Fehlverhalten loszuwerden. Später beschränkten sich die Schantle auf Vorträge am Schmotzigen Donnerstag in den bekanntesten Gaststätten, blockierten dabei aber wegen des hohen Zeitbedarfs die Vorträge anderer Gruppen. Auf Beschluss der Narrenzunft treten seit 1983 die Schantle am Schantle-Sonntag, zehn Tage vor dem Schmotzigen Donnerstag, in Aktion.

Auf närrische Weise werden dann die bemerkenswertesten Ereignisse des vergangenen Jahres kommentiert, wobei vor allem stadtbekanntes und/oder einflussreiche, oft auch kommunalpolitisch tätige Persönlichkeiten aufs Korn genommen werden. Mit Plakaten, Modellen, Fotos, Sonderdrucken, Sketchen und oft unter Mithilfe von herbeigerufenen Zuhörern wird dargestellt und verdeutlicht, was in den Augen der Narren bemerkenswert ist. Die direkt Angesprochenen können und sollen möglichst witzige Einwürfe und Erwiderungen zum Besten geben. Beim angestrebten Dialog wird der indirekten Aggression jede Schärfe genommen. Da die gewünschten Zielpersonen des Spotts nicht in allen Gaststätten angetroffen werden können, dienen andere Personen als Ersatzobjekte, vor allem dann, wenn sie den eigentlich Gemeinten in Aussehen und/oder Verhalten gleichen. Die in nahezu jeder wichtigen Gaststätte

auftauchende Schantlekapelle spielt neben dem Narrenmarsch auch Schunkellieder, Walzer und Märsche wie «Holzhackerbuabn», «Wien bleibt Wien» u. a. m.

Dadurch gelingt es, die Zuhörer in eine einheitliche, freudige Stimmung zu versetzen und dazu anzuregen, selbst zu Spott und Aggression beizutragen und somit eigene Frustrationen abzubauen. Weil verschiedene Adressaten Ziele der närrischen Angriffe werden, kann die auf den Einzelnen gemünzte Attacke an Schärfe verlieren. Im Wechselspiel von Rede und Gegenrede kommt jener Humor zur Geltung, der bestehende Spannungen so löst, dass der Narr unterhalb der Schmerzgrenze seines Gegenüber bleibt und ihn deshalb nicht verletzt. Im günstigsten Fall kann das «Opfer» mitlachen, obwohl und weil es betroffen ist. Eine recht verständene närrische Aggression kann nicht den Zweck

der Ausgrenzung haben, beabsichtigt viel eher, Fehlverhalten so herauszustellen, dass der «Sünder» sich korrigieren und als normaler Bürger wieder in die Gesellschaft eingliedern kann.¹¹

Unter Rammeln wird in Oberndorf das Zuwerfen, Spendieren und Fangen von Orangen und Würsten verstanden. Dieser von der Narrenzunft wieder belebte Brauch beginnt am Fasnachtmontag damit, dass ab 14.30 Uhr eine stattliche Schar von Schantle von der Wasserfall-Turnhalle durch die Hauptstraße bis zum Alten Rathaus zieht, wobei eine närrisch gekleidete Abteilung der Stadtkapelle vorangeht und immer wieder den Narrenmarsch spielt. Ein kleiner Teil der Schantle lässt sich auf närrisch geschmückten Karren näher heranzufahren, etwa auf mit Luftballons geschmückten Viehtransportern, die von Traktoren gezogen werden. Im Bereich der oberen Hauptstraße werden sie von Kindern und Erwachsenen mit den in Oberndorf gebräuchlichen Heischeversen angegangen. Sie erhalten daraufhin von den Narren die schon benannten Orangen und Würste als Auswurfmaterial, das an diesem Tag von der Narrenzunft spendiert ist. Auch die Wurstgalgen treten in Aktion.

Die närrische Aggression ist dabei stark abgeschwächt, weil die um Gaben heischenden Personen den ihnen angenehmen Abstand zu den Schantle halten und die Zeitdauer des Heischens selbst bestimmen können. Die Aktivität ist stark von den Narren auf das Publikum verlagert. Gefühlsmäßige Bindungen entstehen vor allem durch die reichlich gespendeten Narrengaben, die auf kurze Entfernung zugeworfen oder in die Hand gegeben werden. Die nicht ganz sattelfesten Kinder werden beim Aufsagen oder Singen der Verse von den Narren selbst unterstützt, indem sie mitsingen oder zum Aufsagen bzw. Singen ermuntern.

Hier wird die Gemeinschaft Narren-Publikum durch das gemeinsame Tun gefestigt. Die beim Narrensprung vorkommenden körperlichen Angriffe bleiben nahezu ganz aus, und beim Wurstschnappen vom Galgen erfahren die Kinder sogar tatkräftige Hilfe von den Schantle. Auf diese Weise festigen sich die gemeinsamen Bande zwischen Kindern und Narren, die Kinder werden gewissermaßen in die Schantlegruppe aufgenommen. Die Narren können sich während des Rammelns gut auf die Narrensprünge am nächsten Tag einstimmen. Die Kontakte mit dem Publikum können aber bei dieser Brauchübung intensiver und häufiger als bei den Narrensprüngen stattfinden, weil mehr Zeit dafür zur Verfügung steht, weil die Zuschauergruppe kleiner, wenn auch ganz auf die obere Hauptstraße konzentriert ist.

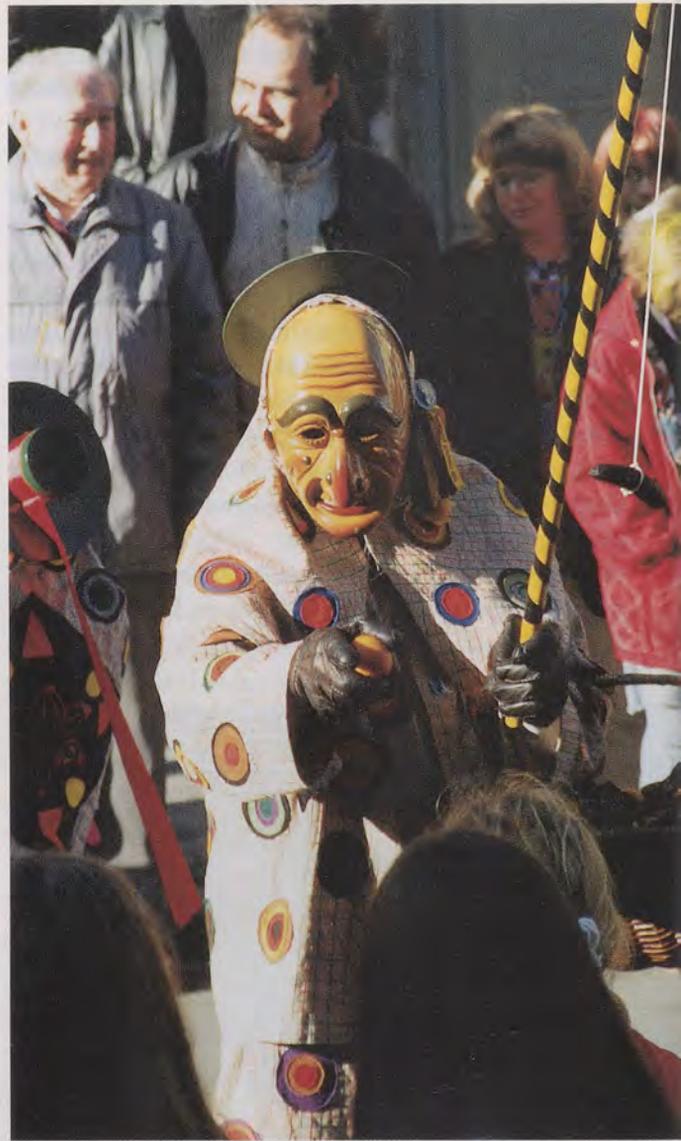


Ein Oberndorfer Schantle, der als Belohnung eine Orange hält, lässt sich Heischeverse vorsingen.

Weder Narros noch Hansele zeigen im allgemeinen während des Narrensprungs das ausgeprägt aggressive Verhalten der Schantle. Es kommt relativ selten vor, dass sie einen Zuschauer umarmen, ihm durch die Haare streichen oder mit ihm gemeinsam zu den Klängen des Narrenmarsches «jucken», was nur nach der Auflösung des Sprungs vorkommt. Wie bei den Schantle können das Grüßen mit offener Hand und das Umarmen als freundschaftliche Gesten verstanden werden. Wenn die Zuschauer Bonbons und andere Süßigkeiten von den Hansele oder Brezeln von den Narros zugeworfen oder in die Hand gedrückt bekommen oder sich selbst aus dem Korb bzw. von der Brezelstange bedienen dürfen, so festigen diese Gaben die gegenseitige Freundschaft. Die Brezelstange des Narro kann man zunächst als Stock oder stilisierten Degen, also als Waffe mit Drohwirkung auffassen. Durch die Geschenke, die zudem noch wohlschmeckend und begehrt sind und Achtung im Publikum verschaffen, wird der feindliche Eindruck mehr als aufgehoben. Wenn die Hansele die Personen am Straßenrand mit Süßigkeiten bewerfen, so hat dies wie jede Art von Bewerfen zunächst Aggressionsbedeutung. Durch das Beschenken und den süßen Geschmack der Gaben wird diese Wirkung abgebaut, wechselseitige Freundschaft kann entstehen. Im Übrigen können evtl. entstehende Angstgefühle durch Erfahrungen verdrängt werden, die freundschaftliche Handlungen der Narren zum Inhalt haben.

Aufsagen aus Narrenbüchern oder witzige Dialoge kommen während des Narrensprungs kaum vor, was allerdings mit der stark gewachsenen Zahl von Narren und Zuschauern zusammenhängt. Beide Narrentypen treten außerhalb des Narrensprungs fast nur beim Bürgerball der Narrenzunft, hier beim so genannten lebenden Bild, und bei Sonderveranstaltungen auf, wie z. B. bei den in unregelmäßigen Abständen stattfindenden Treffen der Narrenzünfte Elzach, Überlingen, Rottweil und Oberndorf. Nur in diesem Fall kann man die Oberndorfer Narrentypen auch außerhalb Oberndorfs sehen. Die Präsenz bei besonderen Veranstaltungen wie «runden» Geburtstagen sollten von der Narrenzunft genehmigt sein. Das Verhalten der Narros und Hansele bei diesen Sonderterminen unterscheidet sich kaum von dem während des Narrensprungs.

Die freundlich oder distanziert blickenden Masken der Narros und die freundlichen Hansele-Masken sowie die farbenfrohen Kleider beider Typen lassen Angstgefühle kaum entstehen oder helfen sie



mit abzubauen. Auch schaffen sie freundschaftliche Beziehungen zu beiden Narrengruppen und verstärken sie bei den Zuschauern.

Die Jungnarren, die den Narros und Hansele als gesonderte Gruppe vorangehen und die meist das Hansele-Kleid, aber keine Holzmaske tragen, sie bahnen als Vorhut Kontakte des Publikums zu den großen Narren an, wie schon vorher erläutert wurde. Eventuell aufkommende Aggressionen werden dabei abgeschwächt. Ob dabei das so genannte Kindchen-Schema eine Rolle spielt, ist wahrscheinlich, aber noch nicht nachgewiesen.¹²

An Vorkommnissen, die vorwiegend von den drei Narrenstädten Villingen, Rottweil und Oberndorf berichtet werden, lässt sich ablesen, dass bei Begegnungen zwischen Narren und Zuschauern die ursprünglich überwiegend körperlichen und/oder beleidigenden Angriffe allmählich durch humorvollen Spott abgelöst wurden, der nicht verletzen will

und aus verschiedenen Gründen vom jeweiligen «Opfer» akzeptiert werden kann. Aggressives und anderes Verhalten, sofern es bei Kontakten zwischen Narren und Publikum eine Rolle spielt, ist unter dem Blickwinkel der Verhaltensforschung beschrieben, kommentiert und gedeutet worden. Möglicherweise ist es dabei nicht immer gelungen, alle Gesichtspunkte vollständig zu erfassen. Die Verhaltensweisen in anderen Narrenstädten sind sicherlich anders gelagert und gewichtet. Es wäre schön, wenn diese Arbeit Anregungen geben könnte, die zur Erforschung des Fastnachtsgeschehens in Südwestdeutschland und zu dessen Verständnis wichtig sind. Für die vergleichende Beobachtung von Verhaltensweisen wäre es unverzichtbar, Verhalten in Film, Bild und Ton festzuhalten. Der Verfasser möchte dazu nachhaltig ermuntern.

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. D.R. Moser (1986) und W. Mezger (1991).
- 2 Vgl. I.Eibl-Eibesfeld (1972 und 1974).
- 3 Vgl. für Villingen C. Huonker/K.H. Ummenhofer (1984); für Rottweil W. Mezger (1984 und 1996); für Oberndorf W. P. Heyd (1973), G. Wolf (ed.o.J.) und B. Gühring (1995).
- 4 Vgl. Heyd (a.a.O.).
- 5 Vgl. Anm. 3.
- 6 Vgl. Mezger (1991) S.493.
- 7 Vgl. Krumm (1975).
- 8 Zu Verhaltensweisen vgl. Eibl-Eibesfeld (1972 und 1974), Leyhausen (1954) und Cranach (1971).
- 9 Vgl. Anm. 8.
- 10 Vgl. Kretschmer (1967).

- 11 Vgl. Freedmann (1967), Berkowitz (1962), Mc Neil (1959).
- 12 Kindchenschema s. Eibl-Eibesfeld (1974) S. 497/498.

LITERATUR

- L. Berkowitz: Aggression: A Social Psychological Analysis. New York/Toronto/London/San Francisco 1962.
- Mario W. Cranach: Über die Sozialfunktion des Blickes. Mannheimer Sozialwiss. Studien 3, S. 201–224.
- I. Eibl-Eibesfeld: Die ! KLo-Buschmann-Gesellschaft. Gruppenbindung und Aggressionskontrolle bei einem Jäger- und Sammlervolk. München 1972.
- I. Eibl-Eibesfeld: Grundriss der vergleichenden Verhaltensforschung. München 1974.
- D. G. Freedman: A Biological View of Man's Social Behaviour. In: Social Behaviour from Fish to Man, Chicago 1967.
- B. Gühring: Das Akkordeon als Kulturinstrument und als Schulinstrument. Wiss. Hausarbeit 1. Staatsprüfung f. d. Lehramt an Grund- und Hauptschulen Freiburg 1995.
- W. P. Heyd: Masken unserer Stadt Oberndorf. Stuttgart 1973.
- C. Huonker/K. H. Ummenhofer: Chronik der Historischen Villingener Fasnet. In: Festbuch anlässlich des Jubiläums der Historischen Narrenzunft Villingen, Villingen 1984.
- E. Kretschmer: Körperbau und Charakter. Berlin/Heidelberg/New York 1967.
- Erwin Krumm: Masken unserer Stadt Elzach. Stuttgart 1975.
- P. Leyhausen: Vergleichendes über die Territorialität bei Tieren und den Raumanspruch des Menschen. Homo 5, 1954.
- Werner Mezger: Fasnet in Rottweil. Stuttgart 1996.
- Werner Mezger: Narretei und Tradition – Die Rottweiler Fasnet. Stuttgart 1984.
- Werner Mezger: Narrenidee und Fastnachtsbrauch-Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur. Konstanz 1991.
- Dietz Rüdiger Moser: Fastnacht – Fasching – Karneval. Graz/Wien/Köln 1986.
- E.B. Mc Neil: Psychology and aggression. The journal of conflict resolution, Vol. III, 196–279.
- G. Wolf (ed.): Aus der Geschichte der Oberndorfer Fasnet. Oberndorf a.N. o.J.

*Links oben:
Der Narr steuert mit
ausgestrecktem Zeige-
finger ein «Opfer» an,
er sucht den Dialog.*

*Schantle und Publi-
kum bei Narren-
sprung in Oberndorf
am Neckar. Dabei
zeigen sie sich stolz
mit ihrem koketten
Hut samt Hutband.
Im Korb das Aus-
wurfgut.*



DER FEINE UNTERSCHIED



TIGGES KOMMUNIKATION TüBINGEN

Kunst kommt von Können.

Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,
was er kann. Ausstellungen sind teuer,
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen
wir von der Württembergischer Hypo seit
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.

Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer
Hypo



Die Straßenansicht der Alten Mühle in Eberdingen zeigt neben modernen Ergänzungen die typische Fachwerk-Putzfassade mit den Kreuzstockfenstern und Klappläden des 19. Jahrhunderts. Auf dem kleinen Bild ist der Zustand vor der Sanierung zu sehen.

Ulrich Gräf Vom Mühlengebäude zum Badhaus – Fünf Objekte beim Denkmalschutzpreis 1999

Die fünf Preisträger des letztjährigen Denkmalschutzpreises widerspiegeln – wie in den vergangenen Jahren – eine Auswahl beispielhaft denkmalpflegerischen Handelns. Aus 56 Bewerbungen mit gut restaurierten und sanierten Gebäuden wurden von der Jury des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo fünf Objekte zur Preisverleihung ausgewählt. Alle Objekte wurden vom Landesdenkmalamt begleitet und für ihre denkmalpflegerischen Leistungen auch durch Zuschüsse des Denkmalamtes gefördert.

Wir bedanken uns bei allen übrigen Bewerbern für ihr Engagement um die Erhaltung und Nutzung ihrer Denkmalgebäude und bitten um Verständnis, dass wir eine Wahl treffen mussten aus einer Vielzahl von Bewerbungen, die sich in nichts nachstanden.





Elektroanlagen

Lutz Graw

Hauptstrasse 47
71229 Leonberg
Tel.: 0 71 52/4 38 92
Fax: 0 71 52/90 36 92

nb

H + B Braun u. Partner GmbH

Baugeschäft Leonberg
Telefon : 07152 949677

Wir haben die Bauleitung, den Rohbau
und das Gesamtkonzept der
Ehemaligen Mühle in Eberdingen
verwirklicht.

Leopold

Fensterbau seit 1752

Tel. 07152 - 27577

Ihr Fachmann für individuell gefertigte
Fenster, Türen und Wintergärten
<http://www.leopold-fensterbau.de>

PLANUNG + BAULEITUNG

ARCHITEKTURBÜRO

P A U L L E H E R

FREIER ARCHITEKT

EISENAUERWEG 1, 70569 STUTTGART, TEL. 0711/681649

Außergewöhnlich * Interessant * Besuchenswert

Keltenmuseum Hochdorf/Enz



Als archäologische Sensation wurde 1978 in Hochdorf/Enz, Gemeinde Eberdingen, das 2.500 Jahre alte Prunkgrab eines keltischen Fürsten entdeckt. Dessen detailgetreue Rekonstruktion und seine Einordnung in das historische Umfeld bilden den thematischen Schwerpunkt des Museums, das auch architektonisch bemerkenswert ist.

Sonderausstellung bis Mitte Juni 2000:
"Die Fürsting von Reinheim und ihre Zeit"
mit außergewöhnlichen Originalfunden.

Öffnungszeiten:
Dienstag-Sonntag 9.30-12.00 Uhr
und 13.30-17.00 Uhr
Montag geschlossen

Telefon 0 70 42 / 789 11 bzw. 799 402
Fax 799 466
Internet www.eberdingen.de



Blicke hinter die Kulissen der Denkmalpflege: Eine Reise zu Kleinodien des Denkmalschutzpreises im Schwarzwald

Führung:
Dr. Bernhard Laule, Dr. Jörg-Uwe Meineke und Dieter Dziellak
Mittwoch, 11. Oktober 2000
Abfahrt: 8.00 Uhr, Bussteig 14, Busbhf. Stuttgart
Preis (inkl. Busfahrt und Führung): DM 87,-

Der vom Schwäbischen Heimatbund und der Württemberger Hypo verliehene Denkmalschutzpreis ist einmalig in seiner Art in Baden-Württemberg. Die mit dem Preis ausgezeichneten Baudenkmäler sind nicht weniger bemerkenswert.

Unter fachkundiger Führung wird uns die Fahrt in den Schwarzwald führen: Zunächst geht es in die ehemals freie Reichsstadt Rottweil, zu dem spätmittelalterlichen bürgerlichen Wohnhaus "Graben 15" mit einer prächtigen Bohlenstube von 1465/66. Nur wenige Kilometer entfernt liegt – gleichsam im Herzen des württembergischen Schwarzwalds – der herrlich gelegene Deisenhof, der östlichste Schwarzwaldbauernhof überhaupt und zugleich ein bauhistorisches Unikum: Der Ende des 18. Jahrhunderts erbaute Hof vereinigt die Bautraditionen der Kinzigtäler Schwarzwaldhöfe mit denen des schwäbischen Einhauses. Den Abschluß – und hinsichtlich der Ausstattung zugleich Höhepunkt – der Fahrt bildet der Besuch der "Schlenker-Grusen-Villa" in Schwenningen, einer Jugendstil-Fabrikantenvilla mit wunderschönen Jugendstilfenstern und -stuckarbeiten sowie dem einmaligen Wohnzimmer mit einer originalen Jugendstilprägetapete und phantastischen Deckenmalereien.

Ein Spaziergang im idyllischen Sulzbachtal, einem "kleinen Paradies" (SH 1996/1), dessen Hudewälder (Viehweid-Wald) und Ginster- und Wacholderheiden von den dortigen Landwirten heute noch auf traditionelle, naturnahe Art bewirtschaftet werden (Kulturlandschaftspreis 1995), läßt auch die landschaftliche Schönheit des Schwarzwalds zur Geltung kommen.

*Alte Mühle in Eberdingen
in der Stuttgarter Straße 43*

In unmittelbarer Nachbarschaft zur ehemaligen Kelter, dem heutigen Rathaus von Eberdingen, stellt die renovierte Alte Mühle ein wichtiges ortsbildprägendes Gebäude dar, das einer Straßenbiegung am Ausgang des Ortes den städtebaulichen Halt gibt.

Auf die Bauzeit um 1580 weisen gut versteckt noch Zierelemente des Fachwerks in Giebelfeldern im Dachgeschoss hin. Durch die frühere Ladeluke im First des ursprünglichen Mühlengebäudes wird heute das Dachgeschoss begangen. Eine einläufige neue Erschließungstreppe führt am Sichtfachwerk der ehemaligen Giebelfassade vorbei und zeigt die Konstruktion und Gestaltung des Fachwerks mit den mehrfach profilierten Schwellen, seinen Andreas-kreuzen und den verzierten Kopfbändern. Die giebelseitigen Erweiterungen im 18. und 19. Jahrhundert haben den alten Giebel im Dachgeschoss mit eingeschlossen und verdeckt. Dem Gebäude ist dies von außen nicht mehr anzusehen. Es ist heute von außen geprägt durch die typische Fachwerk-putzfassade mit Kreuzstockfenstern des 19. Jahrhunderts. Die Mühle war ursprünglich Teil einer Hofanlage mit weiteren Gebäuden, die in früheren Jahren abgerissen wurden. Heute zeigt sich die Eberdinger Mühle als freistehendes Gebäude.

Mit dem Rückbau des Strudelbaches wurde 1924 das alte Wasserrad der Getreidemühle durch Turbinen ersetzt, die erst 1963 stillgelegt wurden.

Die rückwärtige traufständige Fassade und die im Erdgeschoss fensterlose Giebelfassade weisen auf die Lage des ehemaligen Mühlkanals hin, der 1974 aufgefüllt wurde und der heute durch die Hofmauer, Carport und Strasse kaum mehr nachvollzogen werden kann. Auch die Lage des einstmals vorhandenen Mühlrades lässt sich kaum noch erahnen. Erst von innen her wird durch die räumliche Anordnung der Turbinen und der Mühltechnik die frühere Lage des Mühlrades erklärbar. Der ehemalige Sackboden ergibt heute einen großzügigen Galerie-Raum mit Emporen auf zwei Seiten und dem offenliegenden Transmissions-Antrieb der alten Mühle.

Erste schriftliche Hinweise auf einen Müller in Eberdingen geben Prozessakten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Über lange Jahre im Familienbesitz wurden die Mühlrechte immer wieder weitervererbt oder verkauft. In einer letzten umfassenden Modernisierungsphase wurde das große Mühlrad 1924 durch zwei Francisturbinen ersetzt, mit dem Recht, die Wasserkraft des Strudelbaches zum Betreiben der Getreidemühle zu nutzen. Eine Mitteilung der Verwaltung von 1969 hält fest, das Nutzungsrecht sei seit fünf Jahren nicht mehr ausgeübt worden und somit erloschen. Das Gebäude, inzwischen in das



Der ehemalige Maschinenraum der Mühle mit den offenliegenden Transmissionen und dem ehemaligen Sackboden ist heute ein großzügiger Eingangsraum.

Eigentum der Gemeinde Eberdingen übergegangen, hatte keine Nutzung mehr, und der Gebäudezustand verschlechterte sich zusehends.

Das Mühlengebäude zeigt heute ein traufständiges Putzfachwerk mit Zwerchhaus auf der Vorderseite und kleinem Krüppelwalm auf der Ostseite. Das Erscheinungsbild der Fassaden mit ihren aufgereihten Kreuzstockfenstern in Verbundbauweise und den Klappläden sowie den vergitterten sandsteingerahmten Fenstern im Erdgeschoss weist auf Umbauphasen im 18. und 19. Jahrhundert hin und gibt dem Gebäude seine für das Ortsbild von Eberdingen typische Erscheinung.

Durch geschickte Zusammenlegung von teilweise gut ausgestatteten Räumen des 19. Jahrhunderts ist es gelungen, mehrere Wohnungen einzurichten, die alle erhaltenswerten Teile des historischen Bestandes weitertradiieren. In liebevoller Detailarbeit wurden die überkommenen Strukturen mit ihren vielen Ausstattungseinzelheiten restauriert.

Die einzelnen Wohnräume und ehemaligen Kammern zeigen wieder ihr ursprüngliches Erscheinungsbild, so dass sich die früheren Raumnutzungen wieder deutlich ablesen lassen. Einen besonderen Reiz der neuen Wohnungen stellen die eingebauten Schränke des ausgehenden 19. Jahrhunderts dar, dokumentieren sie doch anschaulich frühere Wohnausstattung.

Das Eingangsgeschoss mit den alten Maschinen der Mühle, deren verbliebene Teile an ihrer originalen Stelle stehen, und die Wohngeschosse zeigen heute eine beispielhafte Mischung von halböffentlicher und privater Nutzung durch den neuen Eigentümer. Der Bauherr ist Johannes Haag, der Architekt Paul Leher.



Die eingebauten Schränke des ausgehenden 19. Jahrhunderts dokumentieren die frühere Wohnausstattung der Mühle.



Villa Bürk in Schwenningen
in der Bürkstraße 35

Die Villa wurde 1909 als Wohnhaus des Uhrenfabrikanten Richard Bürk, Inhaber der Württembergischen Uhrenfabrik, durch den Schwenninger Architekten Blasius Geiger errichtet. Im Straßenverlauf der nach dem Uhrenfabrikanten Bürk benannten Straße springt das ehemalige Wohnhaus des Industriellen ins Auge mit seinem auf Repräsentation angelegten Erscheinungsbild. Das zweigeschossige Gebäude mit ausgebautem Mansard - Krüppelwalmdach besitzt noch eine fast komplett erhaltene, ortsfeste Innenausstattung mit Böden, Decken, Fenstern, Buntverglasungen, Türen, Wandtäfelungen, Einbaumöbeln und Prägetapeten. Für die damalige Zeit sehr innovativ sind auch die in Teilen gut erhaltenen Einrichtungen der Haustechnik.

Zur großbürgerlichen Villa gehört natürlich auch der weiträumige Garten mit kleinem Gartenpavillon, Remise und Gartenumfriedung, der dem Wohnhaus erst den würdigen Rahmen gibt. Erhält der kubisch und geschlossen wirkende Baukörper der Villa seine Gliederung auf der Straßenseite durch einen Risalit, hinter dem sich das Treppenhaus befindet, so gliedert auf der Gartenseite die zweigeschossige Loggia und ein halbrunder Ständerker die Fassade. Die Putzfassaden werden von den original erhaltenen, reparierten und teilweise erneuerten Kreuzstockfenstern mit Klappläden in starkem Maße gegliedert und prägen das Erscheinungsbild des Gebäudes.

Der halbrunde Ständerker auf der Giebelseite zum Garten hin weist auf die dahinter liegenden Wohnräume. Ohne protzig zu wirken, werden als Gestaltungselemente an den Fassaden Schmuck-

elemente mit Jugendstildetails in abgesetzten Wandfeldern und in kassettierten Feldern in der Untersicht der Gesimse gezeigt. Sie stellen in sparsamer Form Hinweise auf die architektonische und künstlerische Gestaltung der Jahrhundertwende dar, die vor allem im Inneren bei der individuellen Ausgestaltung der Wohneinrichtung eindrucksvoll bestätigt werden.

Trotz jahrelanger Vernachlässigung der Bausubstanz blieb hinter Verschalungen und Verschlängen viel von der Innenausstattung der Erbauungszeit erhalten. Der innere Raumeindruck wird bestimmt durch stuckierte Decken, künstlerische Verglasungen im Treppenhaus und in den Oberlichtern von Türen, durch Wandvertäferungen und Türen, aufwendige Einbaumöbel und Prägetapeten, erschlossen durch eine konstruktiv und gestalterisch interessante Treppenanlage mit offener Vorhalle. Diese qualitätvolle Ausstattung wurde damals in großen Teilen von der fabriкеigenen Schreinerwerkstatt mit großer handwerklicher Fertigkeit herge-



stellt und eingebaut. Die heutigen Handwerker und Restauratoren haben sich auf die hohe Qualität der architektonisch und kunsthandwerklich bedeutsamen Gestaltungselemente am und im Gebäude eingelassen. Mit großer Einfühlung und technischem Spezialwissen wurden so viele wertvolle Details erhalten und restauratorisch wiederhergestellt.



Die qualitätvolle Innenausstattung der Villa mit Einbauschränken, Türen und Kunstverglasungen wurde zu großen Teilen in der fabriкеigenen Schreinerwerkstatt der Uhrenfabrikation hergestellt.

Seit 1973



- Innen + Außenputz
- Vollwärmeschutz
- Altbausanierung
- Trockenbau - Gerüstbau
- Fließestrich
- Malerarbeiten
- Bautrocknung

Kirschmann
Stukateur- u. Malergeschäft

78730 Lauterbach · Wittum 39
Tel. 0 74 22/48 22 · Fax 2 37 40

Exklusive Wandmalereien "aller Art" im In- und Ausland

Wir zaubern einen traumhaften Meerblick auf Ihre Gartenmauer, verwandeln Ihr Bad in einen Regenwald oder Ihr Schlafzimmer in einen Blumengarten...! Was immer Sie auch wollen - wir führen es aus!

(Für Restaurants, Hotels, Privathäuser, Badezimmer, Schwimmbäder, etc.)

Wir malen
in bewährter
Tromp-l'oeil-Technik
Motive nach Ihren Wünschen
oder unseren Vorschlägen

Wolfgang C. Mock
Eschenweg 1
83339 Chieming
Tel./Fax: 08661 / 13 11
Fax: 08661 / 18 53
Handy: 0171 / 206 64 79



Bodenbeläge aller Art

Teppichböden

PVC-Beläge

Linoleum-

und Gummiböden



Klaus Speckner, Bodenbeläge

Büro, Ausstellungsraum, Warenannahme:

Mercedesstraße 7
71334 Waiblingen-Hegnach
Tel. (071 51) 56 54 30/31/32
Fax (071 51) 56 36 95

Karl Altmann
Planung & Bauleitung
Schwenningen
Tel. 07720/1484



Herzliche Glückwünsche zur gelungenen Sanierung der Bürki-Villa und zur Auszeichnung des Denkmalschutzpreises 1999.

Wir möchten uns nochmals für das entgegengebrachte Vertrauen bedanken.

Dezember 99

KUNST & BAU
Schlosserei
METALLROTTLERDESIGN



ROLF ROTTLER
FORSTSTRASSE 73
78126 NEUHAUSEN
TEL. 07725 - 76 79
FAX 07725 - 13 61

*Filigran und edel
wirkt die reizvolle
spinnennetzartige Teich-
umzäunung im Park,
die von uns handwerklich
gefertigt wurde.*



GMBH & CO. KG

GLAS, ROLLADEN, JALOUSIEN, MARKISEN
FENSTER UND TÜREN IN HOLZ, HOLZ-ALU
KUNSTSTOFF AUS EIGENER PRODUKTION

Breite Straße 26, 78647 Trossingen
Tel. (0 74 25) 2 70 77 und 27078
Fax (0 74 25) 63 34



Fenster machen Häuser

Türen und Fenster in Alu und Kunststoff,
Trennwände, Treppenhaus- und Winter-
garten-Konstruktionen in Stahl, Alu und
Glas, Haustürvordächer, Ganzglastüran-
lagen, Briefkastenanlagen sowie sämtli-
che Schlosser- und Schweißarbeiten



VS-Schwenningen · Dickenhardtstraße 47 · ☎ 0 77 20 / 3 54 / 21

RICHARD LIPPERT BAGGERBETRIEB



78083 Dauchingen
Daimlerstraße 2
Telefon 0 77 20 / 6 35 42
Telefax 0 77 20 / 6 52 67



Die neue Möblierung der historischen Wohn- und Arbeitsräume der Fabrikantenvilla steht mit ihrem modernen Design in interessantem Kontrast zur Ausstattung und Formensprache der Jahrhundertwende.

JOSEF STÜTTLER

GIPSER -UND STUKKATEURBETRIEB

Titiseestraße 25
78054 VS-Schwenningen



- Innen- und Außenputz
- Stuckarbeiten
- Trockenbau
- Vollwärmeschutz
- Brand- und Schallschutz
- Kleinreparaturen
- Orig. ital. Glanzputze
- Fließestriche

Telefon 07720/32635 - Fax 07720/31318
www.stüttler.de stüttler@stukkateur.de

Wir führten die gesamten Restaurations- und Ergänzungsarbeiten der Stuckkassettendecke, sowie Stuckprofilen u. dem Sandstein aus.

Dadurch gewinnen die ausgestatteten Wohn- und Arbeitsräume der ehemaligen Fabrikantenvilla wieder ihre Ensemblewirkung und vermitteln das Wohn- und Lebensgefühl einer großbürgerlichen Villa der Jahrhundertwende.

Die für die neue Nutzung als Friseursalon und Wohnung erforderlichen funktionellen und gestalterischen Ergänzungen stehen mit ihrem modernen Design in interessantem Kontrast zur Ausstattung und Formensprache der Jahrhundertwende.

Die neuen Eigentümer nehmen mit ihrer Nutzung des Gebäudes – im Erdgeschoss Friseurgeschäft und Café und im Obergeschoss die Wohnräume – in idealer Weise Rücksicht auf den historischen Bestand. Den neuen Eigentümern ist es damit beispielhaft gelungen, den Bestand des historischen Raumensembles mit seinen Einbauten und Ausstattungen in die neue Nutzung des Erdgeschosses als Friseurgeschäft und Café sowie des Obergeschosses als Wohnung zu integrieren. Bauherren sind Ina und Peer Krahé, der verantwortliche Architekt war Karl Altmann.

SOLAR- UND UMWELTECHNIK



Karl Veyhl GmbH & Co. KG
Baufäschnerei
Sanitärtechnik

Zuckerfabrik 16
70376 Stuttgart

0711+955 945-0
0711+955 945-20 Fax

125 JAHRE

HANDWERKLICHE TRADITION

Ausführung der Flaschnerarbeiten

Ausführung sämtlicher Zimmerarbeiten durch

Dachkonstruktionen
Dachflächenfenster
Treppenbau

Innenausbau
Altbaurenovierung
Restaurierungen

**KLENK
HOLZBAU**

OPPELNER STR. 9 · 70372 STUTTGART
TELEFON 07 11/567056 und 525275 · FAX 07 11/557634

KRAUSS

Schreinerei · Innenausbau

Renovierungen
Reparaturen
Türelemente
Trennwände
Einbauschränke
Akustikarbeiten
Sonderanfertigungen

Wilhelm Kraus GmbH & Co.
70372 Stuttgart (Bad Cannstatt)
Elwertstraße 9
Telefon (0711) 56 74 91
Telefax (0711) 55 72 08

Beratung · Gestaltung · Produktion



HELMUT RAHM GmbH BAUUNTERNEHMUNG

- Hoch- und Tiefbau
- Altbausanierung
- Schornsteinsanierung

Ziegelbrennerstr. 8, 70374 Stuttgart (Bad Cannstatt)
Telefon 07 11 / 5 30 06 83 Telefax 07 11 / 53 36 62

SCHLOSSEREI-METALLBAU
EDELSTAHLVERARBEITUNG

SCHANZ

Herzlichen Glückwunsch
zur gelungenen Restaurierung

Helmut Schanz
Inh. Martin Schanz
Voltastraße 13
70376 Stuttgart
Telefon 07 11 / 95 59 54-0
Telefax 07 11 / 95 59 54-20

Fassade · Ausbau

Stuck · Putz · Wohlbehagen

Wir führen aus:

Sämtliche Innen- und Außenputzarbeiten.
Die "historischen" Oberflächen wurden mit reinem
Kalkputz und mit mineralischen Farben erzielt.

KLAUS · ROSSMANN
STUKKATEUR
STUTTGART

Meisterbetrieb

Tannenbergsstr. 62 · 70374 Stuttgart
Tel. 0711 / 52 65 25

DIPL.-ING. JOHANN GRAU
INGENIEURBÜRO FÜR BAUWESEN

BAUSTATIK UND KONSTRUKTION
SANIERUNG HISTORISCHER BAUTEN

HAUPTSTRASSE 39
D-74321 BIETIGHEIM
TEL. 07142/41052
FAX 43479

Preise verleihen ist das eine . . .

Auch als Eigentümer engagiert sich
der Schwäbische Heimatbund
für die Denkmalpflege

Beispiel: Historischer Kalkofen
in Untermarchtal, Alb-Donau-Kreis
Besichtigungen 2. 4 - 29. 10.
Sonn- und Feiertags 11:00 - 17:00
oder nach Vereinbarung:
Ortsgruppe Untermarchtal
Wolfgang Rieger
Große Egert 24
89617 Untermarchtal
Telefon 0 73 93 / 36 25
Eintritt 2,- Jugendliche 1,-
Gruppenermäßigung ab 15 Pers.



*Stelzenhaus in Bad Cannstatt
in der Felgergasse 6*

Eines der bekanntesten Häuser in der spätmittelalterlichen Altstadt von Bad Cannstatt ist das wegen seiner besonderen Giebelschräglage und der Gassendurchfahrt häufig fotografierte und gezeichnete «Stelzenhaus».

Überblattungen an den Kehlbalken des Dachstuhls und an einer Holzstütze im Erdgeschoss weisen auf eine Bauzeit im frühen 16. Jahrhundert hin. Eine Besonderheit des Gebäudes ist das brückenartig überspannte Erdgeschoss, das mit seinem Giebel auf einer kräftigen Sandsteinmauer aufsitzt.

Obwohl das Gebäude aufgrund des desolaten Gesamtzustandes vom Landesdenkmalamt bereits zum Abbruch freigegeben war, hat sich der Bauherr zum Erhalt dieses Kulturdenkmals entschlossen. Wichtigstes Ziel war der denkmalgerechte Erhalt der wertvollen Bausubstanz und die sachgerechte restauratorische Sicherung der Befunde. Damit war die Entscheidung vorgegeben, aus dem Stelzenhaus wieder ein Einfamilienhaus mit einer Wohnung zu machen und den Versuch zu wagen, eine zeitgemäße Wohnungsausstattung in die vorhandene Bausubstanz zu integrieren.

Die brüchige Holzkonstruktion der Durchfahrt im Erdgeschoss wurde additiv durch eine moderne Stahlträgerkonstruktion ergänzt und gesichert. Die historische Konstruktion bleibt dabei ablesbar. Darüber liegen die Wohnräume, die über eine hofseitige überdachte Außentreppe erschlossen werden mussten. Sie wurde unter Verwendung originaler Teile in zurückhaltender Stahlkonstruktion neu errichtet. In den Dachgeschossen sind in den ehemaligen Kammern heute die Schlafräume untergebracht.

Ein wichtiges denkmalpflegerisches Ziel war die Erhaltung des barocken Putzfachwerks mit der ori-



ginalen Farbgebung und der Kreuzstockfenster mit den dazugehörigen Klapppläden. In weiten Teilen konnten die historischen Wandkonstruktionen mit ihren wertvollen Innen- und Außenputzen gesichert und erhalten werden.

Beim Entfernen der verkleideten und überdachten Außentreppe zeigten sich Teile der originalen Keilstufen aus Eichenholz. Die Stufen wurden überarbeitet und an alter Stelle wieder eingesetzt. Eingebaut in eine moderne Stahlkonstruktion übernehmen sie wieder ihre Funktion als Trittstufen. Die ausgetretenen Teile sind mit Stahlkanten gesichert.

An der straßenseitigen Ecke im Obergeschoss befindet sich die gute Stube, eine erhaltene und restau-



rierte Bohlenstube mit Bohlen-Balken-Decke, die an der südlichen Außenwand einen alemannischen Fenstererker aufweist. Das Fachwerk der übrigen Wände wurde weitgehend schon um 1800 ausgetauscht. Die Schiefelage der Deckenkonstruktionen wurde nur leicht korrigiert und im wesentlichen beibehalten, um eine möglichst große Raumhöhe zu erzielen. Ohne Veränderung des historischen Grundrisses sollte die neue Wohnnutzung realisiert werden. Deshalb mussten die Raumzuschnitte und die konstruktiven Merkmale der Ausstattung des 18. und 19. Jahrhunderts mit allen Unebenheiten und Schiefelagen in die neue Wohnnutzung integriert werden. Modernes wurde mit Historischem verbunden. Eine neue Erschließungstreppe in das Dachgeschoss wurde deshalb konsequent in leichter Stahlkonstruktion ausgeführt, um das Dachgeschoss mit nutzen zu können. Die überkommene, spätmittelalterliche Dachstuhlkonstruktion wird konsequent gezeigt und ist durch Aufdopplungen der Hölzer wieder tragfähig gemacht worden.

Die einfachen Wandmalereien in den Wohnräumen, die Bohlenstube mit ihrer Bohlen-Balken-Decke und den Wandbohlen sowie die noch vorhandenen Ausstattungsteile wie Lamberien und Dielenböden wurden mit großem Aufwand restauratorisch behandelt, gesichert und werden so weit als möglich im originalen Erscheinungsbild gezeigt. Wichtige Einblicke in die spätmittelalterliche Wohnkultur geben die erhaltenen Wandmalereien im Obergeschoss und ein Gefachbefund im Giebeldreieck des Dachgeschosses, das ein rußgeschwärztes Weidengeflecht mit Lehm zeigt, Hinweis auf den ursprünglichen Typus eines Rauchhauses. Damit nimmt die neue Wohnnutzung alle Elemente der historischen Ausstattung beispielhaft auf. In hoher handwerklicher Qualität konnten die überlieferten Handwerkstechniken durch heutige Handwerksfirmen weitertradiert werden.

In beispielhafter Weise ist es gelungen, wertvolle alte Holzsubstanz und Ausstattungen zu erhalten und, wo konstruktiv erforderlich, mit leichter Stahlkonstruktion zu ergänzen. Der Bauherr ist Adolf Strohm, der Architekt Hermann Kugler.

Der herausgehobene Zustand der Fensterkonstruktion lässt die dahinterliegende Bohlenstube erahnen. Der erneuerte Fenstererker zeigt das rekonstruierte Erscheinungsbild der Umbauphasen des 19. Jahrhunderts.

Die historischen Flechtwerkwände des Fachwerks wurden so weit als möglich erhalten und instandgesetzt.



*Schloss Heutingsheim in Freiberg
in der Schlossstraße*

Das Schlossgut Heutingsheim wurde in den Jahren 1695-1720 durch den württembergischen Hofstallmeister Levin von Kniestedt nach vorangegangenen Zerstörungen neu errichtet. Kniestedt wurde berühmt durch die Zucht eines vielseitig verwendbaren, anspruchslosen und den Verhältnissen des Landes angepassten Pferdes, das sich auch heute noch als «württembergisches Landpferd» großer Beliebtheit erfreut. Der begüterte Hofstallmeister kaufte in ganz Europa und sogar in Ägypten und Arabien Zuchthengste und Stuten ein. Der württembergische Chronist Johann Valentin Andrae beschreibt die Rückkehr von einer solchen Reise: «Unser Stallmeister ... ist mit vielen Pferden angekommen, die machen mehr Freud, als wenn er Christus mit den Aposteln gebracht hätte». Zu Ansehen und Reichtum gekommen, machte Kniestedt das Schlossgut Heutingsheim aufgrund der hervorragenden Boden- und Klimabedingungen zu einem modernen Mustergut, um neue Anbaumethoden und Ackerfrüchte zu erproben.

Das Schlossgut Heutingsheim besitzt großzügige und stattliche Wirtschaftsgebäude mit mehrgeschos-

sigen Vorratsspeichern, geräumigen Ställen und innovativen Wasserversorgungssystemen. Überraschend zurückhaltend ist das äußere Erscheinungsbild des Herrenhauses innerhalb der Schlossanlage. Die einzelnen Gestaltungselemente wie Fenster, Türen und Fassadendekorationen unterscheiden sich kaum von den sonstigen Wirtschaftsgebäuden im Hof. Das durchaus noble Herrenhaus ist zwar äußerlich in bescheidenen Formen gehalten, besitzt aber im Inneren repräsentative Raumfluchten mit gut erhaltenen Böden, Treppen, Türen, Lamberien und Stuckierungen aus der Barockzeit. Der Eingang mit den einfach profilierten Sandsteingewänden und mit der halbrund vorgelagerten Sandsteintreppe geben dem Gebäude ein solides und ländlich geprägtes Erscheinungsbild. Umgeben von einer fast einen Kilometer langen Hofmauer ist die um 1700 errichtete Schlossgutanlage fast ohne spätere Zutaten erhalten.

Die heutige Verwendung des Schlossgebäudes für Büro- und Geschäftsräume nutzt in idealer Weise die Form und Funktion der repräsentativen barocken Ausstattung und trägt zur Erhaltung der Schlossanlage bei. Aus den Bauakten von 1695 ist zu entnehmen, dass die Tür- und Fenstereinfassungen aus Steinen der gesprengten Festung Hohenasperg gefertigt wurden, was den württembergischen Fiskus



Photo Rupp
Meisterbetrieb für Photographie
07144 - 82 11 55 und 0484 - 91 32 91

Wir machen Ihr Bild.

ARCHITEKTUR-FOTOGRAFIE
LANDSCHAFTS-FOTOGRAFIE
PORTRAIT-FOTOGRAFIE

Wir erstellen die Fotodokumentation Schloß Heutingsheim

Aufarbeitung und Restaurierung der historischen Holzfußböden im Schloss Heutingsheim und im "Stelzenhaus" in Bad Cannstatt

Parkett- und Fußbodentechnik
Parkettrestaurierung



Otto Rapp GmbH
70565 Stuttgart (Vaihingen) Handwerkstraße 59
Tel. 0711 / 7 80 03 39 • Fax 0711 / 7 80 39 32

... auch bei Altbausanierungen und Denkmalpflege:



Planung & Bauleitung
Architekturbüro Rast
Hannenbachstrasse 15, 71723 Großbottwar
Tel. 0 71 48 / 96 14 - 0, Fax 96 14 50



Allmendinger **Kunstschmiede**

METALLGESTALTUNG
REKONSTRUKTION
RESTAURIERUNG

Ruländerstr. 1A 71665 Vaihingen
Tel. 07042 / 24273 Fax. / 820059



WALTHER
BEDACHUNGEN GMBH

- Steildach
- Fassaden
- Flachdach
- Dachbegrünungen

Ihr Spezialist für Dach und Wand
Enzstraße 30, 70806 Kornwestheim, Tel.: (071 54) 82 35-0, Fax: (071 54) 2 84 64

Mitglied der Dachdecker-Innung Stuttgart



BECK
Fensterbau

- Denkmalpflege -

- Reparatur
- Restauration
- Rekonstruktion
- Dokumentation

Unsere Leistungen:
Fenster - Fensterläden - Verglasungen
Beratungen - Fachbauleitung



Fachbetrieb für historische Fenster

Manfred Siller
Restaurator DVFR
Neue Weinsteige 23/1
D-70180 Stuttgart
Tel. 07 11 / 60 98 16
Fax 07 11 / 6 49 01 48
Mobil 01 70 / 580 60 34

Seit über 40 Jahren in der Restaurierung tätig, speziell: Stuckausstattungen, Stuckmarmor, Scagliola, Stucco Lustro

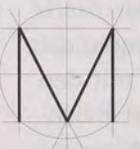
Lehraufträge Stuckmarmor in Venedig, Avignon, Paris und an deutschen Fachschulen

Restaurierungen in Wien, Dresden, Rom, Den Haag, Riyadh, Oslo usw.

Schloß Heutingsheim 1995—1999



Fachbetrieb für Renovierung - Restaurierung
Steintechnisches Büro **Natursteinwerk**



MELCHIOR
NATURSTEINBETRIEBE

Eigene Sandsteinbrüche, Fassaden, Bildhauerei, Grabdenkmäler, Brunnen, Gartenbausteine, Trockenmauersteine, Weinbergsteine, Kaminverkleidungen

Hauptbetrieb:
74392 Freudental
Im Steinbruch
Tel. (07143) 25132, Fax 22703

69412 Eberbach
Im Gretengrund 31
Tel. (06271) 71755, Fax 78112

später zu Forderungen gegenüber dem Eigentümer bewegte. Das gesamte Bauholz wurde aus dem Schwarzwald geflüßt. Die gute Bausubstanz rührt nicht zuletzt davon.

Im Inneren des Heutingsheimer Schlosses zeigen die steinernen Bodenbeläge und die massive repräsentative Holzterrasse mit ihren figürlichen Geländerpfosten die noble Zurückhaltung eines ländlichen Gutshauses. Besonderen Wert legte der Eigentümer auf die materialgerechte und historisch stimmige Konstruktion der zu reparierenden und zu erneuern Bauteile. Er hat sich selber mit den überlieferten Handwerks- und Restaurierungstechniken vertraut gemacht und verlangte auch von seinem Architekten und seinen Handwerkern die gleiche Liebe und Einstellung im Umgang mit der historischen Bausubstanz. Von der alten Innenausstattung wurden die erhalten gebliebenen Teile wie Türen, Fenster, Böden, Lamberien und Stuckierungen sorgsam gesichert, restauriert und soweit notwendig materialgerecht erneuert. Wichtig war dem Eigentümer die originalgetreue Reparatur und Wiederherstellung der vorgefundenen Ausstattungsteile mit ihren differenzierten Oberflächen. Die im Schloss Heutingsheim tätigen Handwerker haben mit ihrem Können dazu beigetragen, dass das Erscheinungsbild des Schlossgebäudes, innen wie außen, wieder weitgehend historisch stimmig ist.

Die großzügigen Raumfluchten im Erdgeschoss und im Obergeschoss zeugen von dem einstmaligen regen geistigen und gesellschaftlichen Leben im Kniestedtschen Schloss. Berühmt war Schloss Heutingsheim für seine Büchersammlungen. Während eines Aufenthaltes von 1793 auf 1794 in Ludwigsburg besuchte Friedrich Schiller Schloss Heutingsheim, um sich Nachschlagewerke philosophischen und historischen Inhalts für seine ästhetisch-kritischen und historischen Schriften auszuleihen, die in der öffentlichen herzoglichen Bibliothek nicht vorhanden waren.

Die Raumzuschnitte der früheren Repräsentationsräume mit ihrer Enfilade und der Zuordnung der Räume zum zentralen Treppenhaus wurden belassen und in die neue Büronutzung integriert. In einigen Räumen wird ein ursprüngliches Sichtfachwerk mit seinen Farbfassungen gezeigt, das in späteren Ausstattungsphasen verdeckt worden war.

Dem Eigentümer Stefan Graf Adelman ist es gelungen, mit hohem persönlichem Aufwand die zeitlich sehr intensiven Restaurierungsarbeiten an den originalen Ausstattungsdetails durchzuführen und dem Gebäude wieder sein ursprüngliches Erscheinungsbild im Inneren und Äußeren zurückzugeben. Hans Baur ist als Architekt zu nennen.



Das Innere des Heutingsheimer Schlosses besitzt mit den originalen steinernen Bodenbelägen und der massiven Treppe mit ihren figürlichen Geländerpfosten, den alten Schränken, Dielenböden und Stuckdecken der ehemaligen Wohnräume eine historische Ausstattung, die anschaulich ein barockes, ländliches Gutshaus repräsentiert.



...wohnen im Einklang mit der Natur!

MÄDER

ZIMMEREI · TREPPENBAU

Wir bauen mit Holz, der Umwelt zuliebe

Hintere Gasse 33 · 78736 Epfendorf
Tel. 0 74 04 / 21 25



SANITÄRTECHNIK · BAUFLASCHNEREI
GAS- UND ZENTRALHEIZUNGEN

Werner von Au

Rottweiler Strasse 7
78658 Zimmern
Telefon (07 41) 3 21 67
Telefax (07 41) 3 21 96



**BUCHER HANDEL
STAHLHANDEL
ROTTWEIL**

Geschäftsbereich Heizungstechnik
Rheinwaldstr. 38 - Ind. Gebiet Süd - 78628 Rottweil
Telefon 07 41 / 252-330 · Telefax 07 41 / 252-366

Régis Fournot

Kunsttischler
Restaurator
Sonderanfertigungen

Werkstatt:
Lindenstr. 12
78662 Herrenzimmern
Telefon 07404-2537
Mobilfon 0171-2817432
Privat 0741-23078



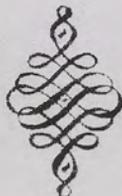
Eugen Schubauer

Glaserei und Metallbau

Marxstraße 34 - 38
78628 Rottweil
Tel: 0741/150 31



schmiedearbeiten erhard bantle



wiesenstr. 1
78662 herrenzimmern

telefon 07404-18 10
telefax 07404-26 80

BAUAUFNAHME · PLANUNG · BAULEITUNG

DIPL.-ING. ALFONS BÜRK
FREIER ARCHITEKT

GRABEN 15
78628 ROTTWEIL

WIR GRATULIEREN UND WÜNSCHEN FÜR DIE
ZUKUNFT WEITERHIN VOLLE ZUFRIEDENHEIT
UND STETS EIN VOLLES HAUS

WIR
GEHEN
FÜR SIE
DIE
WÄNDE
HOCH



Frommer Stukkateur GmbH
Stadtweg 18 · 78661 Dietingen - Irslingen
Tel. (07404) 25 25 · Fax (07404) 27 07



Hans Kammerer
Dipl. Malermeister

Raumausstattung
Restaurationen
Vergoldungen

Oberndorferstr. 40 · 78628 Rottweil · Tel. 0741/7527



*Ehemaliges Bad- und Gemeinschaftshaus
der Pulverfabrik in Rottweil im Neckartal*

Das 1915 bis 1916 nach Plänen von Albert Staiger erichtete sogenannte Badhaus für die damalige Pulverfabrik ist repräsentativer Teil eines Ensembles verschiedener Gebäude aus unterschiedlichen Zeiten. Während des Ersten Weltkriegs stieg die Zahl der Beschäftigten im Pulverbetrieb auf über 2400 an, und die bereits vorhandenen Wasch- und Umkleidegebäude reichten nicht mehr aus. Der damalige Bau eines Bad- und Gemeinschaftshauses für einen großen Industriebetrieb mit modernsten sanitären Einrichtungen wurde in der Öffentlichkeit viel beachtet und als beispielhaft gelobt. Der repräsentative Bau passte sich vorzüglich in das schon bestehende Architekturensemble des Chemischen Laboratoriums, der beiden Kantinegebäude und der Jakobskirche ein.

Der heutige Baukörper ist das Ergebnis mehrerer Veränderungen. Vor allem die ehemaligen Seitenflügel und kleinere Anbauten des Badhauses wurden abgerissen, und im Inneren wurde durch Zwischenwände die Großzügigkeit des Grundrisses

verunklart. Man sieht es dem restaurierten Gebäude heute nicht mehr an, warum es so schwierig war, einen neuen Nutzer zu finden. Zu lange stand es leer, und Fenster und Türen wie auch innere Ausstattungsteile waren zerbrochen und zerstört worden.

Nicht zuletzt durch seine noble Architektursprache in klassizistischen Formen hebt sich der Bau aus den umgebenden Fabrikgebäuden heraus und dokumentiert den Anspruch und das soziale Engagement des Bauherrn.

Das äußere Erscheinungsbild ist nach Renovierung und Wiederherstellung geprägt durch ein Nebeneinander von reparierten, erneuerten und modernen Bauteilen. So gibt es eine Reihe von Türen und Fenstern in originaler Konstruktion und Gestaltung. Beispielhaft ist die zweiflügelige Eingangstüre zum großen Theatersaal im Erdgeschoss, die mit neu gestalteten Eingangselementen auf der Rückseite kontrastiert.

Besonderes Augenmerk wurde auch auf die historisch stimmige Konstruktion und Ausbildung der mehrfach gegliederten Verbundfenster gelegt, die mit ihren unterschiedlichen Größen und Sprossenteilungen ganz wesentlich das äußere und innere

*Die Übereckansicht
des ehemaligen Bad-
und Gemeinschafts-
hauses zeigt im
erneuerten Zustand
wieder den
repräsentativen
Anspruch einer
Industriearchitektur
für die eigenen
Mitarbeiter der
damaligen Pulver-
fabrik.*





TOURIST-INFORMATION

ROTTWEIL ■

ROTTWEIL ...

Das sind (fast) 2000 Jahre Geschichte in reizvoller Landschaft am oberen Neckar

- in seinem Stadtbild mit Kirchen, Klöstern, Brunnen und stolzen Bürgerhäusern und der einstigen Pulverfabrik

- mit fünf Museen (Dominikanermuseum, Stadtmuseum, Kunstsammlung Lorenzkapelle, Salinenmuseum, Puppen- und Spielzeugmuseum)

- mit Platz für die Moderne (Forum Kunst, Aktion Kunst in der Stadt, Erich Hauser-Skulpturenpark)

Die schönste unter den schwäbischen Reichsstädten - meinte jedenfalls der Badener Heinrich Hansjakob.

Für weitere Informationen kontaktieren Sie:
Tourist-Information
Hauptstr. 21-23
78628 Rottweil
Tel. 0741/494-280, Fax /494-373

*Neufassung und Retusche
der Bauhülle und Ausstattung
des Denkmals mit tradierten
Farben und Anstrichen.*



GLÄSER GmbH

**Malerfachwerkstätte
für Denkmalpflege,
Restauration und
ökologische Techniken**

78661 Dietingen - Irslingen
Albstrasse 51
Tel. (07404) 2431, Fax 8313

TIEFBAU- SERVICE A.MÜLLER

- ▲ Baustoffe
- ▲ Natursteine
- ▲ Hofbefestigung
- ▲ Erdarbeiten
- ▲ Aussenanlagen

78662 Böisingen · Lindenhühlstr.2
Tel. 07404/89366 · Fax 07404/89367

Erscheinungsbild mitprägen und die die Funktion der dahinterliegenden Räume nach außen zeigen. Dem Architekten und Bauherrn ist es gelungen, Handwerker zu finden, die mit großem handwerklichem Können den Anforderungen an die vielen Bauteils der Bauzeit wie auch den neu zu erstellenden Einbauten und zu erneuernden Bauteilen gerecht wurden. Sie haben mit dazu beigetragen, das denkmalpflegerische Ziel, ein historisch stimmiges Erscheinungsbild zu schaffen, in beispielhafter Weise zu erreichen.

Der große Saal im Erdgeschoss war als Wasch- und Umkleideraum ursprünglich für die Arbeiterschaft eingerichtet und ist heute der zentrale Theatersaal und Veranstaltungsraum. Wegen der langen Vernachlässigung der Bausubstanz mussten dabei viele Teile restauriert, erneuert und ergänzt werden. Die alten Badeanlagen im Untergeschoss wurden belassen und dokumentieren hier auf anschauliche Weise Funktion und Einrichtung des ehemaligen Bad- und Gemeinschaftshauses. Im Untergeschoss wurden auch die Kühl- und Vorratsräume für die Gastronomie und die WC-Anlagen untergebracht.

Über eine große zweiläufige Treppenanlage ging es vom Wasch- und Umkleideraum der Arbeiter ins Obergeschoss zum großen Schlafsaal der im Werk untergebrachten Arbeiter. Die repräsentative Erschließung des Gebäudes mit ihrer hallenartigen über zwei Geschosse reichenden Treppenanlage ist der schönste Raum im Gebäude und wird heute als zentrale Halle für das Theater und die Gastronomie im Obergeschoss genutzt. In Verbindung mit einem Theatersaal und Räumen für die Gastronomie konnten so die Struktur des Gebäudes und die Ausstattung der Räume mit schönen und interessanten Details aus der Bauzeit erhalten und weitertradiert werden. Im Erdgeschoss wurde der ehemalige Umkleideraum für die Arbeiter zum Café und Restaurant umgebaut. Der Restaurantbereich wurde mit einer vorgelagerten Terrasse ergänzt. Die große Freitreppe vor dem Haupteingang gibt dem Gebäude die hervorgehobene Stellung und betont die historistische Fassadengliederung.

Die Vielzahl von großen und kleineren Räumen ist ideal auf die heutige neue Nutzung als Gesang- und Theaterschule zugeschnitten. Das mit hohem Aufwand und ausserordentlichem persönlichem Einsatz restaurierte Gebäude ist mit seinen neuen Nutzungen als Zentrum für kulturelle Veranstaltungen beispielhaft für die Stadt Rottweil und ihr Umland. Der Bauherr ist Fred Jänichen, der Architekt Alfons Bürk.



Die große zweiläufige Treppe in das Obergeschoss steht für hohen architektonischen Anspruch und gehört heute zu den schönsten Räumen im Haus.

Die restaurierten Türen und viele weitere Ausstattungsdetails aus der Bauzeit geben der heutigen Nutzung einen unverzichtbaren architektonischen Rahmen.



JUNGE STADT MIT TRADITION

FREIBERG AM NECKAR

LANDKREIS LUDWISBURG

Freiberg am Neckar, am Rande des Großraumes Stuttgart, 4 Kilometer nördlich von Ludwigsburg, ist seit Januar 1972 durch den freiwilligen Zusammenschluss der früheren Gemeinden Beihingen am Neckar, Geisingen am Neckar und Heutingsheim entstanden. Freiberg hat sich mit seinen rund 15.000 Einwohnern in den vergangenen Jahren zu einer Kleinstadt mit Charme und Esprit entwickelt.

Interessant sind für den Besucher in Freiberg die fünf malerischen Schlösser, das sind das Alte und Neue Schloss im Stadtteil Beihingen mit der Amanduskirche, das Schloss in Heutingsheim sowie das obere und untere Schloss im Stadtteil Geisingen. Das neu geschaffene Stadtzentrum und die alten Dorfkern in den ehemaligen drei Gemeinden. Das Museum im Schloßle - als Heimatmuseum und das Afrika-Haus, ein Museum für zeitgenössische Afrikanische Kunst.

Ein weiterer Blickfang in Freiberg ist das Chinazentrum mit einem original chinesischen Gebäude im Chinagarten.



Stadtverwaltung
Freiberg
Marktplatz 2
71691 Freiberg a.N.
Tel. 07141/278-0
e-mail: rathaus@freiberg-an.de

KEIM'sche Mineralfarben: Der Geschichte verpflichtet.

Seit weit über 100 Jahren kommen Keim'sche Mineralfarben im Bereich der Erhaltung historischer Baubsubstanz zum Einsatz. Herausragende Produkteigenschaften wie

- Lichtehtheit
- Diffusionsfähigkeit
- Umweltverträglichkeit und
- Langlebigkeit

gewähren optimalen Schutz und Schönheit.



KEIMFARBEN
GmbH & Co KG

Keimstraße 16,
D-86420 Diedorf
Tel. 0821/4802-0
Fax 0821/4802-210

Stellen Sie uns auf die Probe!



Fordern Sie jetzt
Ihr persönliches
Probexemplar an:

Fax: 0721/91388-97
Tel.: 0721/91388-51
e-Mail:
Bruderverlag.Abo@t-online.de
Internet-Adresse:
http://www.rudolf-mueller.de

BRUDERVERLAG
Albert Bruder
GmbH & Co. KG
Postfach 11 02 48
76052 Karlsruhe



BRUDERVERLAG

Ein Unternehmen der Gruppe Rudolf Müller

bauen mit holz
Fachzeitschrift der Holzbaupraxis im
Zimmerhandwerk für den konstruktiven Holzbau,
Ausbau und Trockenbau.
Erscheinungsweise: 12x jährlich
Inland: DM 175,80
Ausland: DM 217,20

Ja, ich nehme Ihre attraktive Einladung gerne an und möchte 3x die Fachzeitschrift **bauen mit holz** zum Vorzugspreis von DM 30,- (inkl. MwSt. und Porto) als Gastleser kennenlernen. Falls ich **bauen mit holz** anschließend nicht weiterbeziehen möchte, teile ich Ihnen dies innerhalb von 14 Tagen nach Erhalt der 3. Ausgabe mit.

Wenn Sie nichts von mir hören, möchte ich **bauen mit holz** regelmäßig zum günstigen Jahresabonnement-Preis von DM 175,80 (inkl. MwSt. und Porto) für 12 Ausgaben beziehen.

**bauen
mit
holz**

Name / Firma

Beruf / Position Telefon / Telefax

Straße / Postfach

PLZ / Ort

Datum 1. Unterschrift

Garantie: Das Gastleser-Abonnement kann ich innerhalb von 14 Tagen widerrufen. Es genügt eine Mitteilung an: BRUDERVERLAG Albert Bruder GmbH & Co. KG, Leser-Service, Postfach 11 02 48, 76052 Karlsruhe.

Datum 2. Unterschrift

Fred Jänichen «Schnapsidee» – «Finger weg!» – Erfahrungen eines Preisträgers *

Ich sehe es Ihnen an: Die Hälfte der Anwesenden denkt: «Au no des!», die andere Hälfte stöhnt: «Au der no!», die dritte Hälfte lässt's apathisch über sich ergehen. Zuerst heiße ich Sie als Inhaber alle herzlich willkommen, ohne jetzt noch einmal Einzelne bei Namen und Rang zu nennen. Auch im Namen der anderen Preisträger bedanke ich mich aufrichtig für die Ehrung und den verliehenen Preis, den ich persönlich (bei bis jetzt die eine Million Mark überschrittenen Kosten) weniger vom finanziellen Gesichtspunkt her werte, sondern der mir vom Ideellen her viel wertvoller erscheint. Ich freue mich auch sehr herzlich, dass die Württemberger Hypo und der Schwäbische Heimatbund Rottweil und hier das Badhaus als Veranstaltungsort gewählt haben.

Erfahrungen eines Preisträgers, besser gesagt, eines gebeutelten Gelegenheitsbauherrn, ein Thema, über das stundenlang diskutiert werden könnte. «Schnapsidee!», «Total besoffen!», «Finger weg!», «Kaufmännischer Vollidiot!», das waren einige Echos nicht Unbedarfter auf Sondierungen im Vorfeld, nur einige Wenige unterstützten wohlwollend und vorsichtig lavierend die Idee des Umbaus des ehemaligen Badhauses der Rhodia Rhône Poulenc AG, vormals Rottweiler Kunstseide, vormals IG Farben, vormals Rottweiler Pulverfabrik.

Die Kauf- und Kreditverhandlungen, die Bauplanungen zogen sich in die Länge, bis endlich am 1. Juli 1997 die ersten zaghaften Abbruch- und Umbauarbeiten begonnen werden konnten. Alte eingemauerte Bierflaschen tauchten auf, eingekratzte Inschriften elsässischer Zwangsarbeiter aus dem Zweiten Weltkrieg wie: *Hitler ist Räuber, aber verreckt wie ein Hund, am 21. August 1944, vive la France*, folgt Unterschrift; ein für die damalige Zeit wahrhaftig lebensgefährliches Unterfangen.

Fast täglich tauchte ein neues technisches Problem auf, dazu kamen neben unterschiedlichen organisatorischen und zeitlichen Vorstellungen persönliche und finanzielle Differenzen auch familiärer Art. Der eine wollte dies, der andere das, der Dritte spielte einen gegen den anderen aus oder versuchte es wenigstens. Falsche Versprechungen wurden abgegeben, kaum ein festes Preisangebot. Es wurde, auch mit dem Denkmalamt, heftig um Details gerun-

gen, einmal waren die oben und ich unten, dann wieder war ich unten und die oben. Über die Farbgebung im Restaurant lässt sich trefflich streiten, der eine mag's, der andere nicht. Aber der schöne alte Parkettboden hat schon bis jetzt mehr Pflegekosten erfordert als zwei neue pflegeleichte Böden zusammen.

Nun darf man ja nicht alles allein nur von der finanziellen Seite her sehen, sondern muss, wie meine Tochter so schön sagte, daran denken, dass alte Substanz erhalten und gerettet gehört und dass heute die mehr oder minder leichte Muse an einer liebenswerten und romantischen Stelle am Neckar antritt, wo früher das Material für Vernichtungswaffen und zum Töten von Menschen erarbeitet wurde.

Das Arbeitsamt verknackte mich nach monatelangem Streit zu einer deftigen Geldstrafe, da zwei Mitarbeiter, darunter ein Schüler in Ferienarbeit, keine Arbeiterlaubnis hatten trotz Anmeldung bei Finanzamt und Krankenkasse. Sie stammten jeweils aus einem Nicht-EWG-Staat. Die Kosten stiegen in nie eingeplante Höhen: Eine Tür zu restaurieren kostete mehr als zwei neue Türen, und ein Fenster zu erhalten mehr als ein neues mit doppelter Thermoplenverglasung und entsprechend höherem Wärmewert. Tausende von geleisteten Eigenarbeitsstunden forderten jetzt ihren Tribut: Dem physischen folgte der



Ein ehemaliger Umkleideraum des Badhauses wurde zum Café umgestaltet.

* Ansprache bei der Verleihung des Denkmalschutzpreises am 4. November 1999 in Rottweil, Badhaus.

psychische Stress und die gesundheitlichen Folgen blieben nicht aus. Mit Nierenkoliken musste ich überraschend ins Krankenhaus. An einem zweimaligen Eingriff laboriere ich heute noch.

Endlich konnte das Haus am 1. Januar 1998 provisorisch seiner Bestimmung übergeben werden. Fast alle Handwerker hatten ihr Möglichstes getan, und frohen Mutes harrten wir der Gäste, die sehr zögerlich kamen, trotz der anerkannt guten lokalen Pressearbeit. Thomas Mann sagte einmal: *Denn gesellig ist die Kunst und menschenverbindend allemal, sie gebe sich auch noch so gesondert. Sittigend ist ihr Wesen, befreiend und reinigend. Niemals kann sie entgegen sein dem Streben des Menschen zum Besseren, und wer um das Vollkommene wirbt, der fördert das Gute.*

Die Hiobsbotschaften endeten nicht: Im ersten Stock fielen die sich lösenden Farbfladen von der Decke den Gästen in die Suppe und vergraulten manchen Gast auf immer. Es wurde nicht erkannt, dass Nässe über Jahre hinweg durch das Dach gedrungen war und der mehrmalige Deckenanstrich auch von den Kosten her für die Katz war. Farb- und Trockenversuche waren jetzt erfolgreich, und es scheint zu gelingen, auch eine finanziell tragbare Lösung zu finden.

Es gab aber auch viel Erfreuliches: z.B. jenen Unternehmer, der mit seinen Helfern noch am Heiligen Abend um 17 Uhr an der Aufgangstreppe werkelte und auf meine Vorhaltungen, es sei doch Heiliger Abend und er möge doch und... und... und ich müsse noch nach Stuttgart auf den Flugplatz und meine Tochter abholen, sagte: *Ganget Sie no, mir machet des*

heut no fertig! Auf gut schwäbisch: Du stoscht ons doch bloß em Weg rom!

Es gäbe noch viel Erfreuliches und Unerfreuliches anzusprechen, aber meine Zeit neigt sich dem Ende zu. Zwei Dinge muss ich aber noch sagen: Erstens: Auch im Familienverband gibt es Unternehmer wie Unterlasser. Die einen reisen wie selbstverständlich von weit her an, um zu helfen. Dafür habe ich recht herzlich zu danken! Besonders danke ich auch meiner Frau, die es in den letzten Jahren nicht immer leicht mit mir gehabt hat.

Zweitens: Andere und ich haben hier unten eine Vorreiterrolle gespielt, um das seit den sechziger Jahren brachliegende Gelände wieder aufzuwerten, nicht nur für die Übernahme durch die Stadt, sondern auch für weitere Investoren. Dafür finanziell abgestraft zu werden, ist schon schwer zu begreifen. Vielleicht besteht für die Stadt und das Land doch noch die eine oder andere Möglichkeit, dies zu überdenken und zu ändern.

Das Fazit also eines gestressten, je nach Parteibrille angekohlten bzw. angeschröderten, übervorteilten, betrogenen, gesundheitlich ruinierten Bauherrn: Es hat trotzdem saumäßig viel Spaß gemacht, und ich würde heute vieles anders, aber letztendlich alles wieder so machen! Goethe, dem ich ansonsten nicht besonders nahe stehe, Goethe hat also einmal gesagt, und das könnte von mir sein: *Jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich kann sagen, ich habe immer getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um uns alle gut stehen.*



Restaurierung und Wiederherstellung

Die Holzmanufaktur repariert und restauriert die Holzausstattung in historischen Gebäuden. Fußböden, Wand- und Deckentäfer, Türen und Fenster werden auch schlosser- und oberflächenrestauratorisch bearbeitet.

Holzmanufaktur



Rottweil

Denkmalschutzpreis 1999

Wir freuen uns, daß wir bei folgenden Preisträgern tätig sein konnten:

- Schloß Heutingsheim, Freiberg am Neckar
- Ehemaliges Badhaus, Neckartal, Rottweil

Hermann Klos und Günther Seitz Tel 0741 - 42151

Ulrich Klein «GOTT VERLEUHE GLÜCKH VND SEEGEN» –
Die Stuttgarter «Stadtmedaille» –
eine Neujahrsprägung aus dem Jahre 1700

Obwohl sich in Stuttgart seit 1374 eine bis heute tätige Münzstätte befindet, gibt es keine Münzen der Stadt selbst. Sie hat nie das Münzrecht besessen. Alles Geld, das hier geprägt wurde, ist im Auftrag der jeweiligen Landesherren, also der Grafen, Herzöge und Könige von Württemberg, sowie dann nach der Gründung des Deutschen Reichs auf Veranlassung des Staats entstanden. Momentan steht im Zeichen der kommenden Währungsumstellung die Prägung deutscher Euro-Münzen im Vordergrund. So beschränkt sich die numismatische Hinterlassenschaft von Stuttgart ganz auf Medaillen, die als Erinnerungsstücke zu den verschiedensten Anlässen ausgegeben wurden. Im Vergleich zur Medaillenflut der neueren Zeit war ihre Zahl früher recht gering.

Die ältesten bekannten Stücke, die nicht rund, sondern klippenförmig (also viereckig) sind, tragen die Jahreszahlen 1588, 1604 und 1605. Sie wurden vermutlich als Schieß- und Schulpreise oder sonst zu Geschenkzwecken verwendet. Neben dem von den Initialen umgebenen Wappen oder Bild der Herzöge Ludwig und Friedrich I. von Württemberg tragen sie bereits auch eine Darstellung des Stuttgarter Wappentiers – eine Stute allein wie auch mit dem Füllen.

Eine andere Gruppe der älteren Stuttgarter Medaillen verkörpern die goldenen Dukatenklippen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die von den Münzbeamten auf eigene Rechnung hergestellt und vertrieben wurden. Sie dienten ausschließlich zu Schmuck- und Geschenkzwecken und waren, damit man sie abstufen konnte, vor allem als Ganz-, Halb-

und Viertelstücke erhältlich. Entsprechend ihrer Verwendung in einem allgemeineren Zusammenhang oder speziell als Tauf-, Konfirmations- und Neujahrs-«Pfennige» wurden sie in verschiedenen, darauf abgestimmten Stempelkombinationen angeboten. Auf der Vorderseite trugen sie meist eine Stadtansicht.

*Die Stuttgarter «Stadtmedaille» –
ein viel zitiertes Objekt*

Die repräsentativste der älteren Stuttgarter Medaillen ist aber – schon allein von ihrer Größe her – die sogenannte Stadtmedaille aus dem Jahre 1700. Es handelt sich um eine Arbeit des in Augsburg und Nürnberg tätigen Medailleurs Philipp Heinrich Müller (1654-1719), die einen Durchmesser von 60 mm hat und in Silber zwischen 50 und 60 g wiegt. Müller gehörte zu den gesuchtesten Medailleuren seiner Zeit. Er war 1694 auch schon von Herzog Eberhard Ludwig verpflichtet worden, dessen Vorstellungen von barocker Repräsentation die eher biederen Entwürfe der einheimischen Stempelschneider nicht genügten. Müller lieferte neben Münzstempeln vor allem auch die Prägwerkzeuge für die zahlreichen Medaillen mit der Reichssturmflagge. Gleichermaßen verfertigte er auch die Stempel der Stadtmedaille, ohne dass man allerdings wusste, wer konkret den Auftrag dazu gegeben hat.

Die Medaille, bei der man sich schwer tut, ausdrücklich eine Vorder- oder Rückseite festzulegen,



*Die Stuttgarter
«Stadtmedaille»
von 1700 mit
Wappentier und
Stadtansicht in
Originalgröße.*



zeigt auf der einen Seite das gleichsam verlebendigte Stadtwappen in Form der leicht steigenden Stute, die ihr Füllen säugt. Diese Wappenform hatte sich aus dem ursprünglichen Wappen mit zwei schreitenden Pferden entwickelt, nachdem man seit dem 16. Jahrhundert den Stadtnamen nicht mehr als «Gestüt», sondern als «Stutengarten» verstand. Die Darstellung der Medaille geht zweifellos auf den sogenannten Stutenpokal zurück, der 1659 als Bestandteil des Stuttgarter Ratssilbers von dem seit 1652 ansässigen, aus Augsburg stammenden Gold- und Silberschmied Jeremias Pfeffenhäuser geliefert und vermutlich auch angefertigt worden war. Die epigrammatische lateinische Umschrift lautet GNATORUM SEDULA NUTRIX und bezeichnet das Wappentier somit als *emsige Ernährerin ihrer Kinder*. Im Hinblick auf das Motiv der anderen Medailleseite ist diese Aussage in barocker Vieldeutigkeit zugleich auf das Verhältnis der Stadt zu ihren Bürgern und weiterhin auch auf deren Fleiß zu beziehen.

Diese zweite Seite zeigt eine Ansicht von Stuttgart aus Süd(ost)en. Sie ist damit der erste numismatische Beleg für eine Stadtansicht. Die hinter der Stadtmauer erscheinende Silhouette reicht von der Leonhardskirche am linken Rand über die im Zentrum emporragende Stiftskirche bis zum Alten Schloss, neben dem auch der «Neue Bau» gut zu erkennen ist.

Das Ganze ist von Obstgärten und Weinbergen im Vordergrund sowie begrünten Hügeln im Hintergrund umgeben. Vervollständigt wird das Idyll, das in dem heute auch schon wieder vergessenen Slogan der «Großstadt zwischen Wald und Reben» einen bescheidenen Nachhall gefunden hat, durch die Wiedergabe eines Weingärtners, der sich neben seinem Tragkorb auf der Abschnittsleiste zur Rast niedergelassen hat. Darüber erhebt sich nicht nur optisch, sondern auch symbolisch der aus den Wolken hervorkommende, gepanzerte Arm Gottes, der einen schützenden Schild über die Stadt hält. Auf diesen himmlischen Beistand bezieht sich ausdrücklich auch die Umschrift mit dem Wortlaut TVTA SVB HOC CLYPEO (Sicher unter diesem Schild). Im Abschnitt ist eine Art Bildunterschrift angebracht: STUTGARDIA DUCATUS / WÜRTEMBERGICI / METROPOLIS / *, d.h. Stuttgart, die Hauptstadt des Herzogtums Württemberg.

Zu Füßen des prächtigen, im Vordergrund in der Mitte stehenden Apfelbaums stößt der aufmerksame Betrachter auf Müllers Signatur P.H.M. Ob und gegebenenfalls was für eine grafische Vorlage Müller für seine Stadtansicht verwendet hat, lässt sich zumindest nach den von Gustav Wais und Max Schefold gebotenen Abbildungen nicht so ohne weiteres sagen.

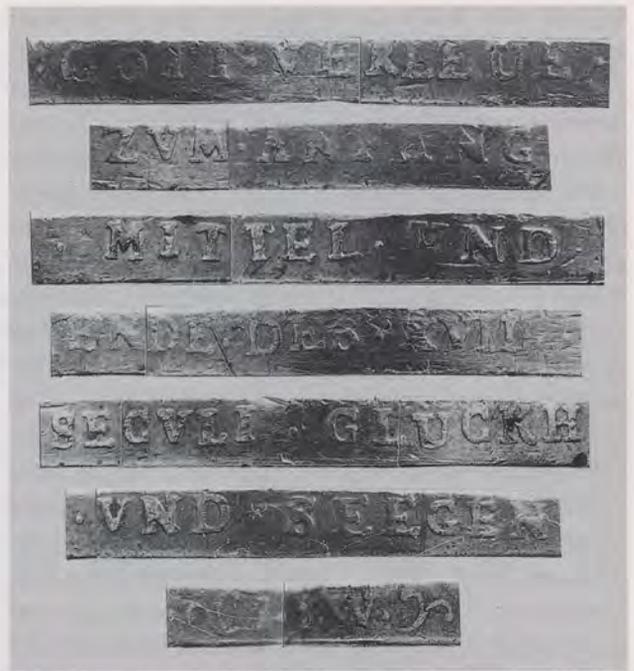


Die beiden Prägestempel der Stuttgarter «Stadtmedaille» mit dem zugehörigen Prägering für die spätere Ausführung mit glattem Rand. Etwas verkleinert.

Nicht nur als Gegenstand numismatischen Interesses, sondern auch als dekoratives Zeitdokument ist die Stuttgarter «Stadtmedaille» schon häufig angeführt oder vorgestellt worden. Erstmals findet sie sich bereits in den 1711 in Nürnberg erschienenen *Gedächtnuß-Müntzen des gegenwärtigen seculi*, weiterhin in der *Württembergischen Münz- und Medaillenkunde* von Christian Binder aus dem Jahre 1846 oder unter Albert Forsters *Erzeugnissen der Stempelschneidekunst in Augsburg* von 1910. Alle neueren Veröffentlichungen – wie zum Beispiel Werner Fleischhauers *Barock im Herzogtum Württemberg* von 1958/1981, *Gold und Silber geprägt für Württemberg* von Elisabeth Nau aus dem Jahre 1959, der anfangs der Sechzigerjahre erschienene *Führer durch die Stadtgeschichtlichen Sammlungen im Wilhelmspalais* von Hermann Vietzen, der Katalog der Bruchsaler Barock-Ausstellung von 1981, das Bildheft von Dietrich Mannsperger über Darstellungen württembergischer Städte auf Münzen und Medaillen von 1983, der zweite Band der *Geschichte der Stadt Stuttgart* von Paul Sauer (1993) oder auch zwei Artikel in Münzsammler-Zeitschriften von Bernd Kaiser (1977) oder Albert Raff (1996) – haben dann auch mit Abbildungen meist beider Seiten der Medaille aufzuwarten.

Die Randschrift mit dem Neujahrswunsch

Wenn das Stück nun trotz dieser vielen Zitate hier zum Auftakt des Jahres 2000 erneut präsentiert wird – ebenso wie übrigens in der zur Zeit im Badischen Landesmuseum gezeigten «Jahrhundertwenden»-Ausstellung –, so hat das seinen Grund darin, dass die Medaille gerade vor 300 Jahren zunächst einmal als Neujahrprägung für das neue 18. Jahrhundert konzipiert war. Das geht aus ihrer erhabenen Randschrift hervor, die in den bisherigen Veröffentlichungen zwar verschiedentlich angeführt, aber in dem genannten Artikel von Albert Raff erst ein einziges Mal abgebildet wurde. Ist es doch mit einem gewissen Aufwand verbunden, sie abschnittsweise zu fotografieren und dann wieder fein säuberlich zusammensetzen. Im Gegensatz zur sonst lateinischen Beschriftung der Medaille ist sie deutsch und lautet in der ihr eigenen Schreibweise: GOTT · VERLEUE · ZVM · ANFANG · MITTEL · VND · ENDE · DES · XVIII · SECVLI · GLÜCKH · VND · SEEGEN · . Außerdem enthält sie am Anfang und Schluss zwischen zwei Blattornamenten die Initialen des damaligen Stuttgarter Münzmeisters Johann Jakob Wagner. Eine derartige Randschrift war zu dieser Zeit etwas ziemlich Neues und bot vor allem die Möglichkeit, die meist emblematisch-allegorischen Darstellungen der Barockmedaillen durch einen zusätz-



Randschrift der Stuttgarter «Stadtmedaille» mit dem Neujahrswunsch zum Beginn und Verlauf des 18. Jahrhunderts. Hier vergrößert.

lichen Text zu ergänzen. Die aus Ornamenten oder Schrift bestehende Rändelung hatte sich im Laufe des 17. Jahrhunderts zunächst bei Münzen als Schutz gegen betrügerisches Beschneiden eingebürgert und war dann von dem Nürnberger Mechaniker und Medailleur Friedrich Kleinert, der mit Philipp Heinrich Müller eng zusammenarbeitete, auch auf Medaillen übertragen worden. Ob nun Wagners Initialen in der Randschrift darauf hinweisen, dass er das Rändeleisen der Medaille selbst angefertigt hat oder dass er es aus Nürnberg bezog und durch die Nennung sich als «Verleger» oder «Urheber» der Medaille verewigen wollte, ist nicht zu entscheiden. Auch auf Münzen erscheint seine Signatur, aber dort natürlich als Gewähr für deren Gehalt.

Die Verwendung als «Stadtmedaille»

Wenn aus dieser «Neujahrsmédaille» in der Folge eine regelrechte «Stadtmedaille» wurde, so war dies – wenn es nicht ohnehin vorgesehen war – sicher eine Folge ihrer Attraktivität. Ließ sie sich doch hervorragend für Geschenkzwecke und zur Niederlegung in Grundsteinen verwenden. Wie Karl Pfaff in seiner Geschichte der Stadt Stuttgart von 1846 berichtet, kaufte die Stadt 1742 die Stempel der Medaille für 50 Gulden, und schon für das gleiche Jahr sind – ebenfalls laut Pfaff – die ersten «Verleihungen» von silbernen Exemplaren an mehrere Personen belegt. Da das Geldwesen damals auf dem

Prinzip des Realwerts beruhte – der Wert einer Münze wurde durch das in ihr enthaltene Edelmetall verkörpert –, hatten auch die Medaillen einen klar benennbaren Wert, der durch einen Verkauf jederzeit aktiviert werden konnte. Für besondere Verdienste wurde die Medaille außerdem in Gold ausgegeben. Ein Goldstück im Gewicht von 40 Dukaten (also etwa 140 g), das der Oberamtmann Günzler 1801 für seinen Einsatz bei der Einquartierung französischer Truppen erhalten hatte, wurde offensichtlich über 40 Jahre in Ehren gehalten und dann 1842 im Zuge der Erbaseinandersetzung für 220 Gulden und 19 Kreuzer an das Königliche Münzamt verkauft. Dort landete es im Schmelztiegel und wurde aller Wahrscheinlichkeit nach zur Prägung der damals hergestellten Dukaten verwendet. So hat sich kein goldenes Exemplar der Medaille erhalten. Beim Verkauf von Günzlers Goldmedaille wurde, wenn man noch einen Abzug für die Schmelzkosten berücksichtigt, ein Kurs verrechnet, der nur wenig unter dem des Dukaten lag. Er war auf 5 $\frac{3}{4}$ Gulden festgesetzt, so dass 40 Dukaten einem Betrag von 230 Gulden entsprachen.

Von den Stücken, die in Grundsteinen deponiert wurden und zu denen meist entsprechende zeitgenössische Berichte vorliegen, sind mindestens zwei inzwischen wieder zum Vorschein gekommen. Beim Neubau des Hauptstaatsarchivs in der Neckarstraße (heute Konrad-Adenauer-Straße) wurde am 1. April 1963 der Grundstein des alten Archivgebäudes aus dem Jahre 1822 freigelegt. Er enthielt unter den üblichen Einlagen wie Schriftstücken, Plänen, Wein, Getreide sowie verschiedenen Münzen und Medaillen auch ein silbernes Exemplar der «Stadtmedaille». Es ist in der Zeitschrift für Landesgeschichte von 1969 abgebildet und zeigt, dass die Stempel 1822 nicht mehr intakt waren. Auf der «Wappenseite» wurde das G am Anfang der

Umschrift unschön nachgeschnitten, und auf der Seite mit der Stadtansicht ist beim W von WÜRTEMBERGICI ein Stempelriss zu erkennen. Auch im außergewöhnlich reich ausgestatteten Grundstein des Katharinenhospitals von 1820, der am 11. November 1992 bei den Aushubarbeiten für die neue Herzklinik am Herdweg gehoben wurde, befand sich ein silbernes Exemplar der Stadtmedaille. Es ist insofern ein Einzelstück, als man auf der Seite mit der Stadtansicht die Inschrift im Abschnitt herausgeschliffen und an ihrer Stelle das Datum STUTT GART, DEN XXIV. IUNII MDCCCXX eingraviert hat.

Alle diese späteren Prägungen tragen keine Randschrift mehr, sondern haben einen glatten Rand. Unter den rund 20 heute überhaupt noch nachweisbaren Exemplaren der Medaille machen sie das Gros aus. Von den «Originalen» mit Randschrift sind nur noch drei Stücke bekannt. Die Stempel werden übrigens noch im Stadtarchiv aufbewahrt. Sie zeigen in der Tat die genannten Beschädigungen, von denen der Riss auf der Seite mit der Stadtansicht inzwischen bis in die Mitte reicht. Deshalb sind sie nicht mehr zu gebrauchen.

*Eine Replik aus unseren Tagen
als «Ehrenmedaille» der Stadt Stuttgart*

Schon mehrfach angestellte Überlegungen, die Medaille trotzdem wieder neu aufzulegen, wurden schließlich 1987 verwirklicht. Man entschied sich für eine verkleinerte und vereinfachte, aber doch sklavisches Kopie der Medaille mit einem Durchmesser von lediglich 50 mm, die in der Staatlichen Münze Stuttgart in der heute üblichen Stempelglanzausführung geprägt wurde. Sie kann natürlich in keiner Weise mit ihrem Vorbild verglichen werden und ist damit ein mehrfaches Negativbeispiel heutigen Geschmacks, unbedachten Umgangs mit historischen Gegenständen und einfallsloser «Medaillenkunst». Wenn man dann doch wenigstens Müllers Signatur weggelassen hätte. Obwohl dieses Stück somit an sich keine weitere Beachtung verdient, wird es hier zur Verdeutlichung des Kontrasts und gleichsam zur Abschreckung doch abgebildet. Immerhin hat jetzt der Oberbürgermeister in seinem Repertoire «offizieller» Geschenke seitdem wieder ein handliches Präsent für alle möglichen Gelegenheiten zur Hand. Das erste Exemplar dieser Medaille erhielt übrigens am 28. August 1987 der damals in den Ruhestand verabschiedete Kulturamtsleiter Dr. Fritz Richert. Ob seine heute amtierenden Nachfolger ihrer auch einmal würdig sind, wird sich erst zeigen müssen.



Gravierte Inschrift im Abschnitt der Stuttgarter «Stadtmedaille» aus dem Grundstein des Katharinenhospitals mit Datumsangabe 24. Juni 1820 (vergrößert).



Die «Ehrenmedaille»
der Stadt Stuttgart
von 1987 in Original-
größe.



LITERATUR

(in chronologischer Reihenfolge)

Thesaurus numismatum modernorum huius seculi. Historische Gedächtnis-Münzen des gegenwärtigen seculi. Nürnberg o.J. (1711), S. 991–992.

Binder, Christian: Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde. Stuttgart 1846, S. 499, Nr. 4–5.

Pfaff, Karl: Geschichte der Stadt Stuttgart, Band 2. Stuttgart 1846, S. 268.

Forster, Albert von: Die Erzeugnisse der Stempelschneidekunst in Augsburg und Ph. Müller's ... Leipzig 1910, S. 100, Nr. 708.

Wais, Gustav: Alt-Stuttgart. Die ältesten Bauten, Ansichten und Stadtpläne bis 1800. Stuttgart 1941 (2. Auflage 1954).

Schefold, Max: Alte Ansichten aus Württemberg. Stuttgart 1956/1957 (hier ist die «Stadtmedaille» ebenfalls angeführt, siehe Katalogteil, S. 568, Nr. 7810).

Fleischhauer, Werner: Barock im Herzogtum Württemberg. Stuttgart 1958 (2. Auflage 1981), S. 98 mit Abb. 58, S. 270 mit Abb. 186.

Nau, Elisabeth: Gold und Silber geprägt für Württemberg. Stuttgart 1959, S. 63 mit Taf. 59.

Vietzen, Hermann: Führer durch die Stadtgeschichtlichen Sammlungen im Wilhelmspalais. Stuttgart o.J. (ca. 1965), S. 17.

Miller, Max: Kleine Beiträge zur Geschichte der Stuttgarter Archivbauten. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 28 (1969), S. 213–240 (u. a. zum Grundstein des Staatsarchivs, Beschreibung der Münzen und Medaillen von Elisabeth Nau auf S. 232–234).

Kaiser, Bernd: Die Medaille des Monats. In: Vereinsnachrichten des Internationalen Münzsammler-Clubs Stuttgart–Bad Cannstatt, Nr. 27 vom 17. März 1977.

Barock in Baden-Württemberg. Ausstellungskatalog Schloss Bruchsal 1981, Band 1, S. 523, Nr. J 97.

Mannspenger, Dietrich: Württembergische Städte. Historische Bilder auf Münzen und Medaillen (Ausstellungsreihe der Münzsammlung der Universität Tübingen, Reihe B, Heft 1). Tübingen 1983, Nr. 2.

Stuttgarter Zeitung vom 24. Juli 1987, S. 16 (Rommels Geschenk. Stadt lässt zwei Medaillen prägen).

Stuttgarter Zeitung vom 28. August 1987, S. 16 («Ein heller Kopf mit dickem Fell». Kulturamtsleiter Richert ist im Rathaus verabschiedet worden).

Klein, Ulrich: Fundmünzen aus Württemberg. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992. Stuttgart 1993, S. 399–402 (zum Grundstein des Katharinenhospitals).

Sauer, Paul: Geschichte der Stadt Stuttgart, Band 2. Stuttgart 1993, S. 372.

Raff, Albert: Einige Bemerkungen zur sogenannten Stuttgarter Stadtmedaille. In: Numismatisches Nachrichtenblatt 1996/1, S. 13–15.

Jahrhundertwenden 1000–2000. Rückblicke in die Zukunft. Ausstellungskatalog Karlsruhe. Baden-Baden 1999, S. 204, Nr. 148.

Gönnen Sie sich etwas Gutes!

Weine aus der Stromberg-Kellerei – Stromberg-Weine – Lebensfreude



*Stromberg
Kellerei*

74357 Bönningheim, Cleebronner Straße 70, Tel. (0 71 43) 88 77-0

Geschäftszeiten: Montag bis Freitag 8–12 Uhr und 13–17 Uhr

Samstag 8.30–12.30 Uhr

GÖPPINGEN
Hohenstaufenstadt

350 Jahre Göppinger Maientag

**Historisches Heimat-
und Kinderfest**
19.05. - 22.05.2000

1650 - 2000

Winfried Hecht Johannes von Nepomuk kommt nach Vorderösterreich

Nur wenige Schritte entfernt von der Rottenburger Zehntscheuer als Ausstellungslokal der baden-württembergischen Landesausstellung *Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers?* erinnerten zwei Statuen des heiligen Johannes von Nepomuk an ein Kapitel barocker Frömmigkeitsgeschichte, das zwar in der inhaltsreichen Ausstellung weitgehend unberücksichtigt blieb, andererseits jedoch mit dem historischen Rahmen «Vorderösterreich» doch einiges zu tun hat. Wenn Darstellungen des böhmischen Heiligen auf Brücken, in Kapellen oder an Bürgerhäusern für Südwestdeutschland seit Goethe und bis heute als «Landmarken katholischer Kulturlandschaft» angesprochen werden, so zeigt dies zur Genüge die Bedeutung des Kults des Prager Märtyrers, der augenscheinlich bis in die Gegenwart weiter wirkt, bedenkt man nur die originellen Verse, die Sebastian Blau dem einen der beiden Rottenburger Brückenheiligen gewidmet hat. Wird der Kult des Johannes Nepomuk allerdings historisch aus der vorderösterreichischen Perspektive betrachtet, so lässt sich zeigen, dass er tatsächlich unter habsburgischen Vorzeichen ins Land gelangte und nicht nur auf einer Woge allgemeiner, katholischer Religiosität im Barock in den deutschen Südwesten gefunden hat.

Der in der Nacht auf den 21. März 1393 mit etwa 43 Jahren auf Befehl König Wenzels IV. gefoltert und anschließend gefesselt in die Moldau geworfene Johannes von Nepomuk, Generalvikar des Erzbischofs von Prag, wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts als einer in der Reihe der böhmischen Landespatrone anerkannt. Seine Lebensbeschreibung für die *Acta Sanctorum* förderte seit 1680 seine Verehrung, mehr noch 1683 die Aufstellung seiner Bronzefigur auf der Prager Karlsbrücke an der damals angenommenen Stelle seines Sturzes in die Moldau, seiner bekanntesten und zugleich frühesten Brückenstatue, deren Modell von Matthias Rauchmiller aus dem vorderösterreichischen Radolfzell geschaffen wurde. In Prag organisierte sich 1696 eine erste Bruderschaft zur Förderung der Verehrung des Johannes Nepomuk, die zehn Jahre später kirchlich genehmigt wurde. 1714 begann die Sammlung der Zeugnisse des Kultes für den Seligsprechungsprozess, 1719 folgte die Öffnung des Grabes mit der Entdeckung der unverwesten Zunge des künftigen Schutzpatrons des Beichtgeheimnisses, zwei Jahre später seine seit 1673 betriebene Seligsprechung und



Statue des hl. Johannes Nepomuk in Villingen von 1711 mit dem Wappen des Grafen Trautmannsdorf.

schließlich 1729 die Heiligsprechung durch Papst Benedikt XIII.

Die Heiligsprechung und Johannes von Nepomuks Übernahme unter die Schutzheiligen des Jesuitenordens im Jahre 1732 auf Veranlassung des aus Prag stammenden Ordensgenerals Franz von Retz brachten den endgültigen Durchbruch bei der Verbreitung des Kultes dieses böhmischen Märtyrers in der gesamten katholischen Welt, und damit auch in Schwaben. Vorher sind hier Zeugnisse für seine Verehrung eher selten. Akten, die sich mit seiner Kanonisation beschäftigen, liegen aus dem Offizialat

des Bistums Konstanz erst seit 1710 vor. Bezeichnenderweise war es anscheinend 1709 der Tiroler Bildhauer Johann Rueß, welcher der Zeit einigermaßen voraus die erste Nepomuk-Statue in der Diözese Konstanz außerhalb des eigentlichen österreichischen Machtbereiches für die Schlosskapelle im oberschwäbischen Zeil schuf. Davon abgesehen näherte sich der Kult des Johannes Nepomuk dem deutschen Südwesten gleichzeitig aber vor allem auf habsburgischen Bahnen über Vorderösterreich. In Rottenburg, dem Verwaltungssitz der vorderösterreichischen Grafschaft Hohenberg, stifteten beispielsweise die Chorherren von St. Moritz 1712 auf die obere Neckarbrücke als erste eine Statue des Brückenheiligen, den sie vermutlich standesmäßig als ihresgleichen betrachteten.

Graf Franz Ehrenreich von Trautmannsdorf – ein österreichischer Diplomat befördert den Kult

Zu einem sehr frühen Zeitpunkt spielte bei der Verehrung von Johannes Nepomuk Graf Franz Ehrenreich von Trautmannsdorf (1662–1719) eine bedeutende Rolle. Der aus der Steiermark und einer Familie von Diplomaten stammende, sehr gebildete und kunstsinnige Adelige wurde 1701 kaiserlicher Botschafter bei der Schweizer Eidgenossenschaft und versah dieses Amt mit kurzer Unterbrechung über die schwierige Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges hinweg bis 1715 bei den neutralen Schweizern. Wenn dabei 1714 in der Tagsatzungsstadt Baden im Aargau, sozusagen dem Dienstsitz von Trautmannsdorfs, Frieden zwischen Ludwig XIV. und dem Deutschen Reich geschlossen wurde, so zeigt dies die Bedeutung dieses Platzes für die Politik des Kaisers im fernen Wien.

Graf Trautmannsdorf stiftete 1709 ein Standbild mit Johannes Nepomuk, das bis heute in Konstanz auf dem Straßenplatz am Chor von St. Stephan steht. Die Korrespondenz Trautmannsdorfs über dieses Vorhaben mit dem österreichischen Hauptmannschaftsverwalter in Konstanz und dem dortigen Stadtrat begann schon am 25. August 1705. Konstanz war zu diesem Zeitpunkt Bischofsstadt und eines der Zentren Vorderösterreichs, die Stiftung des Grafen damit eine Geste von mehr als nur religiöser oder ästhetischer Bedeutung. Aufschlussreich scheint aber auch, dass der Konstanzer Rat 1710 Wert auf die Feststellung legte, die Statue sei *mit beyhilff allhiesiger statt aufgerichtet worden*. Bald folgte eine ähnliche Stiftung Trautmannsdorfs für Villingen, die im Spanischen Erbfolgekrieg heiß umkämpfte Stadt, für deren Marktplatz Trautmannsdorf seine Nepomukstatue 1710 beim renommierten, schon in Konstanz



Graf Franz Ehrenreich von Trautmannsdorf (1662–1719), der Förderer des Nepomukultes auf einer zeitgenössischen Medaille.

mit der entsprechenden Aufgabe betrauten Villingen Bildschnitzer und Lilien-Wirt Johann Schupp (1631–1713) in Auftrag gegeben hat. Der Graf tätigte damit wenigstens die dritte Stiftung dieser Art, denn 1707 hatte er auch im schweizerischen Baden an der hölzernen Limmat-Brücke eine Nepomukstatue aus Stein auf seine Kosten aufstellen lassen.

Die dreifache Stiftung von Standbildern mit Johannes Nepomuk durch Graf Trautmannsdorf könnte als Ausdruck der ganz persönlichen Frömmigkeit des Diplomaten gesehen werden. Über sie ist in einem Dankschreiben aus Villingen von 1711 zu lesen, es sei *weltkhündig*, mit *was ohnauslöschlichem Eyffer der Graf die Ehr dises (...) Erst von wenig Jahren bekhandten Heiligen (...) zu promoviren gnedig gemaindt*. Es fällt jedoch auf, dass dies alles zeitlich zusammenfällt mit Bestrebungen zur nachhaltigen Förderung der Verehrung des böhmischen Märtyrers schon deutlich vor seiner Seligsprechung, die unmittelbar vom habsburgischen Kaiserhaus ausgingen. Sie wurden dort getragen vom späteren Kaiser Karl VI., dem Bruder Josephs I., der 1703 mit achtzehn Jahren aufgebrochen war, um das spanische Imperium in Besitz zu nehmen, und 1711 ins Reich zurückkehrte, wo er die Nachfolge Kaiser Josephs antrat. Im Verlauf des Spanischen Erbfolgekriegs hatte Philipp V., der französisch-bourbonische Rivale Karls, gegen den Habsburger eine Verleumdungskampagne ausgelöst, um ihn bei den Spaniern in Misskredit zu bringen. Seit dieser Zeit verehrte Karl den böhmischen Heiligen als «Verteidiger der Ehre wider falsche Nachrede», bemühte sich nach-

haltig um seine Heiligsprechung und stellte sich während seiner ganzen Regierungszeit hinter die Verbreitung des Kultes von Johannes Nepomuk. So setzte sich der Herrscher unter dem 19. Juli 1720 bei Papst Clemens XI. mit einem persönlichen Schreiben für die baldige Seligsprechung des Johannes von Nepomuk ein, und zwei Jahre danach konnte die Klosterkirche der Prämonstratenser in Schussenried mit Reliquien des Märtyrers geschmückt werden, die Karl VI. vermittelt hatte. Schon in Villingen sah man 1710 in der von Trautmannsdorf gestifteten Statue Johannes Nepomuks demnach ein «herrliches, ständiges monumentum (...) der gegen Unseren allergnädigsten Kayser, Landtsfürsten und Herren bey allen occasionen nachobtragenden (...) trew und devotion (...)». 1711 traf der Graf im übrigen in Mailand mit Karl VI. zusammen, weshalb er eigens aus der Schweiz nach Italien reiste.

Damit sind die frommen Stiftungen des Grafen von Trautmannsdorf zu Ehren von Johannes Nepomuk vor dem Hintergrund der Propagierung der zeitgenössischen habsburgischen Staatsidee zu sehen, zu deren himmlischen Garanten der neue Heilige zählen sollte. Als hochgestellter Vertreter des Habsburgerstaates versuchte der Graf offenbar mit

System in den damals umkämpften österreichischen Vorlanden, die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus in der Volksfrömmigkeit zu verankern, dem böhmischen Landesheiligen und Schutzpatron des Kaiserhauses auch in den Vorlanden Anerkennung zu verschaffen und ihre Bevölkerung dazu zu bringen, *disen hochschätzbahren Patronen der Österreichischen Erblandten inskhünfftig Eüfferigst zu venerieren (...)*, wie dies die Villinger 1711 formuliert haben. Dieses Ziel wurde zwar erst nach der Abberufung Trautmannsdorfs, nach der Heiligsprechung Johannes Nepomuks im Jahre 1729 und mit der systematischen Verbreitung des Kultes des neuen Heiligen durch die Jesuiten erreicht und dann auch verstärkt ins nicht vorderösterreichische, katholische Schwaben hineingetragen, aber am Anfang dieser bis heute optisch prägenden Entwicklung steht die Initiative des österreichischen Botschafters in der Schweiz, und zwar keineswegs an einem unwesentlichen Platz.

St. Nepomuk

*En Raoteburg stoht uf dr Bruck
e Heiliger Sankt Nepomuk.
Komm, so pressant hosch-s ete',
mr wend gschwend zua-n-em bette':*

*«O Heiliger Sankt Nepomuk,
bewahr me ao vor Schade'
beim schwemme-n-ond beim bade';
gib uf de' Necker acht ond guck,
dass dren koa' Ga's ond Geit versäuft,
ond dass r jo et überlauft,
et dass r
mit seim Wasser
de' Weag en d Stadt ond d Häuser nemmt,
ond aos de' Wei' em Kear romschwemmt.
O Heiliger Sankt Nepomuk,
do tätetest aos en bäöse' Duck!*

*Ond loht se halt
mit äller Gwalt
s Hochwasser et verklemme',
noh hao' en Ei'seah', guater Ma'
ond fang mit überschwemme'
e bissle weiter donne' a':
dia Goge' nemmets et so gnau,
en deane ihren saure' Wei'
därf wohl e bissle Wasser nei'
– ond evangelisch send se ao ...»*

Aus den «Schwäbischen Gedichten
des Sebastian Blau»

Große Kreisstadt Horb a. N.



**Ausflug in die vorder-
österreichische Vergangenheit**



**Maximilian
Ritterspiele
u. mittelalterlicher
Markt**

17. + 18. Juni 2000

Auskunft:
Stadtinformation
Rathaus
72160 Horb/Neckar
Telefon 074 51/36 11



Das sogenannte Schaubild der Originaleingabe von Friedrich Ludwig Gaab zeigt den endgültigen Entwurf für das neue Palais. Diese realistische Darstellung des noch nicht errichteten Gebäudes sollte das Interesse des Bauherrn am Bauvorhaben steigern.

Grit Herrmann Das Kronprinzenpalais am Stuttgarter Schlossplatz

Der württembergische Kronprinz Karl kehrte 1844 von einer längeren Reise aus Italien mit dem Wunsch zurück, sich ein Landhaus *in edlen Formen, mit bequemen Räumen, schöner Aussicht, in einem freundlichen Parke gelegen*¹ errichten zu lassen. Mitte des Jahres 1845 wurde Baumeister Christian Friedrich Leins mit dem Bau einer Villa in Berg, das damals außerhalb Stuttgarts lag, beauftragt. Unablässig verfolgten der Kronprinz und seine Gemahlin, die Tochter des russischen Zaren Nikolaus I., Olga Nikolajewna, die Fortschritte am Bau.² Schon im Sommer 1847 bezogen sie das auf dem Gelände der Villa Berg errichtete Orangeriegebäude. Nach ihrer Vollen- dung war unter den zahlreichen Bewunderern der Villa auch die russische Zarin. Sie soll anlässlich eines Besuches in Stuttgart dem Zaren sofort nach Petersburg telegraphiert haben: *Olga wohnt himmlisch!*³

Zur gleichen Zeit wie die Villa Berg wurde in Stuttgart am Schlossplatz ein Stadtpalais für den Kronprinzen errichtet. Ein Jahr später als die Villa war es bezugsfertig. Obwohl das Palais an einem für das Stadtbild sehr wichtigen Platz erbaut wurde, war das Interesse am neuen Kronprinzenpalais viel bescheidener. Theodor Griesinger schrieb 1866, das Kronprinzenpalais gehöre *sicherlich zu den schönsten Palästen der Neuzeit*⁴. So überschwänglich äußerten sich die Autoren des 19. Jahrhunderts in der Literatur über Stuttgart bezüglich des Kronprinzenpalais gewöhnlich nicht. Mitunter fiel die Wertung etwas gezwungen aus, wie die von Karl Büchele, der schrieb, das Palais mache einen *nicht ungefälligen Eindruck*⁵.

Im 20. Jahrhundert verhinderte seine Ähnlichkeit mit dem Herzog-Max-Palais in München – es wurde

von 1828 bis 1830 von Leo von Klenze für den Herzog von Bayern-Birkenfeld erbaut – eine genaue Untersuchung der Architektur des Kronprinzenpalais. Werner Fleischhauer meinte, es sei *im wesentlichen eine unselbstständige Wiederholung*⁶ von Klenzes Herzog-Max-Palais. Auch Georg Himmelheber, der einen detaillierten Vergleich beider Bauten vorlegte, berücksichtigte die Beziehungen des Kronprinzenpalais zur lokalen Architektur nicht.⁷

Im vorliegenden Beitrag sollen die zweifellos bestehenden Ähnlichkeiten zwischen dem Stuttgarter und dem Münchner Palais außer Acht gelassen werden, denn unabhängig davon kann das Kronprinzenpalais auf Grund zahlreicher Gemeinsamkeiten mit Gebäuden der württembergischen Residenzstadt als eine typische Stuttgarter Lösung der Bauaufgabe «Stadtpalais» in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelten.

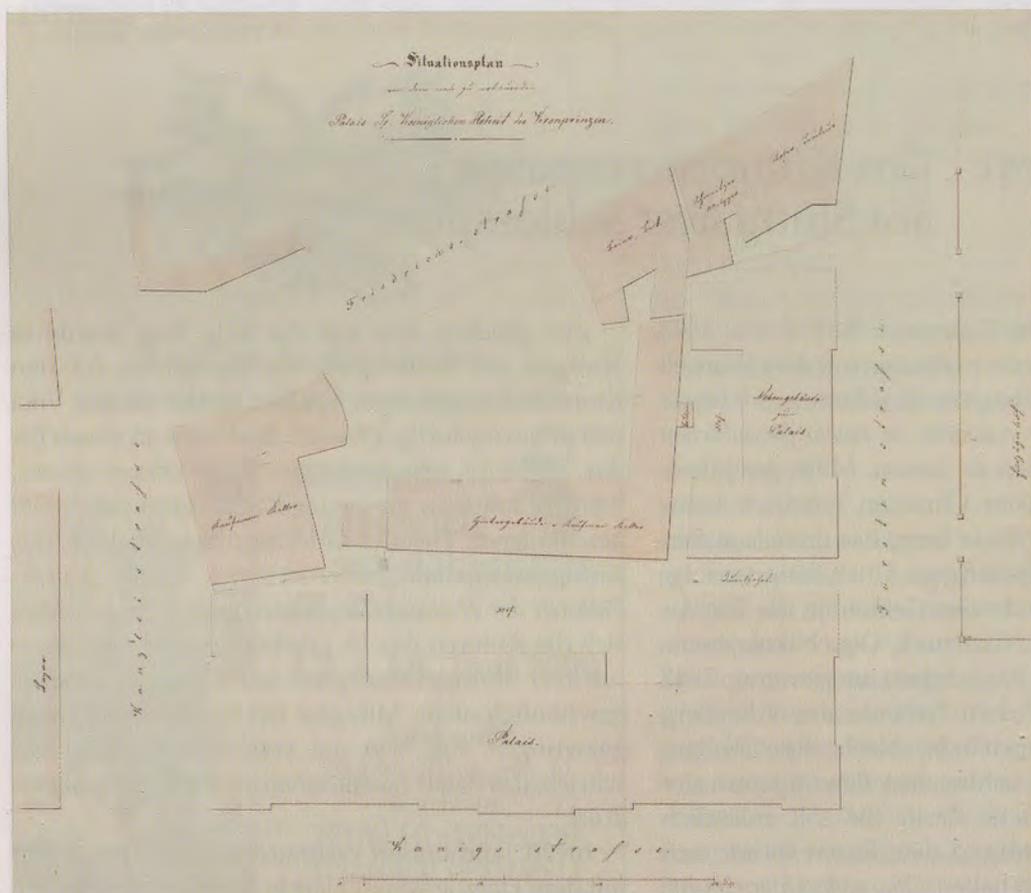
Planungen und Entwürfe

Kronprinz Karl von Württemberg bewohnte einige Räume im Stuttgarter Neuen Schloss, als sein Vater, König Wilhelm I., 1843 bestimmte, sein Sohn solle eine eigene Wohnung bekommen.⁸ Es war keine Privatangelegenheit der königlichen Familie, sondern

eine gesetzlich vorgeschriebene Pflicht des Staates, dem württembergischen Kronprinzen bei seiner Verheiratung eine angemessene Wohnung zur Verfügung zu stellen.⁹ Karl heiratete zwar erst im März 1846 die Tochter des russischen Zaren Nikolaus I., zieht man jedoch die Dauer der Bauzeit für einen Palast in Betracht, so war der Wunsch des Königs zu diesem Zeitpunkt durchaus gerechtfertigt.

Die Funktion eines Kronprinzengebäudes hatte sich jedoch auf die eines «Dienstgebäudes»¹⁰ reduziert. Im 19. Jahrhundert war auch bei den Herrschern eine Trennung von öffentlichem und privatem Leben im bürgerlichen Sinne üblich geworden. Neben den auf staatliche Repräsentanz ausgerichteten alten Residenz- oder – wie in diesem Fall – neuen Stadtschlössern entstanden kleinere Palais meist außerhalb der Stadt, die den fürstlichen Bewohnern intimere Bequemlichkeit boten.¹¹ Zur eigentlichen Wohnung des Kronprinzen Karl wurde somit die von ihm aus Privatmitteln bezahlte und von Christian Friedrich Leins ausgeführte Villa in Berg.

Wilhelm I. sandte seine Forderungen, samt den schon fertig gestellten Entwürfen von Hofkammerbaumeister Ludwig Friedrich von Gaab für ein neues Palais, an den Minister der Familienangelegenheiten. Dieser wiederum gab sie an die Minister der



Der «Situationsplan» der Originaleingabe.

Dieser Stadtplan zeigt die Eingliederung des Kronprinzenpalais in das schon vorhandene städtebauliche Umfeld. Links unten das Neue Schloss.



Auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen weiter. Der König und sein Baumeister planten, das Gebäude anstelle des alten Fürstenbaus¹² an der Königstraße bzw. am Schlossplatz errichten zu lassen.

Die Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen stellten fest, nach dem Gesetz habe der Kronprinz nicht unbedingt Anspruch auf einen Neubau.¹³ Vielleicht könnte man ja das vormalige Kronprinzenpalais¹⁴ in der oberen Königstraße, in dem König Wilhelm vor dem Tod seines Vaters logierte, seiner vorigen Bestimmung zurückgeben. Vorgeschlagen wurde auch, wenn schon ein Neubau erforderlich sei, diesen unmittelbar gegenüber dem Residenzschloss zu errichten. Sollte der König aber bei seinem ersten Plan bleiben, riet man ihm, das Grundstück des Kaufmanns Müller, dessen Haus an der Ecke Königstraße/Kanzleistraße stehe, anzukaufen und in den Bauplatz einzubeziehen.

Diesen Vorschlägen schloss sich ein Gutachten des Geheimen Rates an, denn *alle Gesetz- und Verordnungsentwürfe der Ministerien waren ihm vorzulegen und gingen erst mit seinem Gutachten an den König*¹⁵. Das ehemalige Kronprinzenpalais erschien dem Geheimen Rat als nicht mehr repräsentativ genug für die geforderte Aufgabe. Infrage kam noch der Prinzenbau¹⁶ am Schillerplatz, der jedoch schon dem Prinzen Friedrich, Sohn des Königsbruders Paul, als Wohnung diente. Daher unterstützte der Geheime Rat einen Neubau. Als besonders erwägenswert

erschien ihm der Vorschlag der Minister, das neue Palais anstelle des alten Redoutensaales¹⁷ zu errichten. Auch den von Gaab vorgesehenen Bauplatz sah der Geheime Rat als angemessen an, doch sollte dieser durch den Ankauf des benachbarten Grundstücks von Kaufmann Müller erweitert werden. Der König blieb bei dem Plan, das Kronprinzenpalais am westlichen Ende des Schlossplatzes erbauen zu lassen. Ein möglicher Grund für die Ablehnung des repräsentativeren Bauplatzes gegenüber dem Residenzschloss mag darin bestehen, dass der König das Grundstück gedanklich bereits für einen anderen Bau reserviert hatte – den Königsbau. Funktionell folgte der Königsbau dem alten Redoutensaal, an dessen Stelle er 1856–1860 von Johann Michael Knapp erbaut wurde.

Wilhelm I. stimmte jedoch einer Ausdehnung des Terrains zu. Die Order erging wieder an Hofkammerbaumeister Gaab, entsprechend der neuen Situation Entwürfe für das Kronprinzenpalais samt Kostenvoranschlag zu erstellen. Die Kosten für den Außenbau durften 400 000 Gulden nicht überschreiten. Der König sah vor, die Innenausstattung mit privaten Mitteln zu bezahlen.¹⁸ Der Situationsplan der Originaleingabe zeigt das kronprinzliche Palais in ungewöhnlicher Umgebung. Auf dem Plan ist ein von vier Straßen eingeschlossenes bebautes Areal dargestellt, von dem das Palais etwa die Hälfte einnimmt. Sein linker Flügel stößt an das Wohn- und Geschäftsgebäude des Kaufmanns Keller. An den

Hof hinter dem Palast grenzen unmittelbar die Lagergebäude des Kaufmanns. Versuche, Keller sein Grundstück abzukaufen, wozu der König dem Stadtdirektor die Vollmacht gab, schlugen fehl.¹⁹

Kronprinz Karl und Kronprinzessin Olga ziehen am 2. Dezember 1854 in den neuen Palast

Die fertigen Pläne von Ludwig Friedrich Gaab wurden zusammen mit dem Kostenvoranschlag den Ständen im Landtag zur Abstimmung vorgelegt und mit Stimmenmehrheit angenommen. Nach der Genehmigung wurde im Frühjahr 1846 mit den Arbeiten begonnen, nachdem im Jahr zuvor schon alle alten Gebäude auf dem Baugelände abgerissen worden waren.²⁰ Im Mai 1852 war das Palais bis auf die Tapezierung vollendet.²¹ Die Arbeiten am Nebengebäude und an der Innenausstattung dauerten noch etwa zweieinhalb Jahre. Am 5. Dezember 1854 verkündete die Schwäbische Chronik, dass am Abend des 2. Dezembers *der Einzug Ihrer K. K. Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin in den neuen Palast an der Königstraße stattgefunden habe.*²² Während des Baus war es zu keinen nennenswerten Zwischenfällen gekommen. Der König und sein

Finanzminister zeigten sich mit der Leistung des Baumeisters zufrieden. Gaab hatte die genehmigte Summe von 400000 Gulden unterschrieben und erhielt aus dem verbleibenden Fonds eine Belohnung von 2200 Gulden.²³

Nach der Übernahme der Regentschaft durch Karl 1864, der aus diesem Anlass ins Residenzschloss umzog, wurde das Palais zum Witwensitz Königin Paulines, bis diese 1873 starb.²⁴ Danach stand es drei Jahre leer. 1876 wurde es zur Wohnung von Kronprinz Wilhelm. Er zog es aber nach dem Tode seiner Tante Marie von Württemberg vor, in das von ihr geerbte Wilhelmspalais überzusiedeln. Sein Hofstaat verblieb indes bis 1892 im Kronprinzenpalais. Der letzte fürstliche Bewohner des Palais war von 1893 bis 1918 Thronfolger Herzog Albrecht von Württemberg.

Nach den politischen Veränderungen 1918 blieb das Palais in Staatsbesitz. Es diente zunächst hauptsächlich als Bürogebäude, z. B. mietete 1919 die Stuttgarter Handelshof AG einen Großteil des Hauptgebäudes. 1930 wurden Teile der heutigen Staatsgalerie hierher verlegt. Der hintere Teil des zweiten Obergeschosses wurde aufgestockt und in die Decke eine Konstruktion aus Glas eingelassen.



Die Ruine des Kronprinzenpalais im Januar 1949. Die Umfassungsmauern waren fast unversehrt. Der Abbruch dieses Bauwerks am Stuttgarter Schlossplatz verzögerte sich bis zum Frühjahr 1963.

Ähnliche Glasaufbauten erhielten auch die Decken der vorderen, zur Königstraße liegenden Räume. So wurden großzügige und helle Ausstellungsräume geschaffen. Um den Gesamteindruck der Fassade des Palais nicht zu schädigen, musste eine Erweiterung der Mittelrisalit-Attika die Aufbauten verdecken.²⁵ Im Erdgeschoss des neuen Museums wurden Plastiken aufgestellt.²⁶ Die Verwaltungs- und Ausstellungsräume lagen in den oberen Geschossen. Sie nahmen die Bibliothek, das Kupferstichkabinett und die Malerei seit der Biedermeierzeit auf.²⁷

Im Frühjahr 1944 brannte das Palais bei einem Fliegerangriff völlig aus. Am 4. Mai 1950 wurde der Bebauungsplan «Rote Straße – Planiedurchbruch» vom Stuttgarter Gemeinderat beschlossen.²⁸ Die Annahme dieses Planes besiegelte den Abbruch der Ruine des Kronprinzenpalais, die einer verkehrstechnischen Verbindung der Planie mit dem Stuttgarter Westen im Wege stand. In einem Vertrag vom 9. Februar 1956 zwischen der Stadt Stuttgart und dem Land Baden-Württemberg wurde unter anderem der Abriss des Palais an den vorherigen Planiedurchbruch gebunden, weshalb sich der Abbruch bis zum Frühjahr 1963 verzögerte.²⁹

Ein Rundbogenfenster und diverse Reliefplatten wurden nach dem Abriss ins Stuttgarter Lapidarium gebracht und ausgestellt. Von 1979 bis 1993 stand das Fenster zwischen zwei Tunneleinfahrten am Kleinen Schlossplatz. Die sechs Fahrstreifen wurden 1981 auf zwei reduziert, und 1993 verschwand die ganze Straße im Untergrund.

Der Baumeister Ludwig Friedrich von Gaab

Als der 1800 in Tübingen geborene Ludwig Friedrich von Gaab 1869 in Stuttgart starb, hinterließ er ein reiches Werk besonders an Ingenieurbauten, das ihn als begabten Techniker auswies. Große Verdienste hatte er sich während seiner Mitarbeit am Aufbau des württembergischen Eisenbahnnetzes erworben. Die Wertschätzung seiner Person innerhalb der Stuttgarter Bevölkerung spiegelte der ausführliche Nekrolog wider, der anlässlich seines Todes in der Schwäbischen Chronik erschien.³⁰

Seine architektonische Ausbildung erhielt Gaab zunächst bei Adam Bernhard Groß in Stuttgart und später bei Ferdinand von Fischer in Ellwangen. Fischer machte seinen Schüler besonders mit den Grundsätzen Jean-Nicolas-Louis Durands bekannt, dem damals berühmten Professor an der Pariser École Polytechnique. Gaabs ausgedehnte Reisen, die er noch vor seiner letzten Prüfung im Baufach 1824 unternahm, führten ihn durch Deutschland, nach Frankreich, Belgien und Italien.

stadt schopfheim >

traditionsbewusst in die zukunft



Um das Jahr 1250 erhielt der Flecken Schopfheim die Rechte einer Stadt.

Die alte Markgrafenstadt feiert daher während des ganzen Jahres 2000 dieses 750-jährige Jubiläum. Schopfheim hat heute 18 750 Einwohner in insgesamt neun Ortsteilen. Die alte Stadt mit ihren Gässchen und der das Stadtbild prägenden St. Michaelskirche lädt Menschen aus nah und fern ins Wiesental ein. Der Besuch einer der zahlreichen interessanten Veranstaltungen kann in der Erholungslandschaft des südlichen Schwarzwaldes mit einem Kurzurlaub bestens verbunden werden.

Wie wäre es, das »Mittelalterliche Schopfheim« vom 2. bis zum 4. Juni 2000 zu besuchen?

Die gesamte Altstadt ist in ein mittelalterliches Szenarium verwandelt. Krämer, Zünfte, Spielleute, Tavernen mit vielen kulinarischen Genüssen warten darauf, begeistern zu können. Ein Steinmetz, ein Schmied, ein Bäcker, um nur Wenige zu nennen, werden ihr Können zeigen.

Über die 750-jährige Geschichte Schopfheims wurde ein Theaterstück geschrieben,

das am 12. Juli 2000 als Freilichtaufführung in den Kulissen der Altstadt Premiere haben wird. Personen und Persönlichkeiten, angefangen beim Stadtgründer, bis hin zu den Verantwortlichen unserer Tage, werden in heiteren, kritischen, oft auch frechen Szenen auferstehen. Die Geschichte mit ihren prägenden Ereignissen ersteht vor den Augen der Zuschauer wieder.

Es lohnt sich, die Markgrafenstadt im Badischen zu besuchen.

Auskünfte erteilt das Tourismusbüro der Stadt, Postfach 1160, 79650 Schopfheim, Tel. 07622/396 145, Fax 07622/396 202. E-Mail: Stadt-Schopfheim@RRZ-Freiburg.de

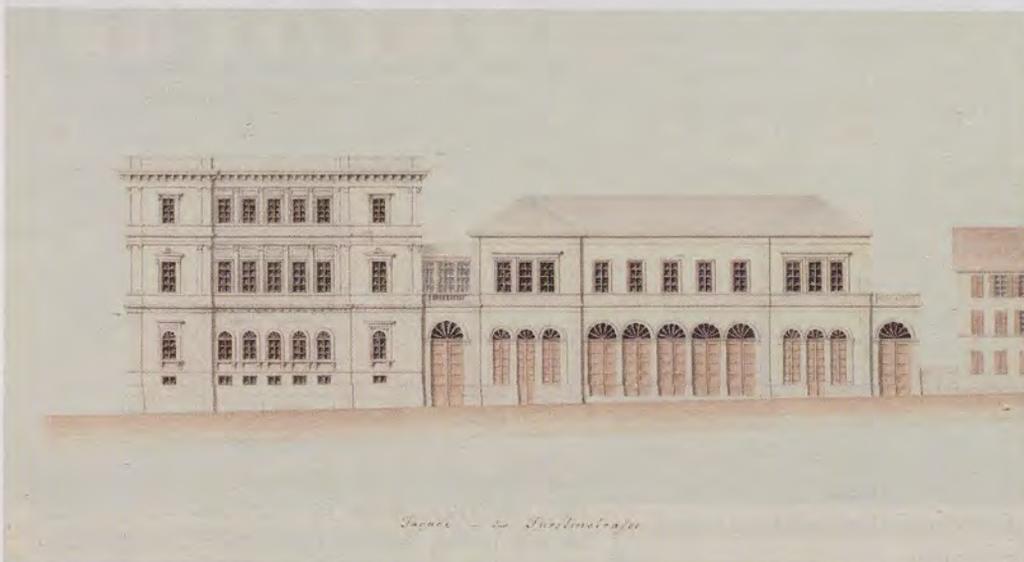
Sein erster großer Auftrag in Stuttgart soll laut Nachruf die Errichtung der Infanteriekaserne – heute Rotebühlbau – 1826 unter Kriegsrat Vogel gewesen sein. Jürgen Hagel schreibt den Bau dieses Gebäudes jedoch allein dem damaligen Kasernenbaumeister Vogel zu, als dessen Assistent Gaab am Projekt nur mitarbeitete.³¹ Die Zahl der von ihm in Stuttgart errichteten Bauten mehrte sich, nachdem Gaab 1838 zum Hofkammerbaumeister ernannt und zwei Jahre danach zum Stadtdirektionsbaumeister in Stuttgart bestellt worden war. Er erbaute mehrere Wohnhäuser für private Bauherren unter Verwendung von Elementen verschiedener historischer Stile, unter anderem für den Archivrat Ferdinand Pistorius in der Neckarstraße 5 (1842–44) und für sich selbst in der Kanzleistraße 35 (1846).³² Von seinem Umgang mit Stilen der Vergangenheit zeugt heute noch die 1853 errichtete neugotische Kirche in Bad Cannstatt. 1844 arbeitete er zusammen mit Friedrich Karl August Gabriel am Umbau des alten Lusthauses am Schlossplatz.

Im März 1846 enthob der König Ludwig Friedrich von Gaab der Hofbaumeisterstelle, weil er als Oberbaurat und Oberingenieur zur Eisenbahngesellschaft berufen worden war. Bis 1852 wurde der Bau der Nord-Südlinie Heilbronn–Stuttgart–Ulm–Friedrichshafen unter seiner Aufsicht mit allen Bahnhöfen, Brücken-, Ufer- und Wasserbauten vollendet. Nachdem die Erweiterung des württembergischen Eisenbahnnetzes beschlossen worden war, wurde Gaab zum Oberingenieur der von Plochingen ausgehenden Oberneckartallinie ernannt. Aus Anlass der Vervollendung der Bahnstrecke Plochingen–Tübingen 1861 erhielt er die Ehrendoktorwürde für Philosophie von der Universität Tübingen verliehen.

Die Fassaden des Kronprinzenpalais

Das neue Palais besaß eine Hauptfassade von 76,5 m und eine Tiefe von 26 m, wobei sich der rechten Seitenfassade das Nebengebäude mit einer Länge von 34,2 m anschloss. Im Grundriss präsentierte sich das Palais als Dreiflügelanlage mit einem lang gestreckten Mitteltrakt und zwei kurzen Seitenteilen, die einen Hinterhof einschlossen. Ein in der Hauptfassade flacherer Risalit erhielt in der Rückfront etwa die Tiefe einer Fensterachse. In der Mittelachse lag eine Wagentdurchfahrt zum Hof, durch den man zu den Ställen und Remisen im Nebengebäude gelangen konnte. In der Fassade zeigte sich das Palais dreigeschossig. Das Kellergeschoss trat im Außenbau nicht als selbstständiges Stockwerk zu Tage. Das abfallende Straßenniveau bedingte unterschiedliche Fassadenhöhen; an der linken Außenkante konnten deshalb 19,5 m und an der rechten Außenkante 21,5 m gemessen werden.

Die siebenachsige Fassade bildete an ihrer Hauptseite zum Schlossplatz hin eine Mittel- und zwei Seitenrisalite aus. Das dreijochige Kernstück des Mittelrisalits wurde zusätzlich durch Elemente hinterlegt, die den Seitenrisaliten glichen. Die Rundbogenfenster im Erdgeschoss fanden sich unverändert auch in den Risaliten. In der Mitte lagen die drei Rundbögen des Eingangs mit toskanischen Säulen davor, die einen Balkon trugen. Die Rechteckfenster der Obergeschosse erhielten in den Risaliten schmückendere Fensterverdachungen als in den von ihnen eingeschlossenen Flächen. Die Geschosstrennung leistete über dem Erdgeschoss ein Reliefband unter einem schmalen Gesims und über der Beletage ein zweiteiliges Gebälk mit einem etwas vorkragenden Gesims.



Die Ansicht der Seitenfassade des Kronprinzenpalais in der Fürstenstrasse gehört zur Original- eingabe und zeigt auch die Front des Nebengebäudes.

Das Kronprinzenpalais schloss sich an eine Reihe monumentaler Gebäude in der oberen Königstraße an. Dieses Foto ist um 1900 entstanden. Vorne der Königsbau, dahinter das Kronprinzenpalais.



Der gesamte Bau des Kronprinzenpalais wurde über einem vorkragenden Kranzgesims auf Volutenkonsolen durch ein flaches Zinkdach abgeschlossen, das von einer umlaufenden Attika völlig verdeckt wurde.

Die beiden Fassaden der Schmalseiten waren zur Hauptfassade verschieden, doch untereinander identisch. Zwei Eckrisalite wie an der Hauptfassade schlossen eine pilastergeschmückte Fläche von fünf Fensterachsen ein. Die Rückseite präsentierte sich im Vergleich zu den anderen Fassadenteilen – ohne Pilaster und ohne besondere Fensterverdachungen – einfach und schmucklos. Das nach außen hin zweistöckige Nebengebäude besaß elf Fensterachsen, wovon je eine auf zwei Seitenrisalite entfiel. Die großen arkadengleichen Rundbogen im Erdgeschoss verliehen auch dem Nebengebäude ein repräsentatives Aussehen.

Die Architektur des Kronprinzenpalais war ein Spiegel der Aufgaben, die das Palais im Verband der schon bestehenden Gebäude an Schlossplatz und Königstraße erfüllen sollte. Denn abgesehen von der Funktion als «Dienstgebäude» des Kronprinzen hatte das Palais mit seinem äußeren Erscheinungsbild bestimmte städtebauliche Probleme zu lösen, die der Baumeister besonders beim Entwurf der Fassade berücksichtigen musste.

Die Lage des gewählten Bauplatzes könnte auf drei verschiedene Arten beschrieben werden. Er lag erstens am westlichen Ende der Planie, dem aufgeschütteten ehemaligen Graben des Alten Schlosses,

zweitens an der Königstraße und drittens am nordwestlichen Ende des Schlossplatzes. Das Kronprinzenpalais sollte dort eine Aufgabe erfüllen, die Bernhard Sterra sehr treffend als «Gelenkfunktion»³³ bezeichnet.

Erstens musste das Palais ein würdiges Pendant zum Prinzessinnenpalais – wie das Wilhelmspalais bis zum Übergang an Kronprinz Wilhelm, später König Wilhelm I. hieß – am östlichen Ende der Planie darstellen, das 1834 bis 1840 von Giovanni Salucci für die Töchter Wilhelms I. aus der Ehe mit Katharina, Großfürstin von Russland, erbaut hatte. Auf den Mittelrisalit mit Säulenportikus des Wilhelmspalais antwortete das Kronprinzenpalais mit einem Säulenaltan vor einem Mittelrisalit.

Das zweite Problem lag darin, dass das Gebäude an einer Straße lag, in deren Baulinie es sich einzuordnen hatte, weshalb der Risalit des Kronprinzenpalais weniger selbstständig aus der Fassade heraustreten konnte als der des Prinzessinnenpalais. Gaab fügte den blockhaften Baukörper gut in das hauptsächlich von Nikolaus Friedrich von Thouret Anfang des 19. Jahrhunderts neu festgelegte Straßenraster nördlich der Königstraße ein. Im Sinne einer regelmäßigen Rasterung, deren Idealfall darin bestand, dass die Straßen im rechten Winkel aufeinander trafen, versetzte Gaab die Baulinie der Fürstenstraße zu Ungunsten des gegenüberliegenden Grundstücks der Feldjägerkaserne. Aus dem gleichen Grund verringerte er auf der anderen Seite des

Palais die Breite der Mündung der Kanzleistraße. Das Palais bildete nun den Abschluss einer Reihe von monumentalen Bauten, die meist das gesamte Rechteck eines von vier Straßen eingefassten Areals an der nördlichen Baulinie der Königstraße einnahmen, angefangen mit dem ehemaligen Kronprinzenpalais, fortgesetzt von dem von Gottlob Georg Barth 1833 bis 1838 errichteten Kanzleigebäude und dem Bazar von Nikolaus Friedrich von Thouret, erbaut 1834 bis 1837. Das Bemühen Gaabs um Anschluss an diese Kette von Gebäuden zeigte sich auch im Angleichen der Traufhöhe an die Dachfirstlinie des Bazars.

Die dritte Aufgabe, die aus der Lage am Schlossplatz resultierte, bedingte, dass das Palais der Architektur des Residenzschlusses nicht widersprechen durfte. Mit seinem Altan auf toskanischen Säulen erwies es sich der Nähe zum Neuen Schloss als würdig, übertrumpfte jedoch nicht die höherwertigen Doppelsäulen des rechten Seitenflügels.

Stuttgarter Lokalstil in der Architektur

Das Kronprinzenpalais gliederte sich nicht nur im Bezug auf die Gebäude seiner unmittelbaren Umgebung ein, sondern auch im Hinblick auf einen größeren städtebaulichen Kontext. Jutta Beder-Neuhaus hat in ihrer Dissertation *Studien zur öffentlichen*

*und privaten Baukunst des 19. Jahrhunderts in Stuttgart*³⁴ die Merkmale eines Lokalstils in der Staatsarchitektur der 1820er- bis 1840er-Jahre herausgearbeitet. Sie kennzeichnet diesen Stil als ein Produkt architektonischer Traditionen Stuttgarts seit der Mitte des 18. Jahrhunderts und auch sozialhistorischer Faktoren, die wiederum eng mit der pietistischen Grundhaltung der Bevölkerung zusammenhängen. Einen Einfluss hatte ebenso die Ausbildung bedeutender Stuttgarter Architekten wie Gottlob Georg Barth, Friedrich Bernhard Adam Groß und Ferdinand von Fischer bei Jean-Nicolas-Louis Durand in Paris.

Nicht zuletzt haben wohl auch die architektonischen Vorlieben Wilhelms I. eine Rolle gespielt, die Friedrich Wilhelm Hackländer wie folgt beschreibt: *So hatte er für die steifen, nüchternen Möbelformen des Empire eine Liebhaberei, und die geistreichste Renaissance sowie das launenhafte Rokoko verwarfer verächtlich unter dem gemeinsamen Begriff Zopf; was er neben dem maurischen Stil allenfalls noch gelten ließ, waren Formen antiker Säulenstellungen, wie er sie an seinem Landhaus Rosenstein und an dem späteren Königsbau, dem Schlosse gegenüber, aufführen [sic!] ließ*³⁵.

Die Staatsgebäude des Lokalstils, wie z. B. das Archivgebäude mit Naturalienkabinett und das Kunstmuseum – ersteres 1821 bis 1827 und letzteres 1838 bis 1842 von Barth in der damaligen Neckar-



Archivgebäude mit Naturalienkabinett in der Stuttgarter Neckarstraße. Foto von 1927.

straße, heute Konrad-Adenauer-Straße, erbaut –, wiesen sich durch ihre blockhafte Form aus.³⁶ Umlaufende Gesimse leisteten die Verbindung, wenn es sich um mehr als einen Baublock handelte. Die einfach gerahmten Fenster saßen unmittelbar auf den Gesimsen oder den Sohlbänken auf. Pilaster verstärkten die Ecken der Baublöcke. Im allgemeinen wurden scharfe Kontraste in der Ornamentierung vermieden, die eher die Fläche betonte. Durch diese einfachen Schmuckformen zeichnete sich die Staatsarchitektur Wilhelms I. vor der Bürgergemeinde aus. In der Verwendung mehr oder weniger schmückender Fassadenelemente zeigte sich eine Hierarchie in der Wertigkeit der Gebäude untereinander. So adaptierte Barth an seinem Kunstmuseum, heute Alte Staatsgalerie, den Mittelrisalit von Salucis Prinzessinnenpalais, band ihn jedoch in den geschlossenen Pavillion ein, so dass kein Portikus entstand, der mit dem des Palais in Konkurrenz treten konnte.

Seit 1840 trat neben den Lokalstil in der Staatsarchitektur ein bürgerlicher Stil ohne die alten Herrschaftszeichen.³⁷ Seine wichtigsten Kennzeichen waren flächige Fassaden und der freie Umgang mit der Ornamentik historischer Stile. Darin wurde die Orientierung an allgemeinen zeitgenössischen Tendenzen deutlich, und der Lokalstil verlor zunehmend an Bedeutung. In diese Zeit des Umbruchs fiel der Bau des Kronprinzenpalais. Obwohl sein Baumeister Ludwig Friedrich von Gaab selbst an der Ausprägung dieser neuen Architektur mitarbeitete, wie z. B. das Pistorius'sche Haus im Stile venezianischer Gotik zeigt, passte er das Palais noch der alten Staatsarchitektur an.

Der geschlossene blockhafte Baukörper des Kronprinzenpalais war typisch für den Lokalstil. Die gleichförmige Anordnung der Fenster an der Hauptfassade des Palais unterstrich, wie beim Archivgebäude mit Naturalienkabinett, die schichtweise Wandgliederung der Etagen, die sich kaum voneinander unterschieden. Die Pilaster wirkten wie aufgesetzt und verliehen der Wand keine plastische Durchgestaltung. Die bloße Anreicherung des Baublocks mit architektonischem Schmuck zeigte sich verstärkt auch beim Kronprinzenpalais, da es sich um ein höherwertiges Bauwerk handelte. Die Rundbogenfenster, die beim Kronprinzenpalais in den anderen Geschossen von Rechteckfenstern abgelöst wurden, waren auch am Archivgebäude schon vorhanden. Die Seitenfassaden des Palais gehörten mit ihrer schichtweisen Wandgliederung in den Obergeschossen, die die Mauer kaum noch erkennen ließ, bereits einer jüngeren Architekturauffassung an. Vorrangig ist aber, dass die Architektur

des Kronprinzenpalais in allen wichtigen Merkmalen an den zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung schon überholten Lokalstil anknüpft.

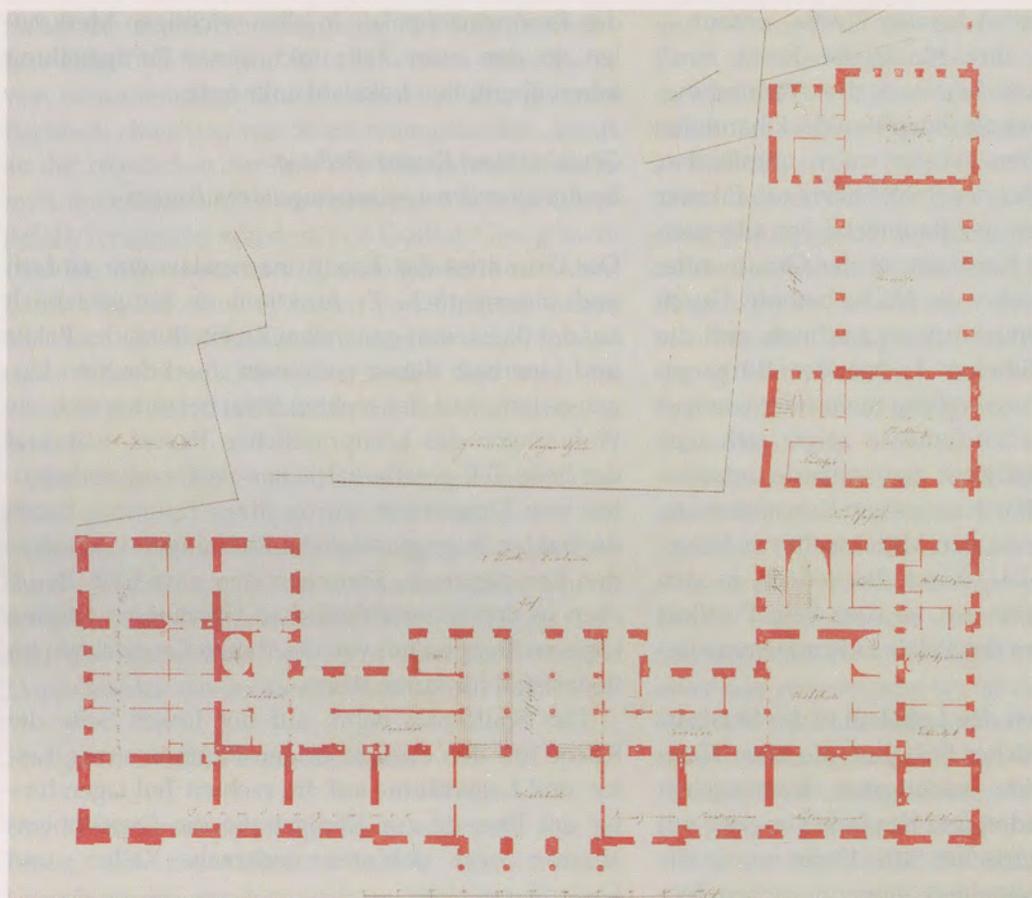
Grundriss und Raumaufteilung – Bezüge zu anderen «staatstragenden» Bauten

Der Grundriss des Kronprinzenpalais war einfach und übersichtlich. Er funktionierte hauptsächlich auf der Basis einer generellen Zweiteilung des Palais und innerhalb dieser auf einem durchdachten Etagensystem. Auf der rechten Seite befanden sich die Wohnungen des kronprinzlichen Paares, während der linke Teil gesellschaftlichen Anlässen vorbehalten war. Unterstützt wurde diese Trennung durch die beiden in gegensätzliche Richtungen verlaufenden Treppenarme. Zwischen den einzelnen Bereichen in den unterschiedlichen Geschossen sorgten kleinere Treppen mit verschiedenen Grundrissen im Bedarfsfall für kurze Wege.

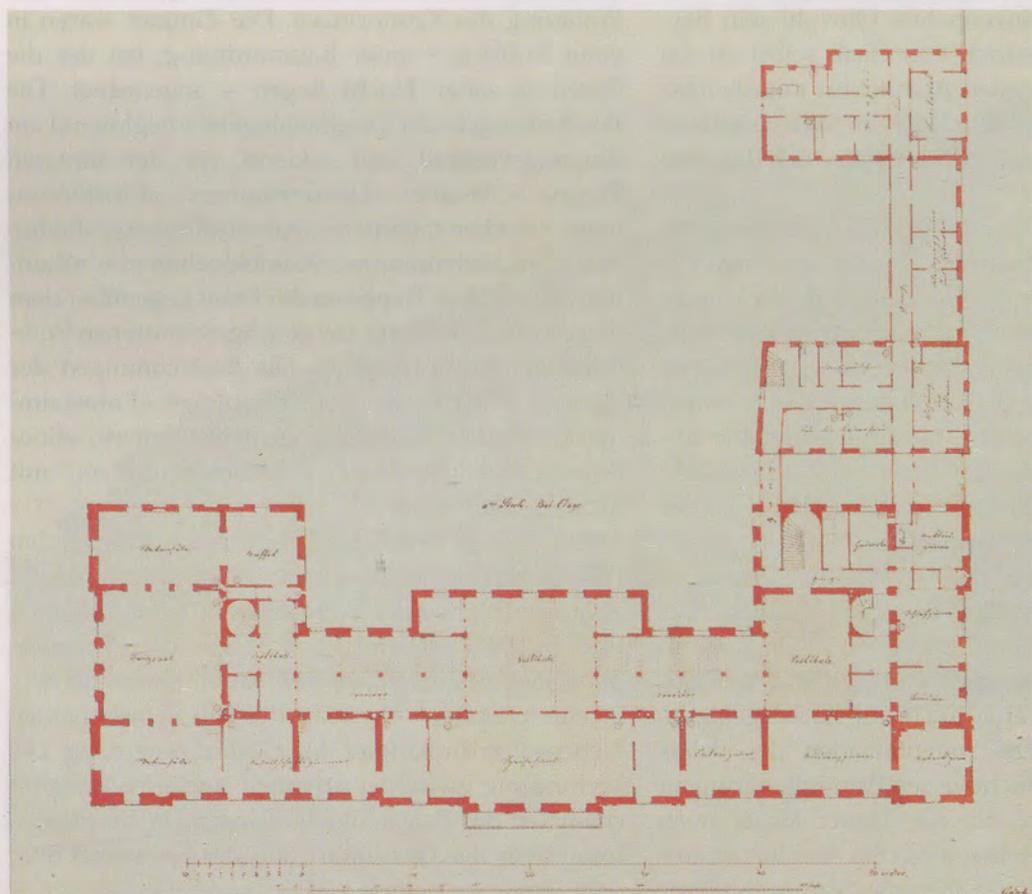
Das Souterrain nahm auf der linken Seite die Küche mit den dazugehörigen Räumen sowie Keller- und Lagerräume auf. Im rechten Teil lagen hinter der Fassade zur Königstraße die Dienstbotenzimmer und dahinter nochmals Keller- und Lagerräume.

Über ein Dienerzimmer gelangte man vom Eingangsvestibül aus zu den Empfangsräumen der Wohnung des Kronprinzen. Die Zimmer waren in einer Enfilade – einer Raumordnung, bei der die Türen in einer Flucht liegen – angeordnet. Die Beschriftung in der Originaleingabe – beginnend am Eingangsvestibül und endend vor der hinteren Treppe – lautete: «Dienerzimmer», «Cavalirzimmer», «Audienzzimmer», «Arbeitszimmer», «Bibliothek», «Schlafzimmer», «Ankleidezimmer», «Kammerdiener». Die Treppe an der Front gegenüber dem Nebengebäude führte zur gleichgeschnittenen Wohnung der Kronprinzessin. Die Bezeichnungen der Zimmer lauten in gleicher Reihenfolge: «Entreezimmer», «Audienzzimmer», «Arbeitszimmer», «Boudoir», «Schlafzimmer», «Ankleidezimmer» mit «Bad», «Garderobe».

Die beiden Arme der Haupttreppe führten den Besucher in die Beletage. Einerseits geleiteten sie ihn zum Vestibül vor der Wohnung der Kronprinzessin und andererseits zum Vestibül und dem Korridor der Gesellschaftsräume mit dem quadratischen, zweigeschossigen Festsaal, der mit seinen beiden Nebensälen direkt über den Gästezimmern lag. Die Verbindung zwischen privatem und gesellschaftlichem Teil des Palais bildeten ein großer Empfangsraum über der Durchfahrt und der Speisesaal über dem Eingangsvestibül.



Der Grundriss der Originaleingabe von Friedrich Ludwig Gaab zeigt das Erdgeschoss des Kronprinzenpalais. Rechts neben der Durchfahrt die Wohnung des Kronprinzen, links die Fremdenzimmer.



Der Grundriss der Originaleingabe mit dem ersten Obergeschoss des Kronprinzenpalais. Rechts die Wohnung der Kronprinzessin, links die Festräume.

Im zweiten Obergeschoss waren Wohnungen für Hofdamen, Kavaliere und weiteres Dienstpersonal vorgesehen. Der Raum, den die beiden Treppenarme im darunter liegenden Geschoss einnahmen, wurde ausgespart.

Zwischen Haupt- und Nebengebäude befand sich ebenfalls eine Durchfahrt, über der die beiden Gebäude durch zwei schmale Gänge miteinander verbunden waren. Über den Remisen und Ställen des Nebengebäudes sollten im hinteren Flügel eine Kanzlei und ein Sekretariat zu Verwaltungszwecken eingerichtet werden. Im vorderen Flügel lagen Zimmer für die Hofdame, die Kammerfrau und das Dienstmädchen der Kronprinzessin. Auf dem Grundriss nicht zu sehen ist ein Zwischengeschoss, das Wohnungen für das Stallpersonal enthielt. Die Zimmereinteilung wurde während des Baus teilweise geändert. Durch einen Gang mit der Wohnung verbunden richtete man im Obergeschoss eine russische Kapelle *mit schönen Gemälden, reicher Kult-Einrichtung nebst Sakristei*³⁸ für Kronprinzessin Olga ein, die orthodoxen Glaubens war.

Das Wilhelmspalais war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das einzige Stadtpalais, das außer dem Kronprinzenpalais in Stuttgart errichtet wurde. So war es nahe liegend, dass sich Gaab mit der Architektur dieses Palais auseinandersetzte, zumal er sich äußerlich darauf beziehen sollte. Der ausgeführte Bau des Prinzessinnenpalais kam jedoch wegen seines auf Tiefenwirkung angelegten Baukörpers nicht als Vorbild in Frage, weil das sich in die Breite erstreckende Grundstück des Kronprinzenpalais eine solche Disposition der Bauvolumen nicht zuließ. Doch lagen zahlreiche unausgeführte Entwürfe für das Prinzessinnenpalais vor, bei denen sich der Baumeister Anregungen für die ihm ungewohnte Bauaufgabe holen konnte.

So weist das Kronprinzenpalais Übereinstimmungen mit Thourets Entwürfen für das Prinzessinnenpalais auf, die belegen, dass sich Gaab mit ihnen auseinandergesetzt hat. Der erste Entwurf Nikolaus Friedrichs von Thouret stammt aus dem Jahr 1829. Der Baumeister konzipierte einen einfachen lang gestreckten Baukörper mit einem zusätzlichen Trakt für einen Festsaal in der Beletage auf der verlängerten Symmetrieachse des Gebäudes. Dieser Entwurf erinnerte – verstärkt durch die gegenüberliegenden Treppenarme und die spiegelsymmetrisch angeordneten Wohnungen der Prinzessinnen – an eine barocke Konzeption. Bei dem zweiten Entwurf aus dem Jahre 1833 war das Palais um die Breite von zwei Fensterachsen verkürzt worden. Die beiden identischen Wohnungen lagen nun übereinander auf der rechten Seite des Gebäudes, sodass auf der lin-

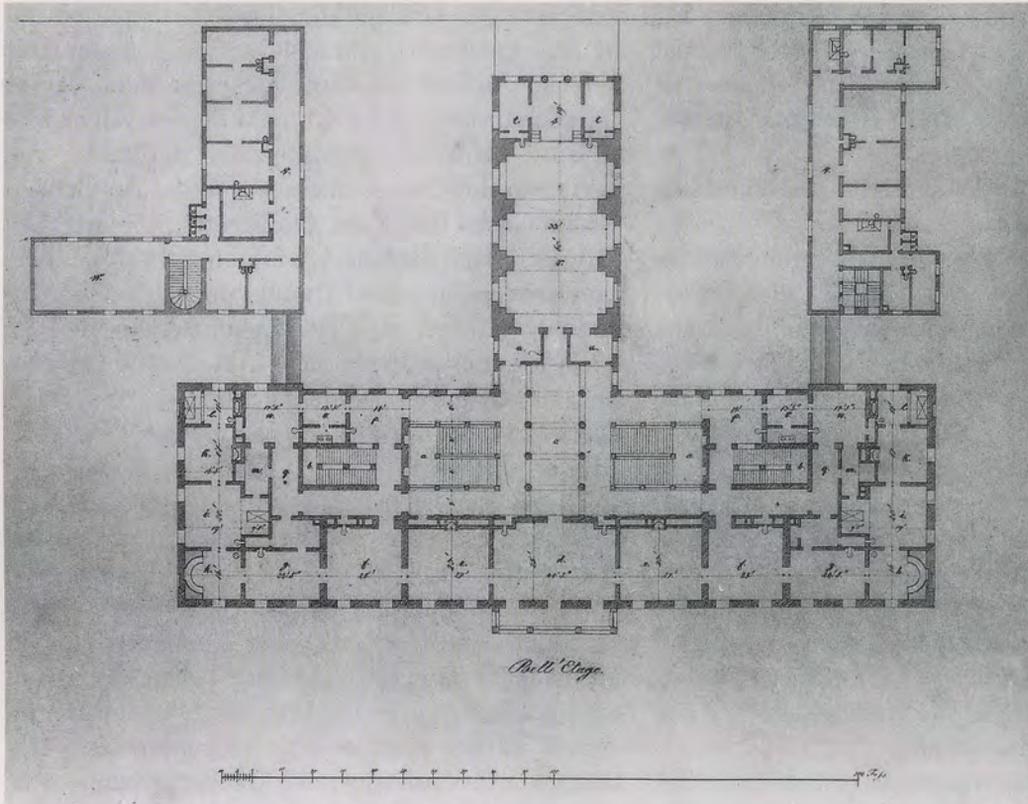
ken Seite der Beletage die Gesellschaftsräume mit dem Festsaal untergebracht werden konnten. Der barocke Aufbau des Gebäudes war dem stärker funktionalistisch ausgerichteten Etagensystem, wie es auch beim Kronprinzenpalais zu finden war, gewichen. Im Obergeschoss waren die Ähnlichkeiten zu Gaabs Palais am deutlichsten. Die aus dem Erdgeschoss in die Beletage führende Treppe endete dort. Diesen Teil beließ Thouret samt den davor liegenden Gängen und Räumen zweistöckig. Im Grundriss des obersten Stockwerks stellte sich deshalb das Palais als Dreiflügelanlage dar mit ähnlicher Massenverteilung am Baukörper wie beim Kronprinzenpalais.

Große Ähnlichkeiten, besonders in der Ausführung der Treppe und der an sie angrenzenden Räumlichkeiten, wies das Kronprinzenpalais auch zu dem von Barth erbauten Kunstmuseum auf. Das Museum besaß ebenfalls eine Treppenanlage mit auseinander laufenden Armen, neben denen ein Korridor von gleicher Breite verlief, über den die einzelnen Räume erschlossen werden konnten. Der Raum vor den aufsteigenden Treppenarmen wurde, wie man es beim Kronprinzenpalais wiederfinden kann, um die Breite einer Fensterachse aus der rückseitigen Fassade herausgeschoben. Auf der Mittelachse des Museums befand sich ebenfalls ein Durchgang, wenn auch keine Durchfahrt, der im Museum allerdings zu einem sich anschließenden Gebäude teil führte.

Der von Barth ausgeführte Museumsbau ging letztendlich auf einen früheren Museumsentwurf Thourets zurück, dem er wohl auch die Ähnlichkeiten mit dem Grundriss des Prinzessinnenpalais verdankte.³⁹ Gaab übernahm also offensichtlich die Treppenkonzepktion der heutigen Alten Staatsgalerie. Nicht zuletzt deshalb eignete sich das Palais später so gut als Kunstmuseum. Von dem großen Korridor im Obergeschoss aus konnten alle Ausstellungsräume schnell betreten und verlassen werden, was besonders bei möglichen Bränden von Nutzen war. Die Treppenarme garantierten auch bei einer hohen Besucherzahl ein bequemes Auf- und Absteigen. Sinngemäß kann diese Lösung auf die Treppenhäuser barocker Paläste zurückgeführt werden, wenn auch diese Form der auseinander laufenden Treppenarme im Barock nicht üblich war. Das formale Vorbild der Treppe findet man in den Lehrbüchern Durands.⁴⁰

Einfluss der bürgerlichen Stadthäuser

Das Stuttgarter Kronprinzenpalais ist ein Beispiel dafür, wie sich neue Bauaufgaben – die des Kunst-

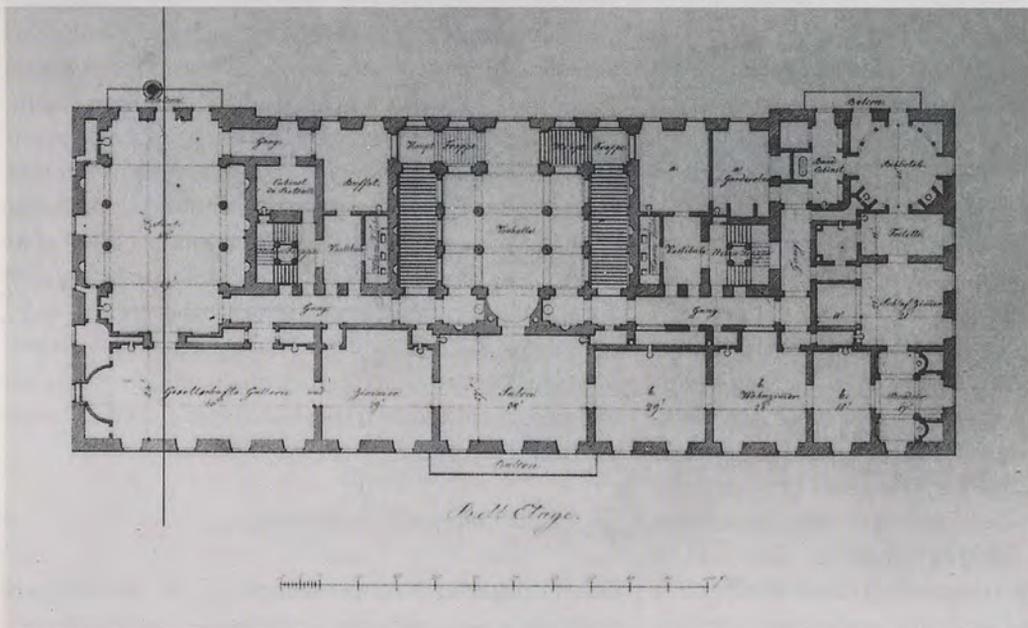


Der Grundriss zeigt das erste Obergeschoss für das Prinzessinnenpalais. Erster Entwurf von Thouret aus dem Jahr 1829.

museums und die des hochadeligen Stadtpalais, das einer neuen Trennung zwischen privatem und öffentlichem Bereich Rechnung tragen musste – gegenseitig befruchteten. Doch nicht nur die Museumsarchitektur, auch die bürgerliche Wohnhausarchitektur hatte vermutlich Einfluss auf die Architektur des Palais ausgeübt.

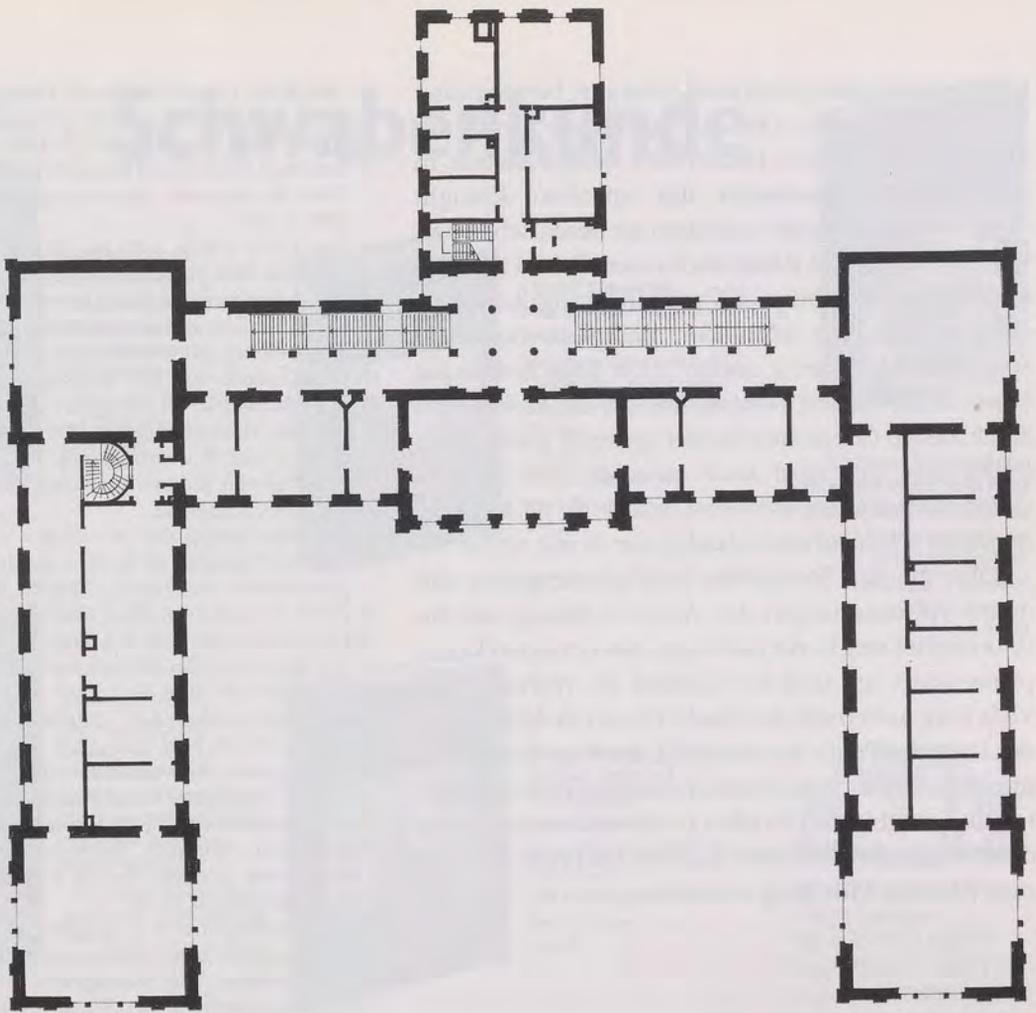
Ende der 1830er-Jahre wurden in der württembergischen Residenzstadt die ersten Mietshäuser

errichtet.⁴¹ Die wesentlichen Merkmale dieser Häuser waren der rechteckige Grundriss, der zum Quadrat tendierte, der so genannte vom Treppenhaus getrennte und verschließbare Öhrn⁴², das an einer Seiten- oder an der Rückfront gelegene separierte Treppenhaus und die Lage der Küche links vom Treppenhaus sowie die übereinander liegenden Wohnungen mit gleicher Raumaufteilung und die Unterbringung der Dienstbotenräume im Dachge-



Der Grundriss für das erste Obergeschoss des Prinzessinnenpalais. Hier der zweite Entwurf von Thouret aus dem Jahr 1833.

Grundriss des Obergeschosses im Museum der Bildenden Künste (Alte Staatsgalerie). Ähnlichkeiten mit dem Kronprinzenpalais zeigen sich besonders im Bereich der Haupttreppe.



schoß. Bezüglich der Anordnung von Öhrn, Flur und Treppenhaus war dieser Typ, der in den folgenden Jahren immer wieder gebaut wurde, variabel.

Der rechte Flügel des Kronprinzenpalais wies ein an der rückwärtigen Wand gelegenes Treppenhaus auf, das von einem Eingang an der Durchfahrt zwischen Haupt- und Nebengebäude aus betreten werden konnte. Ein gegenüber dem Treppenhaus abschließbares Vestibül mit einem Fenster zum Hof übernahm – anstelle des unbeleuchteten Öhrns – die Erschließung der einzelnen Zimmer. Alle zur Wohnung gehörenden Räume gruppieren sich, außer dem Wartezimmer für Besucher, an drei Seiten um das Vestibül. Nicht alle Zimmer konnten vom Foyer aus betreten werden, z.B. das Eckzimmer, das als Arbeitszimmer genutzt wurde. Die einzelnen Elemente, die diese Wohnung, rein vom Grundriss her, als hochherrschaftliche und die beiden Wohnungen als zusammengehörige kennzeichneten, waren zum einen die Treppe neben dem Schlafzimmer und zum anderen die beiden danebenliegenden kleinen Vorzimmer.

Das Vestibül, das im Stuttgarter Bürgerhaus Öhrn genannt wurde und als Ausgangspunkt für die Erschließung aller Räume einer Etage diente, hatte in

der hochadeligen Wohnung ursprünglich keine Funktion. Vestibüle als große Empfangshallen gab es im Bereich des Haupteingangs eines Palastes. Vor den Wohnungen lagen jedoch Warte- oder Empfangszimmer. Das Vestibül in der Wohnung von Kronprinz und Kronprinzessin im Stuttgarter Palais könnte also darauf hindeuten, dass der Hintereingang als bequemer Zugang für höher stehende Personen gedacht war, die über den Gang vor der Treppe in das Foyer eintraten und dort empfangen wurden. Es ist nicht gesagt, dass diese Räumlichkeiten im Kronprinzenpalais tatsächlich in beschriebener Weise genutzt wurden, dass sie funktionierten wie eine bürgerliche Etagenwohnung. Doch steht der Wohntrakt der kronprinzlichen Bewohner in starkem Kontrast zu den verschwenderisch angelegten Repräsentationsräumen, zu denen nicht nur der zweigeschossige Tanzsaal, sondern auch die weitläufige Treppenanlage zu zählen sind. Darin kommt das Bemühen des Baumeisters zum Ausdruck, zwei gegensätzliche Prinzipien miteinander zu verbinden – adeliges Repräsentationsbedürfnis und intime Bequemlichkeit in privater Zurückgezogenheit.

Als besonders unbequem wurden damals die weit auseinander liegenden und aus in langen Enfi-

laden aneinander gereihten Zimmern bestehenden Wohnungen in den alten Adelsschlössern empfunden. Zeugnisse dazu finden sich beispielsweise in den Jugenderinnerungen der späteren Königin Olga.⁴³ So berichtet sie, nachdem sie beschrieben hat, wie die Familie des Zaren nach einem Brand im Winterpalais in Petersburg 1837 auf ein Landgut ausweichen musste: *Wir lebten dort nach dem russischen Sprichwort «Je näher, je inniger!» Die Enge machte das Leben intimer als im Winterpalais, wo die Wohnungen durch riesige Gänge voneinander getrennt waren. Dort konnte man sich nicht rasch zwischen zwei Stunden Guten Morgen sagen, wenn man wusste, der nächste Lehrer wartet schon auf einen. Und so war es mit vielem»*⁴⁴.

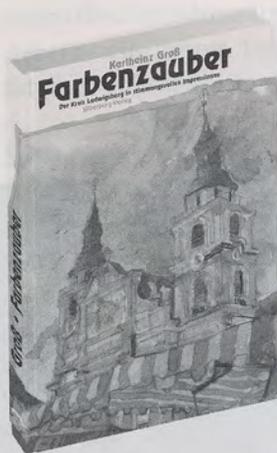
Obwohl das Stuttgarter Kronprinzenpalais die neuen Anforderungen des Adels in Bezug auf die Raumaufteilung berücksichtigte, bevorzugten Kronprinzessin Olga und ihr Gemahl als Wohnsitz die Villa Berg außerhalb der Stadt. Das ist in Anbetracht der Lage des Palais verständlich, denn es stand nicht nur an einer der verkehrsreichsten und damit lautesten und staubigsten Straßen der Residenzstadt, sondern ließ auch die *schöne Aussicht* und den *freundlichen Park* der Villa Berg vermissen.

ANMERKUNGEN

- 1 Friedrich Wilhelm Hackländer: Roman meines Lebens, 2 Bde., Stuttgart 1878, Bd. II, S. 71.
- 2 Carl Wolfgang Schumann: «Olga wohnt himmlisch!» Studien zur Villa Berg in Stuttgart, In: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg, Bd. 10, Stuttgart 1952, S. 49–77.
- 3 Zitiert nach Max Bach: Stuttgarter Kunst 1794–1860, Stuttgart 1900, S. 309.
- 4 Theodor Griesinger: Württemberg nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten, Stuttgart 1866, S. 20.
- 5 Karl Büchle: Stuttgart und seine Umgebungen für Einheimische und Fremde, Stuttgart 1858, S. 65.
- 6 Werner Fleischhauer/J. Baum/St. Kobell: Die schwäbische Kunst im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1952, S. 93.
- 7 Georg Himmelheber: Das Kronprinzenpalais in Stuttgart, In: Schwäbische Heimat 4/1957, S. 46–51.
- 8 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HSAS), E 55 Bü 568, 6. 12. 1843.
- 9 Ausführlich dargestellt in: HSAS, E 55 Bü 568, 9. 3. 1844.
- 10 Jürgen Hagel: So soll es seyn. Königliche Randbemerkungen und Befehle zur Stadtgestaltung in Stuttgart und Cannstatt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1996, S. 147.
- 11 Wolfgang Richter/Jürgen Zänker: Der Bürgertraum vom Adelsschloss, Aristokratische Bauformen im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 1988, S. 55.
- 12 Herzog Karl Eugen kaufte das Haus 1748 von Baron von Röder und richtete es zum Witwensitz für seine Mutter ein. Nach deren Tod (1756) wurde es zur Aufnahme fürstlicher Personen bestimmt und fortan «Fürstenbau» genannt. Vgl. Gustav Wais: Alt-Stuttgart, Stuttgart 1954, S. 103f.
- 13 HSAS, E 55 Bü 568, 22. 2. 1844.
- 14 Herzog Karl Eugen schenkt das Palais 1775 Franziska von Hohenheim. Nach seinem Tod wurde es erweitert und zum Kronprinzenpalais bestimmt, in welchem der spätere König Friedrich I. von Württemberg 1795–1797 lebte und nach ihm

- sein Sohn Friedrich Wilhelm bis zu seiner Thronbesteigung 1817. Vgl. Axel Burkharth: Nikolaus von Thouret (1767 bis 1845), (Diss. Stuttgart 1991), S. 310 ff.
- 15 Bernhard Mann/Gerd Friedrich Nüske: Württemberg 1803 bis 1864, In: Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 2, Stuttgart 1983, S. 567.
- 16 Das Palais wurde 1605 bis 1715 von Heinrich Schickhardt, Matthias Weiß, Johann Friedrich Nette erbaut. Es bot zunächst Gesandten fremder Höfe Unterkunft. Herzog Eberhard Ludwig bestimmte es dann zur Wohnung seines Erbprinzen. Vgl. Kurt Leipner: Altes Stuttgart, Frankfurt/Main 1977, S. 44.
- 17 Das Gebäude war 1599 von Herzog Friedrich als Vieh- und Futterhaus errichtet und später zum Reithaus umfunktioniert worden. Thouret baute es 1803/04 im Auftrag König Friedrichs I. zum Konzertsaal um. Vgl. Paul Faerber: Nikolaus Friedrich von Thouret, Ein Baumeister des Klassizismus, Stuttgart 1949, S. 237–242.
- 18 Die Abrechnung der «Civilliste» von 1852 bis 1855 weist 108420,40 Gulden als Kosten für die Möblierung des Kronprinzenpalais aus. HSAS, G 268 Bü 38.
- 19 HSAS, E 14 Bü 1918, 15. 4. 1847.
- 20 Die Schwäbische Chronik vom 18. 12. 1845, S. 1377, kündigt den Beginn der Bauarbeiten für das nächste Jahr an.
- 21 HSAS, E 14 Bü 1918, 13. 5. 1852.
- 22 Schwäbische Chronik 5. 12. 1854, S. 1973.
- 23 HSAS, E 14 Bü 1918, 13. 5. 1852.
- 24 Die Angaben über weitere Bewohner des Palais bis zu seinem Abriss entstammen dem «Handblatt zum Kronprinzenpalais von Stadtarchiv und Rathausbücherei», erstellt 21. 2. 1951.
- 25 Stadtarchiv Stuttgart, Baurechtsamtsakten D 738, Nr. 27, Bericht des Bezirksbauamtes II an das Stadt-Bau-Polizeiamt Stuttgart vom 10. 6. 1929.
- 26 Ebenda, Bericht vom 26. 6. 1929 des Baukontrollbezirks West Abt. Feuerschau und Wohnungsinspektion.
- 27 Irene Antoni: Die Staatsgalerie im 19. Jahrhundert: Ein «Museum der bildenden Künste». (Diss. Stuttgart 1986), Stuttgart 1988, S. 136.
- 28 Bernhard Sterra: Das Stuttgarter Stadtzentrum im Aufbau, Architektur und Stadtplanung 1945 bis 1960, Stuttgart 1991, S. 191. Die gesamte Auseinandersetzung um das Kronprinzenpalais nach seiner Zerstörung wird von Sterra ausführlich dargestellt auf den Seiten 189 bis 225.
- 29 Ebenda, S. 200.
- 30 Alle Daten in diesem Abschnitt entstammen dem Nekrolog: Schwäbische Chronik 3. 10. 1869, S. 2909/2910.
- 31 Hagel, S. 131.
- 32 Diese beiden und noch zwei weitere Wohnhäuser Gaabs wurden abgebildet in: Emil Zeller: Stuttgarts Privatgebäude 1806–1844, I–III. Lieferung, Stuttgart 1845/46.
- 33 Sterra, S. 188.
- 34 Jutta Beder-Neuhaus: Studien zur öffentlichen und privaten Baukunst des 19. Jahrhunderts in Stuttgart, (Diss. Bonn 1975), Bonn 1976.
- 35 Hackländer, Bd. II, S. 204f.
- 36 Vgl. Beder-Neuhaus, S. 172–176.
- 37 Ebenda, S. 176.
- 38 Christian Friedrich von Leins: Die Hoflager und Landsitze des württembergischen Regentenhauses, Stuttgart 1889, S. 79.
- 39 Abgebildet in: Burkharth, Abb. 272.
- 40 Jean-Nicolas-Louis Durand: Précis des leçons d'architecture, données à l'école polytechnique, 2 Bde., Paris 1802–1805. Vgl. Bd. I, 2. parte, Planche 12 «escaliers».
- 41 Der Typ des Stuttgarter Mietshauses wurde ebenfalls von Beder-Neuhaus herausgearbeitet. Vgl. S. 144–146.
- 42 Ein in der Mitte der Wohnung liegender, nicht selbstständig beleuchteter Vorplatz, von dem die übrigen Räume abzweigten.
- 43 Olga, Königin von Württemberg: Traum der Jugend, goldner Stern. Aus den Aufzeichnungen der Königin Olga von Württemberg, Aus dem Franz. übers. und hrsg. von S. D. Gräfin Podewils, Pfullingen 1955.
- 44 Ebenda, S. 115.

Schwabenkunde



Kartheinz Groß: Farbenzauber

Der Landkreis Ludwigsburg in stimmungsvollen Impressionen.
136 Seiten, 160 Gemälde und Zeichnungen, Großformat, DM 58,-.



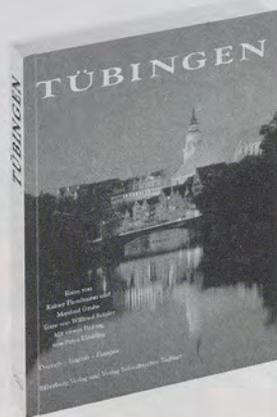
Harald Schukraft: Wie Stuttgart wurde, was es ist

Ein kleiner Gang durch die Stadtgeschichte mit dem bekannten Historiker und Publizist.
280 Seiten, 145 Abbildungen, fester Einband, DM 35,-.



Christina Kleiner-Röhr: Schwäbisch essen ohne Reue

Das Kochbuch für Diabetiker und Ernährungsbewusste. Einfach und schnell.
144 Seiten, 19 Farbfotos, fester Einband, DM 39,80.



Tübingen

Der neue Bildband! Fotos von Rainer Fieselmann und Manfred Grohe. Texte von Wilfried Setzler. Mit einem Beitrag von Peter Härtling.
144 Seiten, 160 Farbfotos, Großformat, fester Einband, DM 68,-.



Jürgen Hagel: Saurier, Pest und Brotkrawall

Episoden aus der Stuttgarter Vergangenheit.
192 Seiten, 100 Abbildungen, fester Einband, DM 48,-.



Silberburg-Verlag

Schönbuchstraße 48
72074 Tübingen
Tel. 0 70 71 / 61 08 90
Fax 0 70 71 / 61 08 93
e-mail: info@silberburg.de

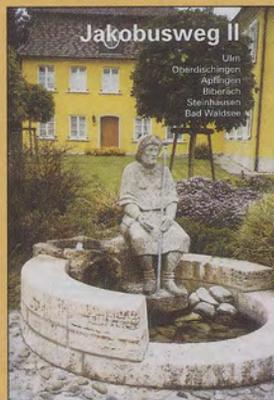
Auf dem Jakobusweg von Nürnberg – Konstanz



**Jakobusweg I,
Nürnberg – Gunzenhausen**
ISBN 3-7966-0945-7



**Jakobusweg I2,
Gunzenhausen – Ulm**
ISBN 3-7966-0955-4



**Jakobusweg II
Ulm – Bad Waldsee**
ISBN 3-7966-0905-8



**Jakobusweg III
Bad Waldsee – Konstanz**
ISBN 3-7966-0798-5

Alle Bände herausgegeben von Gerhilde Fleischer
12 x 17 cm · 48 Seiten · geheftet · je DM 9,80 (fPr)

In Ihrer Buchhandlung.

Schwabenverlag

Senefelderstraße 12 · 73760 Ostfildern · Telefon (07 11) 44 06-162 · Fax (07 11) 44 06-177 · E-mail: buchvelag@schwabenverlag.de

Arno Ruoff Schwäbische Mundartforschung – Ludwig-Uhland-Preis 1999*

Ich danke Ihnen, Herzog Carl, sehr herzlich für die Verleihung des Ludwig-Uhland-Preises! Ich empfinde diese hohe Ehrung als Krönung meines wissenschaftlichen Lebens. Mein großer Dank gilt auch den Juroren des Preisgerichts, für ihre Mühe – und für ihre Entscheidung!

Ihnen, Königliche Hoheit, möchte ich außer für den Preis auch für das königliche Ambiente seiner Verleihung besonders danken (nicht jedem Preis ist das beschieden!) und für die Einladung so vieler Menschen, die mir nahe stehen und die wieder zu sehen mir eine herzliche Freude ist – und vieler anderer Persönlichkeiten, denen ich ohne diesen Anlass womöglich nie im Leben begegnet wäre.

Und ich habe Ihnen, Herzog Carl, noch etwas anderes zu verdanken, nämlich dass mir eine Laudatio zuteil wurde! Es zählt ja zu den ganz seltenen Glücksfällen im menschlichen Leben, dass man sein geheimes Eigenlob aus berufenem Munde öffentlich bestätigt bekommt. Meistens hört man eine Laudatio erst, wenn man sie selber nicht mehr hört und die Angehörigen sagen: «Wenn er doch das noch hätte erleben dürfen!» Aber eben das Erlebenkönnen ist bei diesem Ereignis so rar und darum so köstlich.

Lieber Herr Besch, Sie haben mir eine sehr warmherzige und überaus wohlmeinende Lobrede gewidmet. Eine Laudatio zu halten ist schwer, eine Laudatio zu erhalten noch schwerer. Was soll man da anderes sagen als: «Herzlichen Dank!» Sie haben darin auch – und das freut mich besonders – der Vielen gedacht, ohne deren Zutun unsere Arbeiten gar nicht möglich gewesen wären. Ich habe hier in erster Linie Eberhard Zwirner zu nennen, dessen Initiative zur umfassenden Tonbanderhebung des gesprochenen Deutsch die Grundvoraussetzung unserer Forschungen bildete. Professor Zwirner verfolgte mit seinem Deutschen Spracharchiv Ziele, die dialektologisches Neuland erschließen sollten, etwa durch die Erforschung der Sprachmelodie. Ich verdanke seiner Liberalität und seiner Begeisterungsfähigkeit für neue, ihm einleuchtende wissenschaftliche Ideen, dass er mir erlaubte, seinem Forschungsplan einen eigenen zur Seite zu stellen.



Dr. Arno Ruoff bei seiner Ansprache im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses.

Im Jahre 1955 reisten Hermann Bausinger und ich zum ersten Mal miteinander zu Tonbandaufnahmen durchs Land. Im Verlauf unserer Fahrten entwickelten wir Überlegungen zu dem Forschungsplan, den ich später in meiner *Tübinger Außenstelle des Deutschen Spracharchivs*, der nachmaligen *Tübinger Arbeitsstelle «Sprache in Südwestdeutschland»* (der neue Name ermöglichte die Beibehaltung des Institutskürzels TA) verwirklichen konnte. Hermann Bausinger hat unsere Arbeiten durch alle Jahrzehnte mit Rat und Tat begleitet und unterstützt, zuletzt

* Dankrede des Preisträgers, gehalten am 26. April 1999 im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses. Den Ludwig-Uhland-Preis stiftete 1992 S.K.H. Carl Herzog von Württemberg und dotierte ihn mit DM 20000,-. Der Preis kann verliehen werden an Personen, die mit ihrem Werk maßgeblich zum Verständnis des deutschen Südwestens beigetragen haben, die wichtige Studien über Ludwig Uhland vorgelegt oder sich auf dem Gebiet der Mundartforschung und Mundartdichtung ausgewiesen haben. Dr. Arno Ruoff ist zweifellos der beste Kenner der Mundartverhältnisse in Baden-Württemberg.

durch die Aufnahme unserer inzwischen verwaisten Arbeitsstelle in sein Tübinger Ludwig-Uhland-Institut. Ihm gilt mein ganz besonderer Dank.

Schwäbisches Wörterbuch und Schwäbischer Sprachatlas – Tonbandaufnahmen und Transkription

Die letzten beiden Jahrzehnte unserer Arbeit gingen also im Rahmen der Universität Tübingen vor sich, die dafür eine Planstelle und geringe Nebenkosten finanzierte. Ein Mehrfaches an Mitteln verdanken wir vielen externen Geldgebern, allen voran der Deutschen Forschungsgemeinschaft, in den letzten Jahren auch dem Land Vorarlberg und dem Fürstentum Liechtenstein, denn unser Untersuchungsgebiet umfasst außer dem ganzen Bundesland Baden-Württemberg auch Bayerisch-Schwaben und eben die südlichen Nachbarländer.

Alle unsere Tonbandaufnahmen sind transkribiert, aus diesen Texten sind viele Millionen von Belegen zu einzelnen Spracherscheinungen (etwa zu den einzelnen Wortarten) exzerpiert und kategorisiert worden als Grundlage für unsere geleisteten und viele weitere mögliche Forschungsarbeiten. Einige hundert studentische Hilfskräfte haben zum Fundus der TA beigetragen; viele aus Drittmitteln bezahlte wissenschaftliche Mitarbeiter haben – oft jahrzehntelang – in verschiedenen Projekten der TA gearbeitet. Ihnen allen habe ich zu danken! Ich hätte viele einzeln zu nennen – aber ich beschränke mich darauf, eines Mannes besonders zu gedenken, an dessen Arbeit wir gemeinsam die neu entwickelten Methoden erprobten und der mit Geduld, Einfallsreichtum und Humor half, das Analyseverfahren immer weiter zu verfeinern, bis seine Arbeit über den Gebrauch der *Satzkonjunktionen in gesprochener Sprache* als Vorbild aller folgenden Dissertationen gelten konnte: meines lieben, im vergangenen Jahr verstorbenen Kollegen Fritz Eisenmann.

In allen unseren Arbeiten haben wir uns der Tradition der württembergischen Mundartforschung verpflichtet gefühlt: Ludwig Uhland war der erste Inhaber des neu gegründeten Lehrstuhls für Germanistik an der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen. Sein Nachfolger, Adelbert v. Keller, konnte der Einladung der Universität zur Geburtstagsfeier König Wilhelms im Jahr 1855 eine *Anleitung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes* beifügen. Sein Aufruf fand tausendfach Gehör, was ihm eine Zettelsammlung von etwa 400 000 Belegen brachte. Fünf Jahre später stellte Keller für die Jahresarbeiten der württembergischen Volksschullehrer die Beschreibung der jeweiligen Ortsmundart als Thema. 400 Aufsätze dieser Art stellen die erste

flächendeckende Mundartbeschreibung in Deutschland dar. Diese Materialien bilden für Kellers Nachfolger Hermann Fischer die Grundlage für sein *Schwäbisches Wörterbuch* und für seine *Geographie der schwäbischen Mundart* («schwäbisch» beide Male im Sinne von «württembergisch» zu verstehen, denn es waren ebenso die fränkischen Landesmundarten wie die alemannischen einbezogen): das *Wörterbuch* verzeichnet alle Wörter, die nur in der Mundart vorkommen oder dort eine besondere Bedeutung haben, die *Geographie* gibt in einem Atlas ortsgenau die Aussprache aller Laute der Landesdialekte an, ob man etwa für «breit» *broat, broit, bräät, braait* oder *braat* sagt. Die *Geographie* erschien 1895, bald darauf kamen die ersten Lieferungen des 1936 vollendeten sechsbändigen Wörterbuchs, beide sind noch heute gültige und unentbehrliche Beschreibungen.

Neben Fischer erkundete Karl Bohnenberger in zahllosen Fußmärschen die schwäbisch-alemannischen Mundarten bis jenseits des Monte Rosa in den alten Walsersiedlungen. 1921 wurde er ordentlicher Professor, die Universität hatte damit neben Fischer noch einen zweiten Ordinarius, dessen Hauptarbeitsgebiet die Landesmundarten waren. Hunderte von Beschreibungen einzelner Orts- und Landschaftsdialekte oder Erörterungen einzelner Fachprobleme stammen von ihm oder seinen Schülern. Außerhalb der Universität war es vor allem Karl Haag, der treffliche Mundartbeschreibungen herstellte und vor allem im Disput mit Fischer und Bohnenberger die dialektologische Theoriebildung förderte.

Warum aber nun trieben sie und treiben wir Mundartforschung? Warum interessiert es uns, wie die Leute überall reden? Die Forschungen des letzten Jahrhunderts wurden beherrscht vom sprachhistorischen Interesse. Man hatte bemerkt, dass unsere Mundarten sich in den letzten Jahrhunderten nur wenig verändert haben und dass sich an ihnen die Geschichte der deutschen Sprache zurückverfolgen ließ. Die gefundenen Dialektunterschiede gaben Anlass, nach ihrer Begründung zu fahnden. Waren es die alten Stämme der Völkerwanderungszeit, die den Mundarten seit alters ihre Namen gegeben hatten, oder waren es die mittelalterlichen Territorialgrenzen, denen die Sprachabgrenzungen folgten? Der Streit währte ein halbes Jahrhundert. Und beide Seiten behielten recht: Wir sehen auch heute noch einschneidende Sprachgrenzen in der Gegend der alten Stammesgrenzen liegen, denen keinerlei spätere politische Grenzen gefolgt sind, so etwa in der Dreistammesecke im Nordosten unseres Landes am Hesselberg. Und wir finden umgekehrt die schärfste Mundartgrenze in Württemberg zwischen Tübingen

und seinem Stadtteil Hirschau, nämlich auf der Grenze zwischen dem alten Herzogtum Württemberg und vorderösterreichischem Gebiet.

Auf einen noch tieferen Sinn der Mundartforschung weist schon Keller im ersten Satz seiner *Anleitung* von 1855 hin: *Es ist längst anerkannt, welche hohe Bedeutung die Kenntnis der Sprache eines Volkes und der Mundart eines Volksstammes für die Beurteilung des Volkscharakters hat; die Sprache ist ein Theil des Volkslebens selbst und das Mittel, wodurch sich das Dasein des Einzelnen und der Gesamtheit in allen seinen Regungen und Strebungen zur Äußerung bringt und dem das Volk den Stempel seines eigensten Wesens aufdrückt.* Kommen wir also dem Wesen des Einzelnen und einer Sprachgemeinschaft näher, wenn wir mehr von ihrem Sprechen wissen?

*Menschen reden anders als sie schreiben –
Männer sprechen und präzisieren anders als Frauen*

Die Untersuchungen der TA fördern jede für sich sehr präzise zu Tage, wie sehr anders die Menschen reden als sie schreiben, in welcher Weise etwa das Tempus-System in der Verb-Konjugation unserer Mundarten sich von demjenigen der Schriftsprache unterscheidet: das Imperfekt *ich war* gibt keinerlei zeitlichen Unterschied an zum Perfekt *ich bin gewesen*, vielmehr hat es mehrere wichtige stilistische Funktionen: man benutzt es, um Besonderes im Redefluss herauszuheben, Überraschendes zu vermerken oder Allgemeingültiges und Abschließendes zu postulieren: *So war das!* Das Futurum dient in der Regel nicht dazu, Zukünftiges anzuzeigen, sondern vielmehr, eine Vermutung auszudrücken: *du wirst ihm gefallen!*; *du wirst ihn geärgert haben!* Das Präsens weist nicht nur auf die Gegenwart, sondern ebenso auf Vergangenes wie auf Zukünftiges wie auf Allzeitiges: *ich fahre gestern nach Stuttgart, ich fahre heute ..., morgen ..., immer...* Den Hopi-Indianern hat man vorausgesagt, dass ihre Sprache (und damit im Grunde genommen auch, dass ihr Stamm) nicht lebensfähig sei, weil sie kein Tempus-System in ihren Verbformen entwickelt haben. Es geht ihnen also genauso elend wie den Schwaben. Man muss nun nur danach suchen, durch welche anderen sprachlichen Mittel als durch die Konjugation in beiden Sprachen zeitliche Bezüge hergestellt werden, etwa durch Zeitadverbien, durch die Satzstellung oder wie sonst.

In unseren Untersuchungen wird analysiert, welche Spracherscheinungen in welcher Häufigkeit in welcher Landschaft, bei welchem Geschlecht, in welcher Berufs- oder Altersgruppe, in welcher Situation gebraucht werden. So zeigen sich im Verbgebrauch

deutliche landschaftliche Unterschiede: Das Imperfekt nimmt von Norden nach Süden ab, hinter der Landesgrenze nach Vorarlberg verschwindet es ganz. Umgekehrt nimmt nach Süden der Konjunktivgebrauch stark zu: in Vorarlberg und besonders in Liechtenstein behält man den Konjunktiv in der indirekten Rede über lange Erzählungen hinweg bei: «Er hat gesagt, er *sei* gekommen und *habe* gesehen ...» So zu sprechen bedeutet eindeutig Distanz zum Referierten, man identifiziert sich nicht einfach mit der Aussage; die gen Süden starke Zunahme des Konjunktivgebrauchs zeigt allerdings auch die höhere sprachliche Sensibilität der dortigen Alemannen an. Früher war dieser Konjunktiv wohl auch bei uns häufiger. Man denke an den Buben in dem Gogowitz, der zu 's Professors geschickt wird, um seines Vaters Fernbleiben von der Gartenarbeit zu entschuldigen: «'n Gruß vom Vatter, er *kenn'* heut' net komma, er *häv'* se' g'henkt!»

Auch beim Gebrauch der Satzkonjunktionen zeigen sich Unterschiede von Nord nach Süd, dabei aber auch ein sehr aparter sozialer Sprachgegensatz: Die häufigste Satzkonjunktion im Schwäbischen ist nicht – wie in den anderen Landschaften – *und*, sondern *na* anstelle des schriftsprachlichen *dann*. In Vorarlberg ist es umgekehrt: dort ist *dann* eine der häufigsten Konjunktionen, während das *na* aus-

IDIOMATICA

Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle
»Sprache in Südwestdeutschland«

Band 1

Arno Ruoff

Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache



Max Niemeyer Verlag
Tübingen

schließlich dem so geheißenen «Bödeledeutsch» angehört, der Sprache der Oberschicht, die sich darin – wie auch sonst öfters – nicht an der Schriftsprache, sondern am Schwäbischen orientiert.

Die Sprache der Frauen unterscheidet sich vielfach von derjenigen der Männer: Frauen sprechen schneller, aber sie bilden kürzere Sätze, brauchen also mehr Satzkonjunktionen. Frauen haben ein ganz anderes Arsenal an Einschränkungformeln; Frauen formulieren bedachter, sie versprechen sich seltener; Männer haben den Drang, alle möglichen referierten Ereignisse möglichst genau zu datieren, sie tun das fünfmal so oft wie Frauen, in manchen Themenbereichen sogar zehnmal so oft!

Hintergründiges offenbart der Gebrauch des Wortes *man*. Es hat viele Funktionen, man gebraucht es, wenn man ein Subjekt nicht kennt oder nicht nennen will, man kann sich selber damit meinen oder die anderen («So, ist *man* auch da?!»), vor allem aber wenn diese anderen zu etwas aufgefordert werden sollen («... *man* müsste jetzt ...»). Eberhard Zwirner erzählte die schöne Geschichte vom Sohn einer ihm befreundeten jüdischen Familie, der fast bis ins Schulalter hinein meinte, er heiße *Mr*: «*Mr* muss jetzt aufräumen», «*Mr* muss abdecken», «*Mr* muß abtrocknen helfen», «*Mr* muss jetzt ins Bett».

Das *man* ist auch das Subjekt der Kochrezepte («*man* nehme») wie der allgemeinen Gebrauchsanweisungen. Um den letzten württembergischen König ranken sich etliche Anekdoten; eine der hübschesten finde ich die: Der König begegnet auf einem Spaziergang in Bebenhausen zwei Buben, die grüne Zwetschgen vom Baum holen. Er ermahnt sie, die seien doch noch gar nicht reif, die könne man doch noch gar nicht essen, aber er wird belehrt: «Oh, Majeschät, *mer* wärglet se!» So hilft *man* sich! Denn das *man* ist in allererster Linie ein Subjekt der Allgemeinheit, der Allgemeingültigkeit: was *man* tut, ist das, was schon seit jeher alle zum betreffenden Zweck oder zum betreffenden Zeitpunkt tun mussten oder getan haben. Diesem *man* übrigens unterwirft sich die Frau leichter als der Mann, sie gebraucht das Wort in dieser Funktion jedenfalls viel häufiger als er; freilich gilt natürlich auch für ihn die Verpflichtung des normgerechten Verhaltens, wenn Sitte und Brauch es vorschreiben, vielleicht sogar wider die Vernunft, wie das Sprichwort sagt: «Wo 's der Brauch ist, legt *man* die Kuh ins Bett!»

Unsere Mundarten: letzte Kennzeichen der Eigenart – Eine Zukunft für die Mundartforschung im Land?

An diesen paar Beispielen wollte ich Ihnen einen kleinen Einblick in unsere Arbeiten geben. Was *nicht*

in unseren Statistiken steht, sind die vielen Erlebnisse unserer Kundfahrten, die Begegnungen mit den vielen Menschen, denen wir unsere Aufnahmen verdanken, und die Erkenntnisse über ihr Verhältnis zur eigenen Sprache: Fast jeder Mensch im Land verfügt über zwei oder mehr Sprachregister, die er je nach Situation zieht: Mundart – Umgangssprache – Schriftsprache. Entgegen verbreiteter Meinung ist dabei den Leuten ihre eigene Mundart immer wichtiger geworden. Das lässt sich leicht erklären, denn unsere Mundarten sind die letzten Kennzeichen örtlicher oder regionaler Eigenart, nachdem alle früher unterscheidenden Merkmale im Ortsbild, im Hausbau, in der Tracht oder in den Bräuchen vereinheitlicht oder abgegangen sind. Nur durch unsere Sprache sind wir andere als die anderen; die Mundart ist die letzte Bastion des Wir-Bewusstseins, sie bildet den Kern des Zusammengehörigkeitsgefühls. Natürlich ist die Schriftsprache unverzichtbar als deutsche Gemeinsprache, natürlich hat sie ihren ungemeinen Wert als Sprache des Geistes, der Wissenschaft, der Abstraktion. Aber die Mundart bleibt doch immer die Sprache der Nähe, der Vertrautheit, der Familie, der Heimat, die Sprache der «Herztöne», aus der – wie Goethe einmal sagte – *so eigentlich die Seele ihren Atem schöpft*. Wir müssen beiden Sprachformen – Schriftsprache und Mundart – ihre Eigenart und ihr Eigenrecht zugestehen.

Meine Damen und Herren! Meine Dankrede hat ein betrübliches oder zumindest bedenkliches Ende: Es ist so schmerzlich wie unverständlich, dass die Universität Tübingen bei meinem Abschied vor vier Jahren die einzige Stelle, in der die Tradition der württembergischen Mundartforschung mit neuen Mitteln fortgeführt wurde, gestrichen hat. Natürlich gilt das humanistische Ideal der Einheit von Forschung und Lehre für die Universität nur noch eingeschränkt: Naturwissenschaftliche Forschung findet längst außerhalb der Universität in Laboratorien der Industrie statt, die daraus ihren Nutzen zieht. Wer aber kann klingende Münze aus der Dialektologie schlagen?

Wenn unsere Arbeit tatsächlich nicht mehr von der Universität getragen werden sollte, müssen wir darauf hoffen, dass sich auch für unsere Forschungen ein Geldgeber außerhalb findet, sei es eine Landesstelle oder eine Stiftung oder ein Unternehmen, das daraus keinen unmittelbaren Nutzen erwartet, aber vielleicht nützliches Prestige aus der Förderung einer Arbeitsstelle, von der viele weitere wichtige Erkenntnisse über die hier zu Lande gesprochene Sprache zu erwarten sind. – Euer Königliche Hoheit, Herr Prorektor, sehr geehrte Vertreter des Landes: Ich lege Ihnen diesen Gedanken ans Herz!

Bernhard Purin Museen des Landes: Das «Museum zur Geschichte von Christen und Juden» in Schloss Großlaupheim

Im oberschwäbischen Laupheim bestand bis zu ihrer Vernichtung im Nationalsozialismus eine der größten jüdischen Landgemeinden Württembergs. Kurz vor der Reichsgründung 1871 umfasste sie 843 Seelen. In Laupheim geboren wurden Persönlichkeiten wie der Bankier Kilian von Steiner (1833–1903), der Hollywood-Pionier Carl Laemmle (1867–1939) oder der in Auschwitz ermordete Kunstgewerbler Friedrich Adler (1878–1942). Nach ihnen benannte Straßen, der «Judenberg» als ehemaliges jüdisches Viertel und der jüdische Friedhof halten die Erinnerung an die Existenz dieser untergegangenen Gemeinde wach.

Seit September 1998 erinnert ein weiterer Ort an die jüdische Geschichte Laupheims. Das im Schloss Großlaupheim eingerichtete «Museum zur Geschichte von Christen und Juden» präsentiert sich als Stadtmuseum der besonderen Art: Erstmals versucht ein lokalgeschichtliches Museum in der

Bundesrepublik, Geschichte und Geschichten von Mehrheitsgesellschaft und Minderheitsgesellschaft parallel und miteinander verknüpft zu erzählen. Die mit Fertigstellung des ersten Bauabschnitts eröffneten Museumsräume beleuchten die Niederlassung der ersten jüdischen Familien im frühen 18. Jahrhundert, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Juden und Christen bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert, den Aufstieg des Nationalsozialismus in Laupheim bis hin zur Vernichtung der jüdischen Gemeinde und der Ermordung von mindestens 99 ihrer Mitglieder.

Die Anfänge der jüdischen Gemeinde

Relativ spät datiert der Beginn der jüdischen Gemeinde, der «Kehilla Keduscha Laupheim». Während viele Landgemeinden als Folge der Vertreibung aus den Städten im ausgehenden Mittelal-



Schloss Großlaupheim war Sitz der Freiherren von Welden, die von 1582 bis 1806 die Herrschaft über Laupheim innehatten. 1840 verkauften sie ihr Schloss an den württembergischen Staat, der es drei Jahre später an die jüdische Familie Steiner veräußerte.

Die Synagoge auf dem «Judenberg» war 1836 errichtet worden und ähnelte einer Kirche. 1938 wurde das geistliche Zentrum der jüdischen Laupheimer in der «Reichskristallnacht» zerstört.



Unten rechts: An dem an der älteren Laupheimer Synagoge 1822 angebrachten Hochzeitsstein zerbrachen Brautpaare in Erinnerung an die Zerstörung des Tempels ein Glas.

ter im 16. oder frühen 17. Jahrhundert entstanden, ermöglichte in Laupheim erst ein 1734 von dem in Schloss Großlaupheim residierenden Ortsherrn Carl Damian von Welden erlassener Schutzbrief die dauerhafte Niederlassung von Juden. Er regelte die Rechte und Pflichten der neuen Untertanen, besonders den Handel betreffend, und legte die Höhe der zahlreichen zu zahlenden Abgaben wie das jährliche Schutzgeld, den Leibzoll oder Gebühren für Geburts- und Todesfälle fest. Eindrücklich schildert der erste Raum des Rundgangs die Ansiedlung und das Zusammentreffen verschiedener Religionen im katholischen Laupheim. Bereits der erste Schutzbrief versuchte, die konfessionellen Verhältnisse zu klären, und verpflichtete die Juden, *die Christen zu ihrem Aberglauben nicht zu verführen* und sich *aller Lästerung gegen die christliche Religion zu enthalten*. Umgekehrtes galt freilich nicht für die katholische Mehrheit: Die Volksfrömmigkeit des 18. Jahrhunderts war auch in Laupheim von einem gegenreformatorischen Jesusbild geprägt, das den Juden die Schuld am Kreuzestod zuwies und dies auch in einem ikonografischen Programm – bei heiligen Gräbern, Kreuzwegen und Hausplastiken – festhielt. Mit welchen Gefühlen Juden auf diese permanente Präsenz antijudaistischer Bildprogramme reagierten, belegt ein den Ausstellungstexten beigegebenes Zitat des ebenfalls in einem katholischen Ort aufgewachsenen Schriftstellers Berthold Auerbach: *Da die Mehrheit meines Heimatdorfes katholischer Confession*

ist, waren an Häusern und Wänden, offen und unter Glasrahmen, viele Heiligenbilder zu sehen; aber ich wendete den Blick nicht darauf, das war religiöses Gebot, und dazu hatte ich schon früh das Gefühl, dass die hier Dargestellten daran schuld sind, dass wir Juden so vielfach hintangestellt und verspottet werden.

Jüdischer Alltag und jüdischer Festtag

Ein zweiter Themenbereich widmet sich der Innensicht der jüdischen Gemeinde. Die historische Einordnung ermöglicht ein Stadtplan Laupheims, an dem mit Hilfe von Leuchtdioden in spielerischer Weise Angaben über das Zahlenverhältnis zwischen





Dem Aufstieg des Nationalsozialismus in Laupheim, der Ausgrenzung, Unterdrückung und Vernichtung der jüdischen Gemeinde Laupheim ist der letzte Raum des Rundgangs gewidmet.

christlichen und jüdischen Einwohnern oder die Verteilung jüdischer und christlicher Wohnhäuser seit dem 18. Jahrhundert abgerufen werden können. Ein Videofilm berichtet von der 1836 erbauten Laupheimer Synagoge. Mit der 1877 hinzugefügten Doppelturmfassade galt sie als eine der aufwendigsten Landsynagogen Süddeutschlands. 1938 wurde sie vollständig zerstört. Erhalten haben sich lediglich die beiden Turmglocken sowie einige wenige

Scherben der von Friedrich Adler entworfenen Glasfenster.

Auch sonst haben sich nur wenige Zeugnisse jüdischer Religiosität erhalten. Eines der wenigen herausragenden Exponate ist der 1822 von Hirsch Heumann gestiftete Hochzeitsstein mit seinem in hebräischen Lettern eingemeißelten Wunsch: «masal towa» – «Viel Glück!» An ihm zerbrachen Brautpaare ein Glas, um sich so auch am Freudentag der



Laupheimer Juden vor der Deportation in die Vernichtungslager im Osten. Einzelfoto aus einer Bilderserie im NS-Raum.

Hochzeit die Zerstörung des Tempels zu vergegenwärtigen.

Wie auch andernorts, wo in den späten Achtzigerjahren begonnen wurde, jüdische Museen oder Dauerausstellungen einzurichten, erwarb auch die Stadt Laupheim Fehlendes im Antiquitätenhandel. Meist handelt es sich dabei um Ritualobjekte, deren Provenienz mit «Osteuropa» vage beschrieben ist. Die Schwierigkeiten solcher Sammlungstätigkeit wird beim Vergleich deutlich: Keinem Museum mit einer Sammlung lokaler Funde aus der Römerzeit würde es einfallen, Lücken in dieser Sammlung durch Ankäufe aus süditalienischem Antiquitätenhandel zu füllen. Die Museumsmacher stellten sich dieser Problematik und thematisieren sie. Die in keinem Bezug zur lokalen Geschichte stehenden Exponate werden nicht als Ersatz für fehlende Laupheimer Objekte verwendet. Durch gestalterische Mittel werden sie so herausgelöst, das zum einen der Wunsch der Museumsbesucher, etwas über die Funktion jüdischer Ritualgeräte zu lernen, erfüllt wird, andererseits aber die mit der Zerstörung jüdischer Kultur in Europa verknüpfte Verfügbarkeit dieser Exponate ebenfalls Thema wird. Gleichzeitig werden damit auch die Bemühungen, jüdische Lokalgeschichte zu rekonstruieren, reflektiert.

Begegnungen am Marktplatz und im Schloss

Seit dem Mittelalter waren Juden von zunftgebundenen Handwerksberufen ausgeschlossen. Das Verbot des Grunderwerbs verunmöglichte eine Tätigkeit in der Landwirtschaft. Der Handel mit Geld und Waren blieb so bis in das 19. Jahrhundert hinein das einzige Betätigungsfeld. Die ersten Laupheimer Juden verdienten ihren Lebensunterhalt vorerst mit dem Hausierhandel. Aber bereits im 18. Jahrhundert trat eine Spezialisierung ein: Neben dem Pferdehandel wurde vor allem der Hopfenhandel zu einer Domäne der Laupheimer Juden. Nur wenigen dieser Händler gelang es jedoch, Wohlstand zu erwerben. Eine Ausnahme bildete die Familie Steiner, die es im 19. Jahrhundert von bescheidenen Anfängen bis hin zu den Schlossherren auf Großlaupheim brachte.

Dieser Familie widmet das Museum einen eigenen, den Lebensspuren der Familienmitglieder nachgehenden Raum, in dem sich in besonderem Maße lokale Geschichte mit württembergischer Landesgeschichte und deutscher Geschichte verknüpft. Ihr schneller sozialer und wirtschaftlicher Aufstieg verdeutlicht innerhalb einer Familie die unterschiedlichen Positionen deutscher Juden vom Landjudentum über das weitgehend assimilierte Reformjudentum bis hin zur Taufe.

Herausragendstes Mitglied der Familie war Kilian von Steiner: 1833 als Sohn des Hausierers Viktor Steiner geboren, wuchs er in Laupheim auf, wo es sein Vater zu gewissem Wohlstand brachte, der es ihm ermöglichte, 1843 Schloss Großlaupheim zu erwerben. Kilian Steiner studierte – in den 1850er Jahren durchaus nicht selbstverständlich für einen Juden – Rechtswissenschaften in Tübingen. Als Justitiar und später auch als Aufsichtsratsvorsitzender der Württembergischen Vereinsbank wurde er zu einem erstrangigen Finanzfachmann, der auch am Aufstieg so bedeutender Firmen wie der BASF in Ludwigshafen oder der Württembergischen Metallwarenfabrik (WMF) in Geislingen/Steige bedeutenden Anteil hatte. Als Mitbegründer des Schiller-Nationalmuseums in Marbach am Neckar erwarb er sich bleibende kulturelle Verdienste. 1894 zog sich der Einundsechzigjährige als Schlossherr nach Laupheim zurück, um hier – 1895 in den Adelsstand erhoben – seinen Lebensabend zu verbringen.

Ein zweiter biografisch angelegter Raum stellt eine herausragende Laupheimer Künstlerpersönlichkeit in den Mittelpunkt: Friedrich Adler. 1878 als Sohn des jüdischen Konditors Isidor Adler und seiner Frau Karoline Frieda geboren, absolvierte er seine Schulausbildung in Laupheim und in einem Internat im unterfränkischen Miltenberg. Nach dem Studium an der Kunstgewerbeschule in München machte er sich dort selbstständig. Seit 1907 war Adler bis zu seiner 1933 von den Nationalsozialisten erzwungenen Zwangspensionierung als Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Hamburg tätig. Sein reichhaltiges kunstgewerbliches Schaffen, das neben Textilentwürfen, Möbeln, Keramik, Metallkunst und Grabmonumenten auch einige jüdische Kultgegenstände umfasst, machte ihn zu einem der bedeutendsten Designer des Jugendstils und Art déco in Deutschland. Der Stadt Laupheim gelang es in den letzten Jahren, auf Initiative des Laupheimer Lokalhistorikers Ernst Schäll, einem der besten Kenner von Leben und Werk Adlers, eine beachtliche Sammlung an Beispielen seines Schaffens zusammenzutragen, die nun dauerhaft in das Laupheimer Museum integriert ist.

Nationalsozialismus in Laupheim

Friedrich Adler wurde 1942 von Hamburg aus nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Er zählt zu den fast hundert Schoa-Opfern aus Laupheim. Der letzte Raum des Museums widmet sich diesem, dem dunkelsten Kapitel der Geschichte. Besonderen Wert legen die Ausstellungsmacher dabei auch auf die Vorgeschichte, den Aufstieg des Nationalsozialis-



Albert Einstein (links), in Ulm geboren, und Carl Laemmle. 1867 in Laupheim auf die Welt gekommen, stieg er als Gründer der Filmgesellschaft «Universal» zu einem Hollywood-Pionier auf. Zeit seines Lebens blieb er aber seiner Geburtsstadt verbunden und verhalf nach 1933 zahlreichen Laupheimer Juden zur Emigration in die USA.

mus. Das Ende der jüdischen Gemeinde ist durch drei Exponate, die einzigen erhaltenen Laupheimer Kultgeräte, markiert. Sie wurden aus dem Brandschutt der in der Pogromnacht zerstörten Synagoge geborgen und tragen deutliche Spuren der Zerstörung. Ein besonders erschütterndes Zeugnis der Schoa ist eine Liste der in Theresienstadt ermordeten Laupheimer Bürger, verfasst und an den ersten Nachkriegsbürgermeister gesandt von einer Krankenschwester in Theresienstadt.

Ähnlich wie bereits im Einleitungsraum, der den christlichen Antijudaismus thematisiert, wird auch dieser Raum zu einem Lackmus-Test für den Umgang mit der eigenen Vergangenheit. Die Ausstellungsmacher hatten hier sicherlich keine leichte Position. So lässt sich auch im Laupheimer Museum beobachten, was allenthalben in Abteilungen zur NS-Geschichte zu finden ist: Die Opfer werden beim Namen genannt, nicht aber die Täter. Eine 1938 in einem Lokalblatt veröffentlichte Zeitungsanzeige, in der ein Ariseur die Übernahme einer jüdischen Firma verkündete, musste auf Druck lokaler Honoratioren wieder aus der Vitrine entfernt werden.

Museumsaufbau in Etappen

Der nun eröffnete erste Bauabschnitt des «Museums zur Geschichte von Christen und Juden» legt sein Schwergewicht auf Aspekte jüdischen Lebens und jüdischer Kultur in Laupheim. Andere Themenräume zur politischen, wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Entwicklung Laupheims, von der



Ein eigener Museumsbereich mit herausragenden Exponaten ist dem in Laupheim geborenen und in Auschwitz ermordeten Kunstgewerbler Friedrich Adler (1878–1942) gewidmet.

Christen wie Juden gleichermaßen betroffen waren, sollen in einem zweiten Bauabschnitt präsentiert werden. Die dafür vorgesehenen Räume sind bereits in den Museumsrundgang integriert. Provisorische aus Europaletten gefertigte Text-Objekt-Displays verweisen auf diesen künftigen Museumsabschnitt.

Das Laupheimer Museum besticht in zweierlei Hinsicht. Dem von Benigna Schönhagen in Zusammenarbeit mit Myrah Adams entwickelten Museumskonzept gelingt es erstmals in Deutschland, Geschichte und Kultur von Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft in ihren gegenseitigen Abhängigkeiten darzustellen. Während dies in der Forschung, etwa zur Frage, ob es eine deutsch-jüdische Symbiose gab, bereits seit längerem untersucht wird, haben lokale Museen sich bisher gesträubt, sich dieser Thematik zu stellen. Dies hat einen guten Grund: Stadtgeschichtliche Museen sind Sinnstifter lokaler Identität, die gerne auf positive, also identitätsstärkende Aspekte eigener Geschichte zurückgreifen, die Nachtseite der Lokalgeschichte gerne aber aussparen. Das Laupheimer Museum signalisiert in überzeugender Weise, dass sich die Bürgerschaft als Träger des Museums auch diesen dunklen Seiten der eigenen Geschichte stellt und damit auch Verantwortung für die Erinnerung daran übernimmt.

Doch nicht nur das inhaltliche Konzept vermag zu überzeugen. Der Augsburger Innenarchitektin Margarete Kolb ist es durch ihre sensible Ausstellungsgestaltung gelungen, den Blick der Besucher auf die wesentlichen Inhalte des Museums zu lenken und dem Baudenkmal Schloss Großlaupheim genügend Platz für sein Eigenleben zu lassen. Sie verzichtet dabei auf platte inszenatorische Effekte, nicht aber auf augenzwinkernde Ironie, wie sie etwa in einem kleinen Kino-Saal, der an Carl Laemmles Schaffen erinnert, zum Ausdruck kommt. Dadurch hebt sich die Laupheimer Museumsgestaltung in angenehmer Weise von einem in dieser Intensität nur in Baden-Württemberg zu findenden Einheitsdesign lokaler und regionaler Museen ab.

Ein gutes Jahr nach der Museumseröffnung wird in Laupheim eine Diskussion darüber geführt, wie es mit dem «Museum zur Geschichte von Christen und Juden» weitergehen soll. In der kurzen Zeit seines Bestehens hat es Verankerung im lokalen Umfeld gefunden: Eine eigens gegründete «Gesellschaft für Geschichte und Gedenken» hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Vermittlungsarbeit des Museums zu unterstützen. Auch überregional findet die Laupheimer Konzeption als ein überzeugendes Modell lokaler Geschichtsarbeit Beachtung. Auch das «Haus der Geschichte Baden-Württemberg» wurde



Nur zwei einzelne silberne Tora-Aufsätze und eine Tora-Krone haben sich aus der Laupheimer Synagoge erhalten. 1938 aus dem Brandschutt der Synagoge geborgen, sind sie nicht nur Zeugnisse jüdischer Religiosität, sondern erinnern auch an die Vernichtung jüdischen Lebens in Laupheim.

auf das Museum aufmerksam und schloss mit der Stadt Laupheim eine Vereinbarung zur weiteren Betreuung und Erweiterung des Museums. Von Stuttgart aus sollen – mit neuen Gestaltern und Wissenschaftlern – nicht nur die noch leeren Museumsräume gefüllt werden. Auch am bereits bestehenden Museumsteil sollen, ungeachtet des breiten Lobes dafür, maßgebliche konzeptionelle Veränderungen ohne Mitwirkung der dafür verantwortlichen Autorinnen vorgenommen werden. Dies wirft nicht nur Fragen nach der Respektierung konzeptioneller Urheberrechte auf. Die Stuttgarter Zeitgeschichtler und die in Laupheim Verantwortlichen werden sich auch die Frage stellen müssen, ob es sinnvoll ist, eine in wenigen Jahren aufgebaute, erfolgsversprechende Geschichtsarbeit vor Ort zu zentralisieren.

Museum zur Geschichte von Christen und Juden, Schloss Großlaupheim, Kirchberg 11, 88471 Laupheim

Öffnungszeiten: Do–Sa 14–17 Uhr,
So und Feiertage 13–17 Uhr
Eintritt: DM 3,-; Ermäßigungen
Führungen: nach Vereinbarung auch
außerhalb der Öffnungszeiten;
DM 30,- bei Gruppen bis 25 Personen

Tel. 07392/968000

Rolf Emmerich BETH HA-SEFER, «das Haus des Buches» – Die jüdische Schule in Laupheim

Bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts galt das Gebot, *lehre es deinen Kindern*¹, in breiten Schichten der jüdischen Bevölkerung als verbindliche religiöse Pflicht für Vater und Mutter. Die Grundlagen der jüdischen Religion aus Torah und Talmud den Kindern zu vermitteln, war besondere Aufgabe der Eltern. Im jüdischen Gebet gibt es daher noch heute den elterlichen Ehrentitel: *Mein Vater – mein Lehrer. Meine Mutter – meine Lehrerin.*

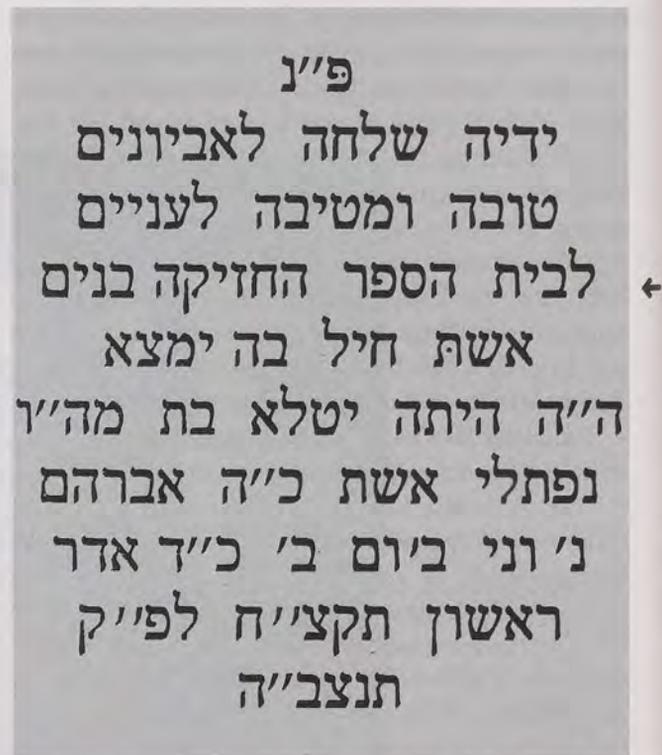
Der Staat und die örtliche Herrschaft kümmerten sich bis 1825² nicht um die Schulbildung der jüdischen Kinder. So organisierten die Gemeindemitglieder den Unterricht in eigener Regie. Der Chronist Dr. Georg Schenk³ beschrieb diese Zustände kurz und treffend: *Die jüdischen Hausväter Laupheims waren als Händler viel von daheim abwesend und wohl vielfach einem solchen Privatunterricht nicht gewachsen. Sie zogen es also vor, Haus- und Wanderlehrer zu berufen, und gaben diesen Kost und Wohnung in ihren Häusern. Die Lehrer dieser sogenannten Winkelschulen oder Chedarim wurden jeweils für ein halbes Jahr verpflichtet und wechselten häufig auf Ostern oder zum Laubhüttenfest im Herbst ihre Stellungen. Sie hatten die Kinder in Hebräisch, Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten; für einen Knaben bekam der Lehrer sechs bis vierzehn Gulden Schulgeld, für ein Mädchen die Hälfte. 1808 wurden in diesen Schulen nur 39 Kinder gezählt.*

Das halbierte Schulgeld für Mädchen hatte sicher zwei Ursachen: Schon im Kindesalter mussten von weiblichen Familienmitgliedern häusliche Pflichten übernommen werden, und die hebräische Sprache war für Frauen jener Zeit nicht obligatorisch. Dementsprechend wurde der Unterricht für Mädchen verkürzt; das Lehr- und Lesematerial dieser Einschränkung entsprechend gestaltet. Bücher für jüdische Frauen wurden in der damaligen Umgangssprache Jüdisch-Deutsch verfasst und in hebräischen Lettern gedruckt. Selbst der traditionelle Heiratsvertrag Ketuba wurde meist auf diese Weise ausgefertigt. So war die jüdisch-deutsche Sprache, auch Westjiddisch genannt, bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts die Umgangssprache in den Judengemeinden Württembergs. Hebräisch blieb dem Kult in Haus und Synagoge vorbehalten.

Das Lerntempo der Schüler war zeitlich nicht streng vorgegeben. Doch es gab ein hochrangiges Ziel für den Sprach- und Schrifterwerb: Bis zur Bar Mitzwah, also bis zur religiösen Mündigkeit des dreizehnjährigen jüdischen Knaben, musste dieser

aus den fünf Büchern Mose, der Torah, hebräisch lesen können. Diesem Zweck entsprechend wurden besonders die Buben der jüdischen Diaspora spätestens ab dem vierten Lebensjahr in der Schrift der Synagoge unterrichtet. Schon in der Mischna⁴, dem ersten Teil des Talmud, wird der Bildungsweg eines Juden weiter umrissen: Von einem Alter von fünf Jahren an Bibelstudien, mit zehn Jahren Mischnastudien und nach dem 15. Lebensjahr auch Talmudstudien. Diesem Ideal war vor der Emanzipation, also vor Einführung der allgemeinen Schulpflicht, auch die Laupheimer Kehilla⁵ verpflichtet; lebenslanges Lernen der heiligen Schriften folgte daraus.

Das Studium sollte das ganze Leben begleiten. Dafür hatte die Laupheimer jüdische Gemeinde schon 1780 ihren Talmud-Torah-Verein gegründet. Torah steht hier, im erweiterten Sinne, für die Unterweisung in den heiligen Texten. Unter Anleitung des Rabbiners wurde da auch im Erwachsenenalter gemeinsam gelernt. Die Synagoge rückt damit als Lehrhaus für die gesamte Gemeinde ins Blickfeld. Gottesdienst und Lernen gehen hierbei ineinander über, werden als Einheit aufgefasst.



Grabschrift von Jetle Maier, gestorben am 5. März 1818, mit dem Hinweis auf die jüdische Schule.

Die 39 Kinder, welche 1808 die private Schule der Laupheimer Gemeinde besuchten, stellten nur eine Minderheit dar. Das lag an der Armut vieler Eltern, die nicht in der Lage waren, das Schulgeld aufzubringen. Sie lebten damals noch mehrheitlich von einem ärmlichen Hausierhandel. Ein erhellendes Beispiel dazu liefert uns eine Grabinschrift aus dem Jahre 1815.

Durch diese Inschrift wird Frau Jetle⁶ geehrt mit dem hebräischen Ausdruck: *Le beth ha-sefer hechesika banim*. Das heißt: *Sie hielt ihre Kinder zum Besuch der Schule an*.⁷ Was zeigt diese Ehrung? Der Schulbesuch, selbst in der eingeschränkten Form der Chedarim, war alles andere als selbstverständlich und sicher nur unter großen Opfern bezahlbar. Bei fünf Töchtern und drei Söhnen war die Herausforderung für Jetle Maier unter den damaligen Umständen besonders groß. Dennoch erreichte diese zielstrebige Laupheimerin, dass ihr Sohn Baruch, der spätere Rabbinatskandidat, als einer der ersten vier jüdischen Württemberger an der Universität Tübingen immatrikuliert wurde.

Der Grabstein weist aber auch auf anderes hin: Spätestens seit den *Memoiren der Glückel von Hameln* ist ja bekannt, dass bereits im 17. Jahrhundert auch jüdische Mädchen zur Schule gingen. Frau Jetles Grabstein bestätigt uns diese Praxis für Laupheim.

Gesetzlich geregeltes Schulwesen für jüdische Kinder

Erst nach 1825⁸ galt die allgemeine Schulpflicht auch für jüdische Kinder. Eine öffentliche jüdische Schule ist in Laupheim seit 1821 nachweisbar. Ihre Gründung kam aufgrund örtlicher Initiative der staatlichen Entwicklung zuvor. Rabbiner Waelder nannte sie in seiner *Beschreibung des Rabbinats Laupheim* von 1853: *...nahezu die älteste im Lande*. Damit bekamen erstmals alle Kinder den notwendigen Unterricht: Die Lehrer Simon Tannenbaum aus Mergentheim und Abraham Sängler aus Buttenwiesen unterrichteten in der Anfangszeit 109 Kinder zwischen fünf und dreizehn Jahren im Saal des Gasthauses «Zum Rad». Im Jahre 1828 erwarb die jüdische Gemeinde das heutige Hotel «Württembergischer Hof», das in der Folgezeit als Rabbinats-, Schul- und Gemeindehaus diente. Im Erdgeschoss wurden zwei Schulräume eingerichtet. Kostenfrei war diese Pflichtschule für die Laupheimer Israeliten auch dann noch nicht. Noch im Jahre 1845 mussten die Laupheimer Juden, im Gegensatz zur christlichen Bevölkerung, alle Schulkosten selber tragen.⁹ Wie beengt auch daher die Situation im Rabbinatshaus war, wird deutlich, wenn man die gesamte Nutzung dieses Gebäudes betrachtet: zwei Klassenzimmer, eine Lehrerwohnung, die Wohnung des Rabbiners



In diesem Gebäude befand sich seit 1868 die jüdische Schule in Laupheim.

und dessen Büro waren hier gleichzeitig untergebracht. Rabbiner Abraham Waelder befand bereits 1852 *die zwei länglichen Schullokale für die 140 Schulkinder als finster und unzweckmäßig.*

Die jüdische Bevölkerung und die Schülerzahl nahmen weiter zu, daher wurde 1868 ein neues Schulhaus in der Radstraße erbaut. In drei Klassenzimmern wurden dort im Jahre 1874 schließlich 162 Schüler unterrichtet.

Die Einführung der Schulpflicht 1825 führte zu einer völligen Umwälzung des jüdischen Bildungswesens. Stand vordem die religiöse Unterweisung, die hebräische Sprache, Torah und Talmud im Mittelpunkt des Unterrichts, so schrumpften diese nun zu einem Schulfach unter anderen. Ein Erlass bestimmte: *Beim Lehrplan ist hauptsächlich auf richtige Erlernung der deutschen Sprache das Augenmerk zu richten, und die hebräische Sprache ... doch mehr als Nebensache zu behandeln.*¹⁰

Nachdem die Katholiken Württembergs seit 1808 und die Protestanten seit 1810 in Schulgesetze eingebunden waren, wurden nun auch die jüdischen Kinder vor dem Gesetz gleichgestellt. Den Vorgaben zufolge konnten *die Israeliten ihre Kinder entweder in die öffentliche Orts-Elementarschule schicken* oder mit staatlich geprüften Lehrern israelitische Elementarschulen gründen. Letztere Schulart für jüdische Schüler wurde vor allem in den ländlichen Synagogen-Gemeinden Württembergs eingerichtet. Dies sollte Chancen auf eine jüdische Orientierung der

Erziehung sichern. Im Rahmen der staatlichen Lehrpläne war das jedoch nur sehr begrenzt möglich.

Die Rabbiner versuchten jahrzehntelang, die durch die «Verweltlichung» des Bildungswesens entstandene Lücke durch eine «Sonntagsschule» mit religiöser Unterweisung zu schließen. Mittels regelmäßiger mündlicher Prüfungen wurden deren Ergebnisse kontrolliert. Ein Protokoll vom Februar 1872 nennt dafür 48 Knaben und 20 Mädchen als Prüflinge; das war nur etwa die Hälfte der Laupheimer jüdischen Schüler.

Die neu gewachsenen Judengemeinden der größeren württembergischen Städte waren mehrheitlich an Assimilation interessiert. Das schlug sich auf das Schulangebot nieder. Eine eigene Schule hätte, nach dortigem Verständnis, die erstrebte Integration eher behindert. So haben z. B. die neu aufstrebenden jüdischen Gemeinden in Ulm und Stuttgart bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts ihre Kinder in konfessionell gemischte Schulen geschickt. Dabei blieb es fast bis zum gewaltsamen Ende dieser Gemeinden. Auch den Laupheimern blieben nur religiös gemischte Lehranstalten, wenn die Schüler eine Realschule oder ein Gymnasium besuchen sollten.

Zwar betrieb der Buchauer Rabbiner Dr. Michael Güldenstern einige Jahre lang eine Schule mit dem Anspruch, *wahrhaft religiöse Israeliten zu bilden, deren Kenntnisse nicht hinter den Erfordernissen der Zeit zurückbleibt.* Immerhin wurden da, in einer Zeitungsanzeige vom Jahre 1856, neben Hebräisch wei-



Rechts oben:
Moritz Henle,
von 1868–1873
Lehrer und Kantor
in Laupheim.

Ca. 1905 stellen sich
die Teilnehmer der
jüdischen Schule mit
ihrem Lehrer Max
Haymann dem Foto-
grafen.

tere vier Fremdsprachen offeriert. Der Rabbiner bot jedenfalls 30 neun- bis sechzehnjährigen Schülern Internatsplätze an. Doch die meisten Laupheimer, die weiterführende Schulen besuchten, gingen offensichtlich in die Laupheimer Lateinschule, nach Ulm oder Stuttgart in konfessionell gemischte Lehranstalten. So wissen wir z.B. von dem Bankier und Mäzen Dr. Kilian von Steiner, dass er vor seinen Tübinger Studien die Gymnasien in Ulm und Stuttgart besuchte.

Die Laupheimer städtische Latein- und Realschule, 1868 im Rabbinatsgebäude gegründet, hatte von Anfang an unverhältnismäßig viele jüdische Schüler. Das Bildungsstreben der Gemeindemitglieder wurde durch Stiftungen für bedürftige Schüler und den Leseverein Konkordia stark gefördert. Galt die jüdische Bevölkerung am Anfang des 19. Jahrhunderts im öffentlichen Urteil als ungebildet und rückständig, sollte sich dies in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ins Gegenteil verändern.

Die Lehrer der jüdischen Schule Laupheim

Vor der gesetzlichen Regelung des jüdischen Schulwesens waren häufig wechselnde Wanderlehrer ohne pädagogische Ausbildung üblich. Meist hatten sie die Jeschiwa¹¹ in Mühlingen bei Horb oder Fürth besucht. Das schmale und unsichere Einkommen erlaubte ihnen meist nicht, eine Familie zu gründen. So blieb die Unterrichtstätigkeit oft nur ein Durchgangsstadium zu einem anderen Beruf.

Nach Einführung des Schulgesetzes von 1825 mussten die Lehrer eine pädagogische Ausbildung am evangelischen Seminar in Esslingen absolviert haben. Die jüdischen Pädagogen wurden dort seit 1823 von dem Lehrer Leopold Liebmann ausgebildet; der übte diese Schlüsselrolle über 50 Jahre aus. Das Ziel, von der königlichen Regierung vorgegeschrieben, waren jüdische Lehrer, die zugleich auch die Vorsänger-Funktion in der Synagoge übernehmen sollten. Die Lehrer waren demnach in der Schule als Beamte des Staates eingesetzt und in der Synagoge mit der Leitung des Gottesdienstes beauftragt. Sicher war dies eine zwiespältige Regelung. Verstärkt wird dieser Eindruck, wenn man bedenkt, dass die Aufsicht über die jüdischen Schulen von den christlichen Kirchen auszuüben war. In Zeiten, da Rabbiner und Pfarrer freundschaftlichen Umgang pflegten,¹² gab es damit keine besonderen Probleme.

Exemplarische Passagen aus dem Leben zweier Laupheimer Lehrer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts seien kurz skizziert. Der Leiter der jüdischen Schule von 1863 bis 1887 war Alexander



Elsässer. Der im Dezember 1817 in Freudental geborene Elsässer galt landesweit als profilierter Vertreter der jüdischen Lehrerschaft.¹³ Als einziger Jude gehörte er über viele Jahre der landesweiten Lehrplankommission an. Anlässlich seiner Pensionierung wurde ihm eine königliche Verdienstmedaille verliehen. Er verfasste in seiner Freizeit volkstümliche Gedichte, was ihm einige öffentliche Anerkennung brachte.¹⁴ Die Zeit seiner Berufung nach Laupheim deutet darauf hin, dass der damalige Rabbiner Abraham Waelder den Pädagogen angeworben hatte.¹⁵

Ein anderer typischer Werdegang eines jüdischen Lehrers und Kantors im späten 19. Jahrhundert sei hier außerdem skizziert: Nach zwei Jahren am Stuttgarter Konservatorium und vier Jahren im Esslinger Lehrerseminar kam 1868 der gebürtige Laupheimer Moritz Henle achtzehnjährig als Lehrer zurück. Der jüdischen Gemeinde diente er zudem bald auch als Vorsänger, Kantor und Chorleiter; als 21jähriger komponierte er bereits die Friedenshymne der Laupheimer Chöre am Ende des Krieges 1871. Später amtierte Henle sechs Jahre als Kantor an der neu erbauten Ulmer Synagoge und als Religionslehrer an Ulmer Schulen. Die Verknüpfung dieser beiden Berufe ergab sich ja durch die Ausbildung und die Vorgaben der Königlich Israelitischen Oberkirchenbehörde. Nach der zweiten Dienstprüfung für das Lehramt im Jahre 1877 folgte Moritz Henle einer Berufung nach Hamburg, wo er über 35 Jahre als Oberkantor, Komponist¹⁶ und Religionslehrer

wirkte. Im Hamburger Tempel der Reformgemeinde war er ein früher Pionier bei der Fortbildung von Berufskollegen und in der Erwachsenenbildung.

Die Schule im 20. Jahrhundert – Endzeit in der Heimat?

Die Laupheimer «Israelitische Schule» hatte, laut Katholischem Schulinspektorat Laupheim von 1908¹⁷, als reine Grundschule nur noch 30 Schüler. Neben dieser einklassigen Schule waren zwei städtische Realschul-Klassen und eine Lehrerwohnung im jüdischen Schulhaus in der Radstraße untergebracht. Die Zahlen zeigen uns, dass im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bereits etliche junge jüdische Familien aus Laupheim abgewandert waren. Nach 1924 konnte Lehrer Wilhelm Kahn die Schule nur noch als private Anstalt unter Leitung des Württembergischen Oberrats der Israeliten weiterbetreiben. Wie in anderen Kleinstädten auch war die Schülerzahl für eine staatlich finanzierte Konfessionsschule zu klein geworden.

Neun Jahre später erzwang die mörderische Situation im Nazi-Deutschland die völlige Absonde-

rung jüdischer Kinder aus allen staatlichen Schulen. Ein Reichsgesetz vom 25. April 1933, exekutiert vom württembergischen Kultministerium (sic!), gipfelte in der Anordnung: *Die Zahl der nichtarischen Schüler je Schule darf den Anteil der Nichtarier an der reichsdeutschen Bevölkerung nicht übersteigen.* Schulkinder jüdischer Religion galten nach dieser Diktion als «Nichtarier». Unter ein Prozent musste also der jüdische Schüleranteil gesenkt werden. Die Bedrückung der «nichtarischen» Schüler in den weiterführenden Schulen wuchs zusehends. Etliche Lehrer und Mitschüler leisteten dazu ihren miserablen Beitrag. Nur einzelne junge Laupheimer konnten nach 1933 als Internatsschüler im jüdischen Schullandheim Herrlingen unterkommen.

Eine einklassige jüdische Volksschule mit Kindern aus acht Klassenstufen war in Laupheim das Ergebnis der äußeren Schikanen. In den größeren Städten des Landes wie Stuttgart und Ulm wurden in der Folge erstmals jüdische Elementarschulen notwendig; welche Zwänge und Nöte sich hinter dieser Aussage verbergen, können wir höchstens erahnen. Weiterführende Schulen, Berufsausbildung und Studium waren für jüdische Jugendliche nach 1935 per Gesetz und Praxis nicht mehr zugänglich.

Der vorletzte jüdische Lehrer Salli Silbermann gab am 14. Oktober 1935 beim damaligen Laupheimer Bürgermeister Marxer folgenden Vorfall zu Protokoll¹⁸: *In den letzten Tagen feierten wir im israelitischen Gemeindehaus das Laubhüttenfest. Aus diesem Anlass hatten wir im Garten eine Hütte errichtet. Als ich am Montag dorthin kam, sah ich, dass die Hütte aufgebrochen war. Es fehlte eine Lampe, ein Davidstern und ein Bild, das aus der Bibel mitgenommen wurde. Die ganze Wanddekoration, welche aus Girlanden und Obst bestand, war heruntergerissen; daneben lagen Steine in der Hütte, mit denen offenbar geworfen worden ist. Die Kinder von der Israelitischen Gemeinde hatte ich noch einmal beisammen, um mit denselben eine kleine Nachfeier zu halten. Auf einmal kamen Steine zu uns hereingeflogen und die Feier musste abgebrochen werden. Einige der jungen Burschen habe ich erkannt.* Die Beschwerde des mutigen Lehrers beim damaligen Stadtoberhaupt hatte keine Folgen für die Übeltäter.

Ein exemplarisches Beispiel für die Schicksale der Schüler widerfuhr dem Mädchen Ilse Sternschein. Sie schloss die jüdische Schule im März 1937 mit einem hervorragenden Zeugnis ab; eine Lehre konnte sie aber nicht beginnen, weil sie als Jüdin nicht in die Berufsschule durfte. So arbeitete sie in einer Kleiderfabrik, bis auch diese den jüdischen Eigentümern durch «Arisierung» genommen wurde. Ihr Vater wurde nach der sogenannten «Kristallnacht» für zwei Monate, ohne Informationen für



Heinz Säbel, der letzte jüdische Lehrer in Laupheim.

Das Rabbinatsgebäude in Laupheim, nach dem Umbau mit einem prächtigen Erker versehen. Jetzt das Hotel «Württembergischer Hof».



die Angehörigen, ins KZ Dachau verschleppt. Erst danach, fast zu spät, getrennt von Eltern und Geschwistern, gelang es der Sechzehnjährigen, 1939 in das heutige Israel zu emigrieren. Die Eltern sah sie erst viele Jahre später, kurz vor dem Tod des Vaters, in den USA wieder.

Wie einfach sich das auch liest – so schwer muss es gewesen sein. Selbst ihr Laupheimer Dialekt war auf ihrem schwierigen Weg hinderlich. *Wegen meinem breiten Schwäbisch haben mich die Norddeutschen aus der zionistischen Jugendgruppe kaum verstanden*, sagt sie. Die letzten Jahre in Laupheim – die Familie war enteignet und aus ihrem Haus vertrieben – haben sie tief verletzt.

Ein anderes Beispiel ist der Schriftsteller Siegfried Einstein, der kurz vor seinem Tod 1983 in einem Interview mit Sharon Levinson seine traumatischen Erlebnisse als Fünfzehnjähriger in der Laupheimer Lateinschule schilderte. Der Mathematiklehrer forderte den Buben im Unterricht auf, an die Tafel zu kommen. *Er sagte, ich solle mein Gesicht genau an die Tafel halten und er wolle mit der Kreide meine Schädelform nachfahren. Das tat er. Ich erschrak über mein Porträt: denn ich hatte dort eine riesenlange Nase, während ich in Wirklichkeit eher eine schwäbische Stupsnase besaß. Er sagte vor versammelter Klasse, die lachte und höhnte, sie erkannten nun, wie ein jüdischer Junge auszusehen habe.* Kurz darauf sieht sich der sensible Junge auf dem Schulhof mit Steinen beworfen und daraufhin blutend nach Hause gebracht. Die Eltern schickten ihn danach zu Schweizer Verwandten; fünf Jahre

wurde er dort während der Kriegszeit in verschiedenen Arbeitslagern interniert.

Siegfried Einsteins so belastetes Verhältnis zu Laupheim mündete in ein spätes Gedicht :

In meine Heimat nur im Tod...¹⁹

*In meine Heimat möchte ich nicht zurück,
Nicht an den Ort, aus dem sie mich vertrieben.
Ich fühl, solange ich leb, das harte Stück
Des Steines, den sie johlend mir verschrieben*

*«Zur Strafe für den Juden», wie sie keuchten;
Vortrefflich zielten sie auf meine Stirn
– Und als ich wankte, sah ich nur ein Leuchten:
Im Gleitflug kam mein Traum von Tod und Hirn.*

*In meine Heimat möchte ich nicht zurück,
Solang dies kranke Herz noch pocht im Schlaf.
Doch sucht ihr Männer Laupheims, sucht das Stück
Des Steines, der mich einst vorzüglich traf.*

*Und einer werf symbolisch ihn mir zu,
eh der Rabbiner mir drei Schaufeln Erde gibt.
Das Stückchen Land, das meine Ahnen so geliebt,
Es diene mir im Tod zur letzten Ruh.*

Auf dem jüdischen Friedhof in Laupheim wurde im April 1983 Siegfried Einsteins Wunsch entsprochen.

Nach der sogenannten «Kristallnacht» wurde auch der letzte jüdische Lehrer, Heinz Säbel, verhaftet und stundenlang mit fünfzehn anderen Männern

in der Laupheimer Schranne im Kreis herumkommandiert. Anschließend wurden sie ins KZ Dachau verschleppt. Mehr als vier Wochen später kehrte Heinz Säbel mit den ersten dieser Geschundenen nach Laupheim zurück. Von einem der anschließenden Schultage, nun wieder im Rabbinatsgebäude, schrieb er 30 Jahre später, im November 1968, in einem Redemanuskript: *Am folgenden Morgen lag wie ein Leichentuch blitzender weißer und unangerührter Schnee über dem Platz, wo die Synagoge über 100 Jahre gestanden hatte, wo die Juden sich täglich zwei und drei Mal zum Gebet und Gespräch versammelt hatten ... Nicht einmal nach der sogenannten «Kristallnacht» hörte das auf. Die Ältesten und die Jüngsten trafen sich im Rabbinatshaus gegenüber der verschwundenen Synagoge. Jetzt am Morgen nach meiner Rückkehr versammelte sich der Minjan.²⁰ Wie üblich waren auch meine Schüler dabei. Wir sprachen kein Wort über die vernichtete Synagoge, aber ich bin meiner gewiss, dass wir alle im Gebet an sie dachten.»*

Weiter berichtete Heinz Säbel: *Erst später am Tag behandelten wir im Unterricht das Schicksal der Synagoge und der Gemeinde. Die Kinder hatten ein tiefes Bedürfnis, ihren erschütternden Erlebnissen Ausdruck zu geben, einen Zusammenhang zu erzielen und wenn möglich eine Erklärung zu den Erinnerungsbildern zu bekommen, die sich in ihren empfänglichen Sinnen festgesetzt hatten. Später in der Pause wollte niemand auf die strahlende Decke auf dem Platz der Synagoge treten!*

Anfang 1939 endet die Geschichte jüdischer Kinder und ihrer Schule in Laupheim. Der junge Lehrer ermutigte Zögernde und Ängstliche, das lebensgefährliche Land zu verlassen. Seine Schüler berichten noch heute, dass er dabei mit großer Überzeugungskraft auf ihre Eltern einwirkte. Eine ehemalige Schülerin besorgte für Heinz Säbel in Südschweden einen

BAD SAULGAU



500 Jahre Habsburger Geschichte in Saulgau (1299-1806) werden lebendig in der Vorderösterreich-Abteilung des neuen Stadtmuseums.

**STADT
MUSEUM**

Information:
Kulturamt
Postfach 1151
88340 Bad Saulgau
Tel. 0 75 81/207-36
Öffnungszeiten:
Mi und Do 14-16 Uhr
Sa und So 14-17 Uhr
Eintritt frei

Lehrauftrag an einer Internatsschule. Dorthin konnte der 26jährige am 28. Februar 1939 sein Leben retten. Die Umstände grenzen an ein Wunder. Er war einer der letzten jüdischen Laupheimer, die das Land verlassen konnten. Beth ha-Sefer, «das Haus des Buches», die jüdische Schule in Laupheim, gibt es seitdem nicht mehr.

ANMERKUNGEN

- 1 Torah, 5. Buch Mose.
- 2 Erlass des Königl. Innenministeriums vom 9.2.1825.
- 3 Georg Schenk: «Die Juden in Laupheim». In «Laupheim». Hrsg. Stadt Laupheim, Weißenhorn 1979, S.296.
- 4 Mischna Awot V zit. n. Günter Stemberger: «Das klassische Judentum», München 1979, S.112.
- 5 hebräisch: jüdische Gemeinde.
- 6 Frau Jetle d.h. Judith Maier, geb. Seligmann aus Ichenhausen.
- 7 Übersetzung durch Rabbiner Dr. Leopold Treitel.
- 8 Erlass des Königl. Innenministeriums vom 9.2.1825.
- 9 J.G. Briegel: «Statistisch geschichtliche Beschreibung des Ortes Laupheim», Nachdruck Laupheim 1983, S.57.
- 10 Erlass des Königl. Ev. Konsistoriums vom 12.7.1825.
- 11 Talmud-Hochschule für begabte Knaben im Anschluss an die Bar Mitzwa.
- 12 Rolf Emmerich: «Abraham Waelder, Laupheimer Rabbiner in

- Zeiten des Wandels», in: BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 2/1997
- 13 Aron Tänzer: «Geschichte der Juden in Württemberg» (Reprint), Frankfurt 1983
- 14 Utz Jeggle: «Judendörfer in Württemberg», Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 1969.
- 15 Vgl. Anmerkung 12.
- 16 CD «Lieder und liturg. Synagogengesänge von Moritz Henle», Hrsg. Gesellschaft für Geschichte und Gedenken, Laupheim 1998.
- 17 Katholische Schulaufsicht über die Jüdische Schule 1825-1912.
- 18 Waltraut Kohl: Die Geschichte der Judengemeinde in Laupheim, Zulassungsarbeit für das Lehramt, Laupheim 1965, S. 76.
- 19 Siegfried Einstein: «Meine Liebe ist erblindet», Mannheim 1984, S.65 (der abgedruckte Text entspricht in der Schreibweise dem Original).
- 20 Minjan d.h. mindestens zehn erwachsene Männer zum öffentlichen Gottesdienst.



Mönchmühle in Ravensburg, ca. 1910. Während der Inflationszeit der 1920er Jahre zog hier die moderne Turbinentechnik ein.

Julian Aicher Bauern unter Strom – Zur elektrischen Eigenversorgung oberschwäbischer Höfe in den 20er Jahren

Dem Land ging ein Licht auf. Nur eins? Nach dem Ersten Weltkrieg beschaffte sich manche Bauernfamilie im Allgäu und in Oberschwaben eine eigene Stromversorgung. Mit Wasserkraft. Heute stehen nur noch wenige von diesen «Stromhäusle». Schon ein Grund mehr, Licht ins Dunkel des Vergessens zu bringen. Eine Spurensuche auf energischen Pfaden.

Nichts mehr zu sehen? *Die Landschaft verändert sich doch ziemlich*, sagt mein Nachbar Manfred Jakob. An einem wolkigen Juliabend 1998 gehen der 1972 geborene Hoferbe, seine Mutter Sigrid Jakob (1941 zur Welt gekommen) und Albert Schwegele (Jahrgang 1929) mit mir in ein Seitental der Hofser Ach, die drüben über der bayerischen Grenze Lautrach heißt. Hier, zwischen Leutkirch-Rotis und Lautrach-Dilpersried, stand das, an was sich Albert Schwegele erinnert¹.

Das Häusle sehe ich heute noch: ein Fenster, eine Türe und das französische Dach, sagt Albert Schwegele, der vom drei Kilometer entfernten Nachbarort Legau hergekommen ist. Im Alter von zwölf hat er es noch selbst angeschaut: jenes kleine Gebäude mit einem Walmdach über quadratischem Grundriss: 2,50 breit mal 2,50 Meter lang. Es scheint buchstäblich nichts mehr übrig zu sein von diesem Haus, das lediglich einen zwei Meter hohen, holzverschalteten Raum umschloss. Innen befand sich ein Generator, angetrieben von einer Turbine im steinernen Kellerraum darunter.

13 Meter Fallhöhe und eine Löffelturbine

Eine über 70 Zentimeter hohe Löffelturbine mit 10 Löffeln und etwa 600 Umdrehungen in 1 Minute – sie wäre

heute vermutlich fast vergessen, lägen die Genehmigungsakten nicht noch im Jakobshof in Rotis. Diesen Schriftstücken lässt sich auch entnehmen, dass das Wasser auf besagte «Löffelturbine» in einem nur 15 Zentimeter starken Druckrohr auf die Turbinen-«Löffel» spritzte.² Fast wie aus einer Düse. Nennenswerte Kraft drückte das Wasser trotz seiner kleinen Menge aufs Rad wegen der (für den Kreis Ravensburg verhältnismäßig großen) «Fallhöhe»³, immerhin gut dreizehn Meter. Dieser lange Absturz legte es wohl nahe, eine «Löffel»-Turbine einzubauen, die heute mit dem Namen «Pellton-Turbine» als bewährte Energielieferantin gilt – vor allem in bergigen Gegenden mit beträchtlichen Fallhöhen.

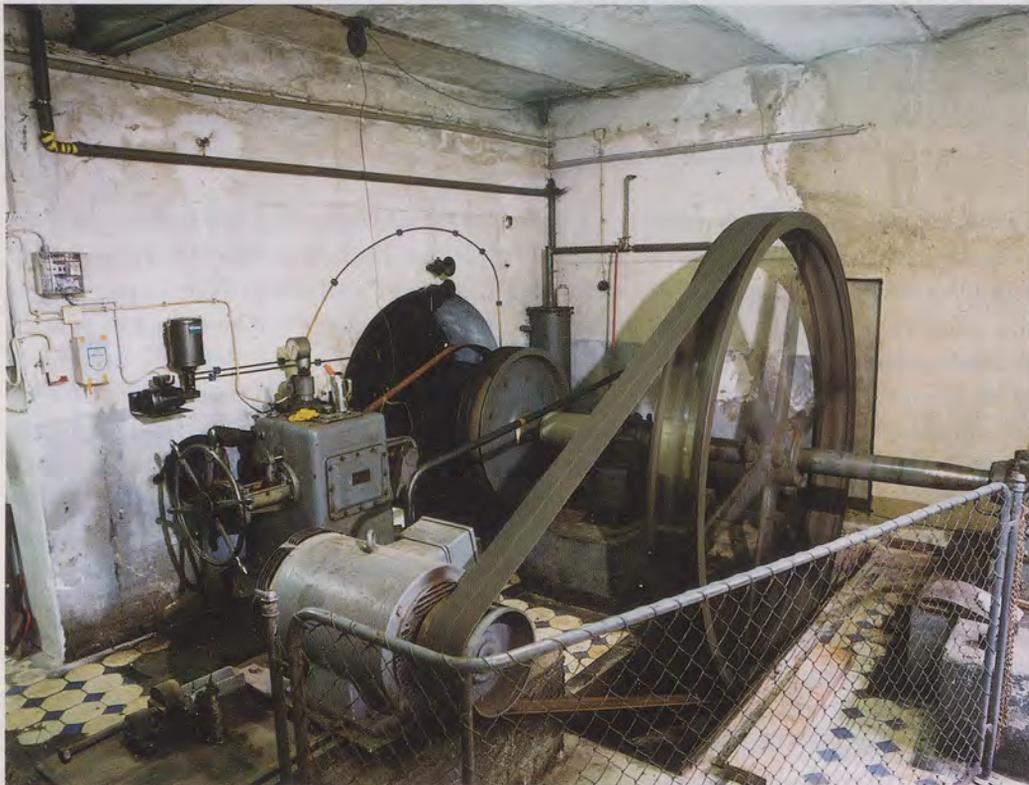
Am Abhang oberhalb verzeichnet die Akte vom Rotiser Jakobshof einen etwa 117 Meter langen und ziemlich schmalen Stauweiher. Inhalt: rund 460 Kubikmeter Wasser. Von dort drückte das Nass über die 15 Zentimeter starke und 80 Meter lange «Druckleitung aus Eisenblech» zur Turbine.

Lässt sich davon im Freien draußen gar nichts mehr erkennen? Vielleicht doch. Zum Beispiel eine auffällig gerade Reihe von Bäumen und Sträuchern, die sonst häufig am Wasser wachsen, wie etwa Erlen. An dieser Linie liegt noch ein kurzes, rechtwinklig betoniertes Stück Mauer im Boden: Reste des «Festpunkts», den die Gemeinde Hof, Oberamt Leutkirch, am 19. Mai 1925 in einer Niederschrift zum Wassertriebwerk T Nr. 129, Elektrizitätswerk des Josef

Schäffeler in Rotis kartierte und die am 23. Juni '25 in Stuttgart «geprüft» wurde.

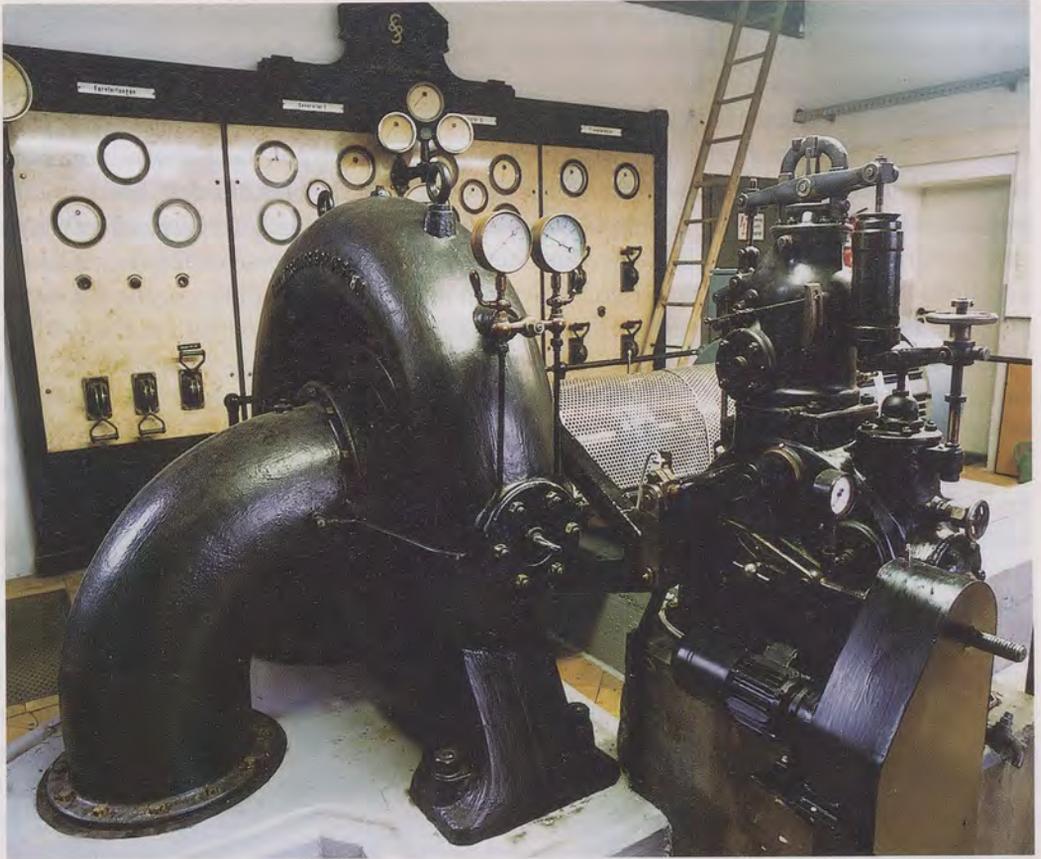
Wie lange lief das «Elektrizitätswerk» T 129? Zeitzeuge Albert Schwegele erinnert sich noch, dass er mit seinem Vater Heinrich 1942/43 das «Turbinenhäusle» abbrach. Im drei Kilometer entfernten Legau standen seine Holzwände bald wieder «zur Lagerung von Heu». Außerdem befragte Schwegele Josef Schumacher. Dessen Mutter, Rosa Schumacher, geborene Schäffeler, stammte von dem landwirtschaftlichen Anwesen Schäffeler in Leutkirch-Rotis, das heute «Jakobshof» heißt. Sie hatte sich dort damals den Knecht Anton Schumacher zum Mann genommen. Und von seiner Mutter habe Sohnmann Josef Schumacher erfahren, das «Elektrizitätswerk» sei *a riesa Glomb* gewesen. Der Opa habe Tag und Nacht zum «Turbinenhaus» gehen müssen, um nachzusehen, warum es nicht funktioniert. Weiter berichtete die Frau auch: *Immer, wenn ma gsodet hat, hat ma's Licht it amacha dirfa, weil dr Schtrom zu wenig gwä isch.* Elektrisches Licht gab es also dank der Turbine, und außerdem lief die Häckselmaschine, mit der «gsodet» wurde: Eine Mischung aus Stroh, besserem und schlechterem Heu verwandelte sich dabei zu etwa zwei Zentimeter langen Stückchen fürs Viehfutter. Bis 1938/39 sei das «Turbinenhaus» betrieben worden.

A riesa Glomb – ein riesiges Gelump. Das erklärt alles. Wirklich? Wer selbst jahrelang in einem



Turbinenanlage von 1919 in der heutigen Farbmühle Kremer in Aichstetten bei Leutkirch. Der Generator liefert nach wie vor Strom.

Energiegewinnung seit den frühen 1920er Jahren. Diese Francis-Turbine der bäuerlichen «Wasserkraftgenossenschaft Gornhofen» bei Ravensburg liefert noch heute beachtliche Strommengen.



«Inselbetrieb» gelebt hat, in dem die hauseigene Stromproduktion völlig ohne Verbindung zum öffentlichen Leitungsnetz läuft, weiß von Spannungs-Schwankungen. Zumindest an älteren, nicht automatisch überwachten Wasserkraftanlagen. Da sind (oder waren) nächtliche Kontrollgänge zum «Rechen» und den Staufallen nichts Außergewöhnliches.⁴ Stellten Opas tägliche Kurz-Wanderungen runter zum Rotiser «Turbinhäusle» also eher etwas Selbstverständliches dar? Die Schilderungen der älteren Männer werfen Fragen auf.

Bei der Spurensuche entlang den Strängen früherer Stromgeschichte(n) helfen Hinweise weiter. Zum Beispiel die Erwähnung der Häckselmaschine. Seit wann lief sie am Hof? War ihr Elektrizitätsbedarf auch schon beim Bau des hausnahen «Turbinhäusles» mit berücksichtigt worden? Oder sollte die Wasserkraft ursprünglich nur Lampen zum Leuchten bringen, was gewöhnlich weniger Elektrizität braucht? Wie wirkte sich die Familiengeschichte auf die Energieversorgung aus? Immerhin musste der Sohn, der als Hoferbe ausersehen war, 1940 zur Front. Kriegsbedingter Verlust von Arbeitskraft erleichterte vielleicht die Bereitschaft der Rotiser Bauersleute Schöffeler, schon 1938/39 die eigene Stromversorgung aufzugeben und sich dem öffentlichen Netz anzuvertrauen?

Wie stark hing dies alles mit Politik zusammen? Hatte doch das «Gesetz zur Förderung der Energiewirtschaft» von 1935 eine stets bedarfsdeckende Gesamt-Stromversorgung des ganzen Reichs vorgeschrieben. Diese Aufgabe sprachen die damals neu verkündeten Bestimmungen großen Monopolunternehmen zu.⁵ 1939 entstand schließlich die «Energieversorgung Schwaben AG»⁶. Der damit verbundenen «Flurbereinigung» fiel so manche Verästelung auf Württembergs energiepolitischem Sonderweg zum Opfer.⁷

1923 – Geldentwertung durch kriegsbedingte Inflation – Dollars, Weizen und Kartoffeln als Sicherheit

Noch einmal zurück zum Startpunkt. Ein «Herr Pinzger» (oder «Binzger») aus Altusried/Oberallgäu habe der Landwirtschaftsfamilie Schöffeler in Rotis erklärt, *da sei Wasser; man solle den Strom doch selber machen*. So hörte es Albert Schwegele. Offenbar *hond se domols meh Wassr ghet*. Ein Überschuss – verglichen mit heute –, den der erfahrene Mann damit erklärt, dass Anfang der 20er-Jahre die Wiesen *no ganz wenig verdohlt* gewesen seien.

Eine persönliche Beobachtung. Wer sich lieber auf schriftliche Unterlagen verlässt, findet in den Wasserkraft-Akten im Jakobshof Leutkirch-Rotis bau-

technische Zeichnungen. Sie waren vom damaligen Hofeigentümer Franz Josef Schäffeler am 30. Juli 1923 als *anerkannt* unterschrieben worden.

Zufall? Wahrscheinlich nicht ganz. Denn aus der Zeit von vor 75 Jahren finden sich in den alten Wasserkraft-Unterlagen beim Landratsamt Ravensburg auffällig viele Genehmigungsstempel. Ob sie Anlagen in Berg oder Bodnegg, Hasenweiler oder Hau-erz, Rotis oder Ravensburg betreffen, sie weisen auf ein Jahr: 1923. Warum und weshalb?

Die Bemühungen des Menschen, seine Arbeit durch die Kräfte des Wassers zu erleichtern, reichen schon bis zur Römerzeit zurück. Allerdings: Die Nutzung der Wasserkraft entwickelte sich in vielen Wellen. Bis in die Gegenwart. Dabei hängt die Geschichte der Wasserkraft mit weit mehr zusammen als mit klappernden Mühlrädern, mit schönen Müllerinnen oder mit des Müllers Lust.

In welcher Geschichtsstunde etwa wird die Wasserkraft als Triebfeder der Industrialisierung im energiearmen Württemberg genannt? Nicht nur im verhältnismäßig wasserreichen Oberschwaben, wo Namen wie Escher Wyss, Papierfabrik Baienfurt, Papierfabrik Wolfegg, Erba Wangen, Doser Aichstetten, Glashütte Schmidfelden und viele andere mehr für Zusammenhänge zwischen Fabrikation und Stauwehr stehen, sondern auch im altwürttembergischen Bereich wirkte die Wasserkraft als wichtige Energiequelle.⁸

Der Schweizer Textilindustrielle Johann Heinrich Staub unternahm 1852 eine «Rundreise zu Standorten mit Wasserkraften in Württemberg». Eines der Ziele: Geislingen. Doch auch Gemeinden flussabwärts wie Altenstadt und Kuchen konnten Wasserkraft aufweisen.⁹ So gehörten *disponible Gefälle (...) zum entscheidenden Standortfaktor, was eine dezentrale Industrialisierung des deutschen Südwestens bewirkte*.¹⁰ Etliche der Industrieturbinen brummeln noch heute. Von der 1898 eingebauten Turbinenanlage der ehemaligen Papierfabrik Wolfegg an der Wolfegger Ach («Höll») berichtete «Maschinist» Jörg Neukamp 1997, sie laufe weitgehend wartungsfrei und fast vollständig noch mit den alten Teilen. Jahresleistung: rund 500 000 Kilowattstunden. Das reicht aus für über 400 Privatpersonen.

Dass auch die schwäbische, ja deutsche Stromversorgung ihre wogende Wiege in der Wasserkraft besitzt, wissen vermutlich nur wenige mehr. Von der Staustufe Lauffen am Neckar floss 1891 das erste Mal Drehstrom weit weg über Kabel zur Internationalen Elektrotechnischen Ausstellung nach Frankfurt.¹¹ Das eher mit Wasser gesegnete schwäbische Voralpenland zählte zu den Vorreitern dieser Entwicklung. Wangen im Allgäu gilt als erste Stadt im König-

reich Württemberg, die 1893 mit einer elektrischen Straßenbeleuchtung brillierte. Mit Wasserkraft aus der Argen. Der örtliche «Argen-Bote» freute sich, dass *eigentlich nirgends mehr ein dunkler Platz zu finden sei*.¹² Im Gegensatz zur Landeshauptstadt, und anders als auf dem Land.

Zwar hatte sich schon 1909 der Bezirksverband der «Oberschwäbischen Elektrizitätswerke» (OEW) in Ravensburg gegründet, nahm aber die Stromversorgung erst 1914 auf. Die OEW gilt als Vorläuferin der «Energie Versorgung Schwaben», EVS. Größere Pläne verzögerte der Erste Weltkrieg.¹³ Beachtliche Baumaßnahmen bereitete die OEW vor allem an der Iller vor. Ein Staatsvertrag zwischen den Iller-Uferländern Bayern und Württemberg 1917 und das Kriegsende 1918 machten es möglich, dass die Arbeiten an Stauanlagen des Alpenflusses *im Herbst 1919 (...) richtig in Gang* kamen. Im Januar 1923 lief nach dreijähriger Bauzeit das Werk Tannheim an.¹⁴ Den Ausbau des Iller-Kanals samt Staustufen bezeichnete EVS-Vorstandsvorsitzender Dr. Wilfried Steuer 1994 als *sehr mutige Pionierleistung*. Sie brachte Arbeit für Tausende. Ein damals eher kleines Bauunternehmen im württembergischen Illertal soll mit den Brückenbauten über den Kanal beachtlich gewachsen sein: Liebherr.

Um den oberschwäbischen «Tennessee-Valley»-Vorläufer überhaupt bezahlen zu können, mussten die Ausgaben durch «Gold Bond Anleihen» aus den USA gesichert werden. Dafür hatten fünfzehn Städte aus dem schwäbischen Oberland bis 1972 einzustehen.¹⁵

Außerdem beteiligte sich die OEW mit 42,5% an der 1924 gegründeten «Vorarlberger Illwerke GmbH», nachdem bereits vorher vertraglich vereinbart worden war, daß der OEW aus dem dortigen Vermunt-Lünersee-Werk *immerhin 130 bis 140 Millionen Kilowattstunden an hochwertiger Spitzenkraft* zustünde.¹⁶

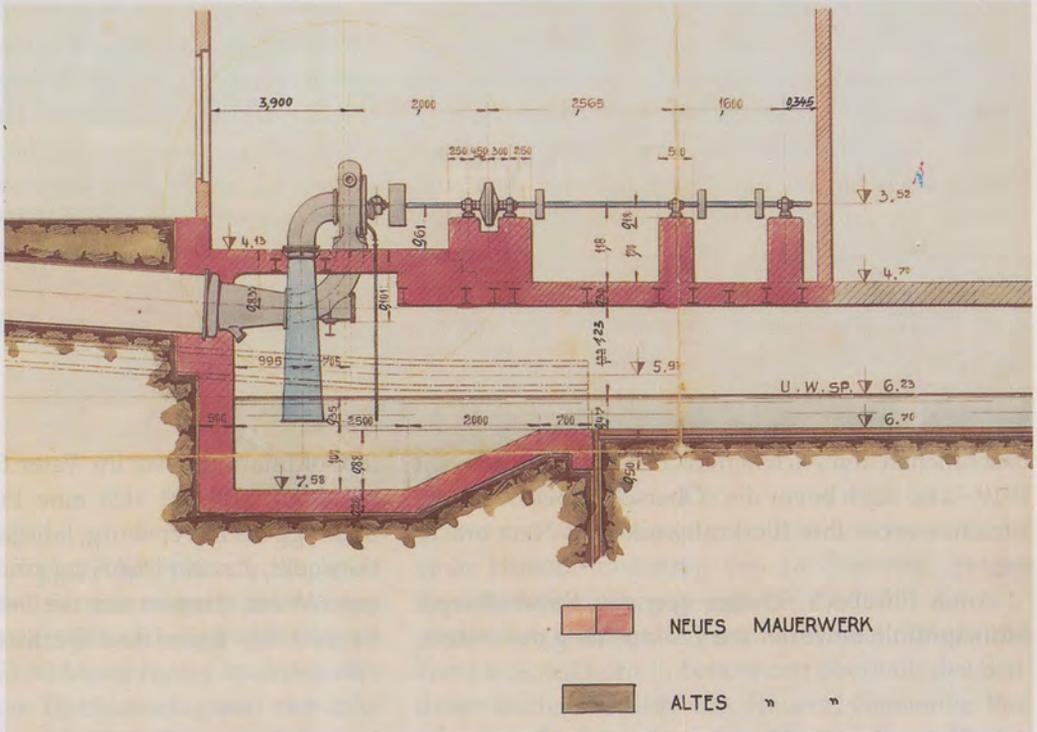
Private Kraftwerke, trotz oder wegen der Inflation?

Waren die «Oberschwäbischen Elektrizitätswerke» (OEW) und damit ein Großunternehmen, getragen von Landkreisen und Gemeinden, in den frühen 20er-Jahren darangegangen, selbst massiv Strom zu produzieren oder sich an anderen wuchtigen Wasserkraftwerken zu beteiligen, so legten sich auch Privatleute im schwäbischen Voralpenland für eine Modernisierung ihrer Triebwerke ins Zeug. Auf persönliches Risiko. Eine dieser Anlagen läuft noch heute in Ravensburg. Täglich dient die Francis-Spiralturbine in der Mönchmühle zum Mehlmalen. Die Planunterlagen stammen vom Mai 1925.

Mit Modernisierungen hat man in der Mönchmühle Erfahrungen. Die Kräfte des Triebwerks liefert der Flappach. Damit dieser scheinbar kleine Bach auch im Sommer ordentlich sprudelte, hatte der örtliche «Wasserverband» 1843 den Flappachweier höher anstauen lassen. Heute Badespaß, damals Energiespeicher für Triebwerke. Diese Nut-

zungsform für aufgestaute Gewässer gilt auch als Ursache für die Anlage der «ältesten Weiher». Eine landschaftsprägende Gewässerform in Oberschwaben – entstanden aus der Nutzung der Wasserkraft.¹⁷ Ursprünglich verfügte besagter «Wasserverband» über 21 triebwerksbesitzende Mitglieder – heute sind es noch drei. Eine Zahl, die den Niedergang

Konstruktionsplan für den Einbau einer Francis-Turbine in die Mönchmühle Ravensburg von 1925.



Brot dank Wasserkraft: Noch immer liefert diese Francis-Turbine aus den 1920er Jahren der Mönchmühle Ravensburg Energie.

alter Wasserkraftanlagen belegt. Dabei bereite die Turbine in der Mönchmühle noch heute *keinerlei Schwierigkeiten*, sagt Anna Elisabeth Schuler, die 1926 geborene Stammhalterin der Familie. Die Turbine *muss ja gut sein, wenn sie heute noch läuft. Das ist ja eigentlich unglaublich.*

Warum entschlossen sich Müllersfamilien dazu, solche verhältnismäßig modernen Maschinen für ihre Stauanlagen zu bestellen? *Die Müller haben an der Hungersnot im Ersten Weltkrieg gut verdient*, erklärt dazu Dr. Georg Kremer, Diplom-Chemiker, Pigment-Produzent und Farbenhändler. Kremer, seit 1984 Eigentümer einer ehemaligen Mühle in Aichstetten, Landkreis Ravensburg, sieht in diesen Kriegsgewinnen eine der Ursachen dafür, dass zum Beispiel die Müllersfamilie Rotenbacher 1919 im genannten Aichstettener Triebwerk eine Francis-Turbine einbauen ließ mit einer Nennleistung von rund 18 Kilowatt. Eine Sachinvestition, die verhinderte, dass das kriegsverdiente Geld durch die Inflation von 1923 buchstäblich den Bach runtergegangen wäre? Immerhin: Diese Turbine versorgte einen beachtlichen Teil Aichstettens mit Strom. Schon seit 1919 – also noch bevor die «Oberschwäbischen Elektrizitätswerke» ihre Illerkraftwerke ans Netz brachten.

Anna Elisabeth Schuler von der Ravensburger Mönchmühle bewertet die Geschichte ganz anders.

Bei ihrem Triebwerk sollte das metall-ummantelte Turbinenrad schlicht mehr Sicherheit gewährleisten. Frau Schuler erinnert sich, dass das alte Wasserrad vor der Turbinen-Installation als gefährlich galt: *Mein Vater ist vom Wasserrad runtergefallen, als er's reparieren wollte. Es war damals vereist.* Nach diesem Unfall an der alten Gerätschaft habe ihre Mutter sofort gefordert, dass eine Turbine montiert werde. Neue Technik zum Arbeitsschutz.

Ihr Papa sei «damals jeden Tag mit'm Motorrad zu Escher gefahren und hat im Beiwagen die Geldeinnahmen vom Kleinverkauf der Mühle abgeliefert. Beinahe ein kleiner Schwertransport im Jahr 1923, denn 1000 Goldmark entsprachen 300750 Milliarden Mark an Inflationsscheinen. So rechnete es die örtliche Turbinenfirma Escher-Wyss dem Müller vor. Dessen ausstehende Schulden wurden wenig später in Dollar taxiert: Am 22. November 1923 notierte die Firma noch 643,25 Dollar als Schulers Schuld.

«Do hot ja Schtrom nix koscht»

In Goldmark musste ihr Vater für die neue Turbine bezahlen, erinnert sich eine Frau aus dem Raum Bodnegg bei Ravensburg, Jahrgang 1899. Denn Inflationsgeld, *des sind bloß Fetza gsi. Dr Vadder hot 'd Händ ganz verdau*, erinnert sich die Zeitzeugin an die harte Bauzeit des Kleinstkraftwerks in den frühen 20er-



Viele alte Wasserkraftanlagen verfallen malerisch. Drehten sich 1946 noch mehr als 3000 Wassertriebwerke in Württemberg, so bezieht die EVS heute nur noch aus kaum 400 heimischen Wasserkraftwerken Strom.

«Stromhäusle» am Hang bei Hauerz, Gemeinde Bad Wurzach. In den 1920er Jahren taten sich hier einige Bauernfamilien zusammen, um aus der nahen Wasserkraft Elektrizität zu gewinnen.



Jahren zwischen Bodnegg und Amtzell. Auch sie selbst musste mitschufden, als es galt, den Weiher anzulegen. Von dort führten rund 150 Meter «Schussleitung» etwa 30 Meter runter in einem «8er Röhre» zum kleinen Turbinenschuppen mit *zwei Löffel nebrnand* (also mit Pellton-Rädern). Aus- und eingeklinkt wurden sie offensichtlich durch einen Transmissions-Draht vom Hof zum Turbinenhäuschen.

Warum nahm die Bauersfamilie die Schinderei auf sich? Eigentlich hatte der Vater vor dem Krieg noch ein Haus bauen wollen, und da lag der Kies für den Beton schon bereit. Und als das Turbinengebäude fertig war, hieß es bei den neun elektrischen Selbstversorgern im landwirtschaftlichen Anwesen: «Licht erscheine.» Die Erzählerin: *Do hot ja dr Schtrom nix koscht*. Rechnungen für Stromverbrauch kamen erst 1942, als das Leitungsnetz der OEW den Hof erreichte, weil seine Heuzange mehr elektrische Energie verbrauchte, als die eigene Turbine erzeugen konnte.

Mal mehr Sicherheit beim Mahlen, mal Baumaterial vor dem Hof und Freude daran, dass am eigenen Haus vor den Nachbar-Anwesen das «Licht erscheine». Gab also doch niemand Geld aus, nur um zu verhindern, dass es in der Inflation «vergehen» sollte? Immerhin war ein Ingenieur im Fränkischen, der im September 1923 noch 800 000 Mark für eine Plan-Zeichnung verlangt hatte, schließlich zu

einer Honorarforderung von 18 Zentner(n) gute(n) Speisekartoffeln übergegangen.¹⁸

Ähnlich wirken die genauen Abrechnungen der Familie Schöllhorn in Schöllhorn oberhalb des Sendener Bachs nördlich von Hauerz, Gemeinde Bad Wurzach. Für Lieferungen zu Gunsten ihres «Stromhäusles» ließ sich die Aichstettener Firma Doser fünf Zentner Weizen (umgerechnet 60 Goldmark) anrechnen. Das «Stromhäusle» lieferte nicht nur Elektrizität an eine Familie Schöllhorn, sondern an mindestens ein weiteres Nachbargehöft gleichen Namens. Zur «Gesellschaft bürgerlichen Rechts», die das Kleinkraftwerk unterhielt, zählten zudem noch die landwirtschaftlichen Familien Frey und Espenlaub aus der nächsten Nachbarschaft. Die Triebwerkskennzahlen von 1944: 4 Meter Fallhöhe, 210 Sekundenliter, 8,4 PS, 435 Umdrehungen pro Minute. Eine ähnliche «Wasserkraftgenossenschaft» hatte sich (bis spätestens 1934) in Erbisreute bei Weingarten zusammengetan. Aus 150 Sekundenlitern und einer Fallhöhe von 11,5 Metern gewann sie 12,9 Kilowattstunden Strom. So verraten es die Konstruktionsunterlagen. Ihre Turbine steht heute in einem Sägewerk «Köberle & Spieß» unterhalb von Bergatreute, Landkreis Ravensburg.

Allerdings forderte die Inflation vermutlich auch bei der Wasserkraft ihren Tribut. Julius Balthasar Christmann (1852–1941), Besitzer der ehemaligen Glashütte Schmidfelden bei Leutkirch-Winterstet-

ten, ließ 1922 bei einem Ravensburger Ingenieurbüro Pläne für ein Baugesuch ausarbeiten. Diese Bögen bilden ein stattliches Wasserkraftwerk ab, in dem vier Turbinen die Kräfte der Eschach und der Kürnach ausnutzen sollten. Es blieb aber bei den beachtlichen Plänen des ehemaligen Eisenbahn-Ingenieurs Christmann. Wolfgang Christmann, geboren 1928, erinnert sich noch an einen Drehstrom-Generator aus den 20er-Jahren: *Ich weiß vom Vater: Das war das einzige, was wir gekriegt haben. Und nach der Inflation war vermutlich die Finanzierung jenseits irgendwelcher Möglichkeiten.* Erst in den 50er-Jahren soll in den Eschach-Triebwerkskanal von Schmidfelden eine Ossberger-Turbine gekommen sein. Sie liefert bis heute rund 200 000 Kilowattstunden Strom im Jahr. Etwa ein Drittel dient der Elektrizitätsversorgung des ehemaligen Glasmacherdorfs selbst (über ein privates Stromnetz von Roman Christmann), der Rest fließt ins öffentliche Netz der «Allgäuer Überlandwerke» (AÜW) Kempten. Die Haushalte in Schmidfelden selbst zahlen für den Wasserkraft-Strom nicht mehr als für Elektrizität von anderen Energieversorgern.

Den kleinen bäuerlichen Eigenversorgungs-Kraftwerken aus den frühen 20er-Jahren blieb derweil oft nur eine eng begrenzte Lebenszeit. Allein von der Wasserkraftanlage Hauerz – fast gleich gebaut wie die in Rotis – wurde mir berichtet, sie habe noch nach dem Zweiten Weltkrieg ins öffentliche Netz eingespeist. Dann allerdings als Privatbe-

trieb einer Familie. Einzige Ausnahme außerhalb alter landwirtschaftlicher Turbinenräder: die bäuerliche Kraftverwertungs-Genossenschaft Gornhofen. Durch ihren Kanal aus dem Jahr 1921 strömt noch heute Wasser.¹⁹ Zwei sehenswert sanierte Francis-Spiralturbinen gewinnen aus dem Kanalwasser des Grenzbachs bei Bodnegg die Kraft, um rund eine halbe Million Kilowattstunden Strom pro Jahr zu erzeugen. Eine moderne Computersteuerung überwacht das Ganze. Immerhin lässt sich so der Elektrizitätsbedarf von 300–500 Privatpersonen decken.

In lange bestehenden Mühlenarealen drehen sich Turbinen aus jener Zeit allerdings noch heute häufiger. Zum Beispiel in der Farbmühle Aichstetten (1919), der Mönchmühle Ravensburg (1923–24) und im Areal der ehemaligen Rotismühle Leutkirch-Rotis (1922–25). Ließ sich an den alten Mühlenstandorten die tatsächliche Stärke der Wasserkraft auch in eher hektischen Modernisierungszeiten besser einschätzen? Oder waren es die Müllersfamilien einfach eher gewohnt, mit Wasser umzugehen?

*Rückgang von 3300 auf
weniger als 400 Wassertriebwerke*

Wie kommt es, dass kaum noch jemand die kleinen bäuerlichen elektrischen Selbstversorgungseinrichtungen erwähnt? Bernhard Stier rät andererseits in seiner Abhandlung über *Württembergs energiepolitischen Sonderweg* dazu, eine *zweifelloso vorhandene tech-*



In der ehemaligen Rotismühle bei Leutkirch im Allgäu liefert eine Turbine immer noch rund 70 000 Kilowattstunden Strom pro Jahr, so viel wie 20 dreiköpfige Familien verbrauchen.

nisch-ökonomische Eigengesetzlichkeit niemals allein, sondern stets nur in Verbindung mit gesamtgesellschaftlichen Entscheidungsprozessen zu bewerten.²⁰

Da kommt Spannung ins Stromjahr 1923/24. Denn fünf Jahre nach dem Ersten Weltkrieg suchten ja nicht nur landwirtschaftliche Familien den modernen Energieträger Strom in der eigenen, nahen Umgebung. Gleichzeitig griffen andere mit alten Waffen energisch nach alten Schätzen: Französische Truppen besetzten im gleichen Jahr das Ruhrgebiet, um dort Kohle als Reparationsleistung für Kriegsschulden einzukassieren. Das sprach für eine zusätzliche Wertschätzung der «weißen Kohle» Wasserkraft (ähnlich wie übrigens nach 1945). Ruhrbesetzung und Inflation – Energiekrisen und Wirtschaftskrisen –, sie machten der jungen Weimarer Republik zu schaffen. November 1923: «Hitler-Putsch» in München.

Strom aus Wasserkraft: Ihn zu vergessen, bedeutet allerdings, weit mehr zu verschweigen als ein paar kleinere Selbstversorgungseinrichtungen. *Die haben wir alle noch*, winkte EVS-Chef Dr. Wilfried Steuer ab, nachdem ihn TV-Moderator Dr. Franz Alt auf 20000 kleine Wasserkraftwerke angesprochen hatte, die in Baden-Württemberg und Bayern zu Beginn unseres Jahrhunderts noch zu finden gewesen sein sollen. Hätte Steuer in seinem Firmenarchiv nachgefragt, wären ihm dort sicherlich aktuell hauseigene Broschüren und eine alte Studie zur Hand gegeben worden. Informationsblätter berichten von weniger als 400 Wasserkraftwerken im heutigen EVS-Versorgungsgebiet, die Strom ins öffentliche Netz liefern. Eine Studie im Auftrag der Militärregierungen listete 1946 dagegen rund 3300 Wassertriebwerke in Württemberg auf, ohne Hohenzollern.²¹ Also gut acht mal so viele wie heute.

Manche von ihnen wurden gezielt zerstört. Diese Entwicklung scheint noch nicht ganz gestoppt zu sein. Für 7. Juli 1998 etwa hatte das Regierungspräsidium Tübingen angekündigt, der Triebwerkskanal an der Emerlander Mühle südlich von Leutkirch werde zugeschüttet. Doch Oberbürgermeister Otto Baumann und Landtagsabgeordneter Helmut Kiefl wollten ihn vorher noch besichtigen. Also ging er vorerst nicht verschütt.

Auf dem Schild am «Stromhäusle» steht *Vorsicht Hochspannung*. So rostig, dass es sich kaum lesen lässt. «Bauern unter Strom» – nur noch Erinnerungen an frühere Zeiten?

Beim Gespräch über das klein-bäuerliche Turbinengebäude bei Bodnegg meint eine Befragte: *Das ist so, wie wenn sie heute wieder Biogas nutzen*. Biogas? Dieses Gas aus der Gülle einer Kuh lässt sich so verbrennen, dass damit über Motor-getriebene Genera-



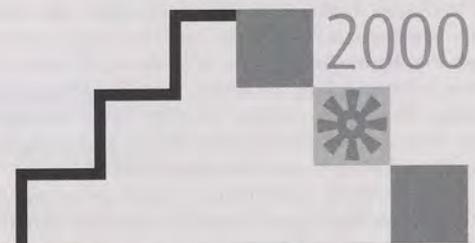
Schlösser und Burgen am Bodensee

Mainau, Hohenklingen und Arenenberg gehören zu den bedeutendsten Adelssitzen am Bodensee. Neben diesen großen Anlagen stellt dieser prachtvolle Band auch weniger bekannte Schlösser und Burgen vor. Geschichts- und Anlagenbeschreibungen dokumentieren die Architektur und Geschichte.

560 Seiten, über 600 Abbildungen, Leinenband mit Schutzumschlag.
DM 129,-, im Buchhandel.



**Biberacher
Verlagsdruckerei**
GmbH & Co
Biberach
Leipzigstraße 26
Tel. 073 51/345-0
Fax 073 51/345-143
www.bvd.de



2000

750 JAHRE

STADTRECHTE

Stadt Markdorf

- Eröffnungsfeierlichkeiten am 18. März 2000
- Stadtfest in der historischen Innenstadt vom 23.-26. Juni 2000

Die weiteren Veranstaltungen entnehmen Sie bitte dem Programmheft, das Sie gerne bei uns anfordern können.

Stadt Markdorf
Rathausplatz 1 · 88677 Markdorf
Tel. 0 75 44/500-0 · Fax 0 75 44/500-200
E-mail: rathaus@markdorf.de
Internet: www.markdorf.de

toren pro Jahr rund 1000 Kilowattstunden Strom zu gewinnen sind. Ähnlich Benzinmotoren mit Lichtmaschinen. Und das heißt: fast so viel, wie ein Mensch privat im EVS-Versorgungsgebiet pro Jahr verbraucht. Am Hof nebenan betreibt ein Landwirt schon so eine Anlage. Mit dem Nachbarn zusammen. Fast wie die bäuerlichen Wasserkraft-Genossenschaften vor 75 Jahren.

Im vorarlbergischen Lecknertal – ganz nah an der deutschen Grenze zum Allgäu – bestücken die großen Vorarlberger Kraftwerke seit 1997 20 bis 30 Alm-Gehöfte mit je einer hauseigenen Stromversorgung. Die Elektrizität dieser alpinen Haushalte stammt aus der Sonnenlicht nutzenden Fotovoltaik-Anlage auf dem Dach und aus hauseigenen Kleinst-Wasserkraftwerken. Dank großer Fallhöhen braucht manche dieser Mini-Turbinen nur 1,5 Liter Wasser pro Sekunde. Solche modernen Maschinchen wirken kleiner als gewöhnliche Mülleimer. Im Turbinengehäuse dreht sich ein Pellton-Rad mit kleinen Schaufeln daran. Fast so wie bei ihren Vorgängerinnen aus den 20er-Jahren. Bauern unter Strom – Geschichte mit Zukunft?

ANMERKUNGEN

- 1 Der Verfasser dankt Manfred und Sigrid Jakob für ihre Vermittlungsbemühungen und besonders Albert Schwegele für seine vielen Auskünfte.
Der Verfasser dankt an dieser Stelle allen, die Auskünfte gaben. Hierbei möchte sich der Verfasser unter anderem bei Ralph Poschenrieder, Familie Schöllhorn, Nikolaus Burger, Friedrich Schmid, Jörg Neukamp, Irene Pill-Rademacher, Dr. Andreas Dornheim, Ursula Winkler, Josef Dennenmoser, Erwin Hofmann, Manfred Lüttke, Dr. Franz Alt, Dunja Fischbach, Klaus Hoheisel und Hermann Spieß bedanken.
Der Verfasser dankt außerdem Dr. Rainer Jensch für die Vermittlung eines wichtigen Gesprächs mit einer Bauersfamilie in Bodnegg, Landkreis Ravensburg.
Besonders dankt der Verfasser seiner Mutter, die ihm half, die für ihn nicht immer leicht zu lesende Handschrift alter Urkunden zu entziffern.
- 2 «Löfelfelturbine»: nach Auskunft von Dipl.-Ing. Josef Dennenmoser eine «Pellton-Turbine».
- 3 Der Verfasser lebt selbst in der ehemaligen Rotismühle, Gemeinde Leutkirch, Landkreis Ravensburg, befasst sich seit etwa fünf Jahren tiefergehend mit Wasserkraft und hat dabei dutzende von Wasserkraftanlagen in Oberschwaben besucht. Daher glaubt er, beurteilen zu können, was in Oberschwaben eine hohe und was eine tiefere «Fallhöhe» ausmacht. Je größer die «Fallhöhe» (bei gleicher Wassermenge), desto größer die Triebwerksleistung.
In der ehemaligen Rotismühle befindet sich eine Francis-Turbine aus den frühen 20er-Jahren. Erlaubt es die Wassermenge der Hofser Ach, betreibt diese Turbine eine Wärmepumpe. Heizöleinsparung: angeblich bis zu 4000 Liter pro Jahr.
Fast immer läuft in der ehemaligen Rotismühle eine zweite, eine Ossberger Turbine von 1950. 1997 – eines der wasserärmsten Jahre seit langem – erarbeitete diese Turbine rund 67000 Kilowattstunden Strom. (Eine Privatperson verbraucht im EVS-Versorgungsgebiet etwa 1200 Kilowattstunden Strom.) Kohlendioxid-Belastung der Umwelt in kleinen Laufwasserkraftwerken: 0 Gramm CO₂. Eine Kilowattstunde Strom aus dem Kohlekraftwerk Heilbronn bewirkt – nach EVS-Angaben – etwa 1 Kilo des Hauptklimakillers CO₂.
- 4 Vergleiche dazu Anmerkung 3.
Während der Nacht, in der dieser Aufsatz fertig geschrieben wurde, kontrollierte der Verfasser zweimal, ob die elektronische Steuerung die Turbine entsprechend der sommerlich knappen Wassermenge einstellte.
- 5 Bernhard Stier: Württembergs energiepolitischer Sonderweg. Kommunale Stromselbsthilfe und staatliche Elektrizitätspolitik 1900–1950. Seite 227–279, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, 1995. Hier Seite 228.
Erst das neue Energiewirtschaftsgesetz von 1998 brach diese ausschließliche Verteiler-Rolle der großen Monopole – zumindest auf dem Papier.
- 6 Vergleiche Anmerkung 5, Seite 227.
- 7 Vergleiche Anmerkung 5, Seite 228.
- 8 Zu Oberschwaben sei hier auf die Firmenchronik von Karl Bauer verwiesen: Geschichte der Papierfabrik Baienfurt, Stora Baienfurt 1998. Bauer weist nicht nur auf den bekannten Maschinenbau- und Wasserbautechniker Walter Zuppinger («Zuppinger Rad») hin, sondern betont: «Die Wasserkraft hatte wesentlichen Einfluss auf die Rentabilität des Werkes.» Als weitere Quelle sei hier der Rundbrief von Roman Christmann aus Leutkirch-Schmidfelden vom 31. März 1998 genannt. Der Erbe des ehemaligen Glasmacherdorfes Schmidfelden (die eigentliche Glasherstellung lief in Schmidfelden wohl von 1824 bis 1898) weist dort auf die nicht zuletzt geschichtlich begründete Bedeutung der Wasserkraft für den Ort Schmidfelden hin. Wasserkraft versorgt das Dorf noch heute mit Strom.
- 9 Walter Ziegler: «So hat auch die Fabrik ihre Licht- und Schattenseite.» Zur Geschichte der Baumwollspinnereien und Weberei Altenstadt und Kuchen, in: Christel Köhle-Hezinger und Walter Ziegler (Herausgebende): «Der glorreiche Lebenslauf unserer Fabrik.» Zur Geschichte von Dorf und Baumwollspinnerei Kuchen. Weißenhorn 1991, Seite 57–138, hier Seite 70.
- 10 Frieder Schmid: Von der Mühle zur Fabrik. Die Geschichte der Papierherstellung in der württembergischen und badischen Frühindustrialisierung. Ubstadt-Weiher 1994, Seite 455.
- 11 Energie Versorgung Schwaben AG: Geschichte der Stromversorgung im württembergischen Allgäu. Stuttgart 1993, Seite 4.
- 12 Wie Anmerkung 11, Seite 3.
- 13 Vergleiche dazu auch: Wolfgang Leiner: Der Bezirksverband Oberschwäbische Elektrizitätswerke (OEW) 1909 bis 1918. EVS-Hausdruckerei, Stuttgart 1982, Seite 56. Vergleiche ebenso Anmerkung 14.
- 14 10 Jahre OEW. Denkschrift des Bezirksverbands Oberschwäbische Elektrizitätswerke, Biberach 1925, Seite 16.
- 15 Vergleiche dazu einen Zeitungsartikel des Verfassers im «Schwarzwälder Boten» vom 17. September 1994 unter dem Titel: Ein Kraftakt für die Iller.
- 16 Vergleiche Anmerkung 5, Seite 253–254.
Stier macht darauf aufmerksam, dass die «Rheinisch Westfälischen Elektrizitätswerke» RWE ebenfalls 42,5% an den Vorarlberger Illwerken übernahmen – sozusagen strohmannmäßig gedeckt über die Heilbronner GROWAG.
- 17 Vergleiche dazu auch Werner Konold: Oberschwäbische Weiher und Seen. Teil I. Geschichte – Kultur. Herausgegeben von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz, Karlsruhe 1987, Seite 21, 22 und 39.
- 18 Ehrenfried Heller: Als der Strom kam. Geschichte der Elektrifizierung am Beispiel Fränkische Schweiz. Erlangen 1992, Seite 185.
- 19 Lutz Dietrich Herbst: Wasser auf die Mühlen des Gewerbes. Die Nutzung von Wasserkraft in Oberschwaben vom Mittelalter bis heute, in: Landeszentrale für politische Bildung Stuttgart (Herausgeberin): Der Bürger im Staat, Nr. 46, 1996, Seite 23–29, hier Seite 28.
- 20 Wie Anmerkung 5, Seite 229.
- 21 Diese Studie liegt im EVS-Archiv.



Sibylle Setzler Bildgeschichten aufgedeckt: Der Tübinger Passionsaltar von Hans Schäufelein

Frisch restauriert ist der Tübinger Passionsaltar seit kurzem der Öffentlichkeit wieder zugänglich. Schäden wurden ausgebessert, «Ver-Restaurierungen», Nachmalungen der Vergangenheit behutsam zurückgenommen, so dass sich dem Betrachter wieder weitgehend der ursprüngliche Bildeindruck bietet. Der Altar steht in der Tübinger Stiftskirche vor der Chorwand unter dem Lettner auf einem einfachen Sockel.

Sein ursprünglicher Standort in der Kirche ist ungeklärt, seine einstige Verwendung als Hochaltar auszuschließen. Lange Zeit wurde auch die Urheberschaft Hans Schäufeleins kontrovers diskutiert, allenfalls wollte man die Malereien als Gesellenarbeit aus seiner Werkstatt gelten lassen. Doch auf der Mitteltafel, am Fußblock des rechts stehenden Kreuzes mit dem bösen Schächer, befindet sich unter

einer Signatur und der Jahreszahl 1520 eine kleine Schaufel, eindeutig das Künstlerzeichen Hans Schäufeleins, der nach seiner Lehrzeit bei Albrecht Dürer und Hans Holbein d. Ä. als Maler und Grafiker schon in jungen Jahren bedeutende Aufträge erhalten hat. Seit 1515 war er Stadtmaler in Nördlingen und unterhielt dort eine große Werkstatt. Anders hätte er sein umfangreiches Oeuvre – über 50 Altäre und Tafelbilder, etwa 1200 Holzschnitte, mehr als 80 Handzeichnungen und Entwürfe für Glasmalerei – nicht erstellen können.

Qualitätsunterschiede in der malerischen Ausführung, wie sie am Tübinger Altar zu beobachten sind, weisen auch zahlreiche andere Gemälde Schäufeleins auf, sodass seine Urheberschaft am Tübinger Passionsaltar heute nicht mehr ernsthaft bestritten wird.

In geschlossenem Zustand zeigt der Altar auf beiden Flügeln, also auf der so genannten Werktagsseite, eine einzige zusammengehörende Szene: Christus und die Jünger im Garten Gethsemane. Im Vordergrund sieht man die schlafenden Jünger, dahinter links den betenden Christus und rechts, weiter abgesetzt und kleiner, die herbeieilenden Häscher mit Judas, dem Verräter. Ganz vorne auf dem rechten Flügel kniet die nicht näher gekennzeichnete Stifterfamilie. Auch bei geöffneten Flügeln, der Sonn- und Feiertagsseite also, zeigt der Altar eine thematische Einheit, Szenen der Passion, die von links nach rechts zu lesen sind: eine Kreuztragung, eine figurenreiche Kreuzigungsszene und eine Beweinung Christi. Die Zusammengehörigkeit der Tafeln wird durch eine etwa gleich hohe Horizontlinie betont, zudem wird – im Gegensatz zur Werktagsseite, die einen naturalistischen Horizont wiedergibt, – das Firmament von einem Goldhintergrund bedeckt, wie dies traditionell auf fast allen Retabeln des Mittelalters vorzufinden ist. Auf engem Raum drängen sich auf der linken Tafel eine Vielzahl von Freunden und Feinden um den kreuztragenden Christus. Die rechte Tafel trägt neben der Beweinung vorne noch zwei weitere kleine Szenen im Hintergrund: die Grablegung und den Golgatha-Hügel nach der Kreuzabnahme.

Christus öffnet das himmlische Jerusalem

Am eindrucksvollsten ist die Kreuzigung auf der Mitteltafel dargestellt. Unterhalb des geschnitzten Maßwerks erscheint das Karfreitagsgeschehen in einem bühnenartigen Aufbau. Im Vordergrund stehen die drei Kreuze, links und rechts die der Schächer, in der Mitte etwas zurückgesetzt und damit herausgehoben der gekreuzigte Christus mit zwei Gruppen von Menschen. Auf der linken Seite vom Betrachter aus, der rechten von Christus und damit wichtigeren Seite, stehen die trauernden Frauen mit Johannes, die Freunde, rechts die Feinde Christi. Im Mittelgrund erstreckt sich eine Landschaft; zwei begangene Wege führen zur Silhouette einer Stadt und zu einem steil im Hintergrund aufragenden Berg, der mit einer Burg bebaut ist. Darüber liegt der vergoldete Horizont, als Sinnbild des Paradieses oder des himmlischen Jerusalem, den Ort, den Christus durch seinen Kreuzestod für alle aufgeschlossen hat.

Viele Einzelheiten dieser Darstellung, die den Berichten über das Passionsgeschehen in den Evangelien wie auch den Legenden folgen, sind immer wieder auf den Kreuzigungsbildern des Mittelalters zu finden. So der Verbrecher links, der Jesus um



Der geschlossene Passionsaltar von Hans Schüpflein.

Gnade angefleht hat (Lukas 23,40–43), der mit Essig getränkte Schwamm, das Losen um die Kleidung Christi und die Trauernden unter dem Kreuz (Johannes 19,23–29). Die Lanze erinnert an die Überlieferung über den Hauptmann Longinus, der durch die Zeichen, die bei Christi Tod geschahen, gläubig wurde, der Totenschädel und das herumliegende Gebein deutet auf den Namen Golgatha als Schädelstätte und darauf, dass Christus auf dem Grab Adams gekreuzigt worden sei.

Ganz besonders hat aber Hans Schüpflein die Darstellung der Personen, der Gruppen und der Landschaft aufeinander bezogen und dadurch zwei deutlich voneinander geteilte Bildhälften geschaffen. Den Mittelpunkt bildet selbstverständlich Christus und sein Leiden am Kreuz. Genau im Zentrum, durch den mittleren Maßwerkbogen bekrönt, ist er der Einzige, der frontal auf den Betrachter ausgerichtet ist, ihn zum Mitleiden herausfordernd.

Rechts vom Kreuz befinden sich nicht nur die Feinde Christi und der böse Verbrecher, uneinsichtig für alle Zeiten gestorben, auch die Landschaft spiegelt diesen Zustand, der keine Gnade verheißt, wieder. Die Horizontlinie fällt auffallend ab über einer graublauen eintönigen Fläche, die helle Stadtsilhouette endet unter dem Lendentuch Christi, ganz rechts begrenzen dunkle Bäume das Bild.

Links dagegen befindet sich ein vielfältig gegliedertes Terrain in leichten Farben, vor allem hellen Grüntönen, mit einem See, einer freundlichen Stadt mit Zinnen und Türmen sowie mit einer Burg. Die belebten Wege, die auf das Stadttor auf der rechten Seite führen, versinnbildlichen wohl den Lebensweg, der auf verschiedenen Fährten zum Ziel, der himmlischen Stadt Jerusalem, führen kann. Die besondere Wertigkeit der linken Bildhälfte wird durch den guten Schächer verstärkt, der aufwärts schauend schon das Tor zur Seligkeit zu erblicken scheint.

Die Gewänder und Physiognomien begleiten diesen Eindruck. Zarte, idealisierte Gesichter hier, ungeschönte, eher hässliche dort, in klaren Farbtönen leuchtende Gewänder bei den Trauernden, dunklere Kleidungen bei der Gegenseite. Und doch verheißt der Kreuzestod Christi auch den Feinden Gnade, die ihn – wenn auch spät – doch noch als ihren Herrn erkennen. Das zeigt sich in der sich dem Kreuz zuwendenden Person des Hauptmanns, der mit einigen anderen, die *mit ihm Jesus bewachten*, an dem Erdbeben, das dem Verschenden von Jesus folgte, erkannte: *Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen* (Matthäus 27,54). Diese Worte trägt das Spruchband auf der rechten Seite und fügt so dem Geschehen von Golgatha eine weitere Qualität der Hoffnung auch für diejenigen hinzu, die sich noch

als seine Feinde betrachten oder dem Oster-Geschehen ungläubig oder uninteressiert gegenüberstehen.

Dürer und Rathgeb als Vorbilder

Bei den Flügelaußenseiten wie auch bei der Kreuztragung hat Schäufolein Albrecht Dürers Große Passion als Vorlage gedient, bei der Beweinung und den Nebenszenen kann die Kleine Holzschnittpassion Dürers seinem Schüler Anregungen gegeben haben. Das Kreuzigungsbild zeigt an einigen Stellen Anklang an Jörg Ratgeb's Golgathabild auf dem Herrenberger Altar von 1519.

Verschiedene Vorbilder zu benutzen, ja zu kopieren, galt im Mittelalter als besonders erstrebenswert, wurde oft auch von den Stiftern ausdrücklich gewünscht. Dass sich Hans Schäufolein auf dem Tübinger Passionsretabel an Grafiken Dürers und dem Werk Rathgeb's orientiert hat, also an sehr fortschrittlichen Künstlern seiner Zeit, heißt, dass auch er sich zu diesem Künstlerkreis zählte. Und wie das Retabel in der Tübinger Stiftskirche trotz einiger malerischer Schwächen beweist, erhebt er diesen Anspruch nicht ganz zu unrecht.

LITERATUR

Jantzen, Hermann: Stiftskirche in Tübingen, Stuttgart, 1993. Lexikon der Kunst, Leipzig, 1994, Band VI, S. 455f.

Leserforum

Wandern mit der Ermstalbahn

Das auf Seite 322, links unten, über den Ort Neuhausen an der Erms Gesagte, dass Herzog Karl Eugen das Dorf 1750 vom Kloster Zwiefalten zurückgekauft habe, ist so nicht stimmig.

Württemberg hatte schon lange die Vogtei über das Kloster Zwiefalten. Anstatt diesem beizustehen und es hilfreich zu fördern, hat Herzog Karl Eugen, wie Zwiefalten der Vogtei ledig sein wollte, um die Reichsstandschaft zu erlangen, um also Reichsabtei zu werden, dieses erpresst und es zur kostenlosen Abgabe der drei Orte Ödenwaldstetten, Großengstingen und Neuhausen an der Erms gezwungen, außerdem zu einer Zahlung von 210 000 Gulden an Württemberg. Gekauft wurde dieses Dorf also von Württemberg überhaupt nicht, zumal der neue Besitzer Geld bekam – und nicht wenig! –, und zurück kam Neuhausen auch nicht, weil es vorher nie zu Württemberg gehört hatte.

Kurt Sautter, Stuttgart-Rohr

Ihre Zeitschrift ist sehr gut und wird von mir, als ein in Berg Geborener, gerne gelesen. Auch habe ich in Tübingen studiert, das Examen gemacht, und war in der Burschenschaft Germania aktiv. Sie ist die älteste Verbindung (1816 gegr.) und hat ihr Haus, die Eifertei, neben dem Uhlandhaus, am Fuße des Österbergs. Dieser Altbau aus dem letzten Jahrhundert wurde 1930 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. Durch eine französische Bombe, welche der Brücke galt, aber hinter dem Uhlandhaus einschlug, wurde dieses und ein Teil unseres Hauses zerstört. Das Denkmal von Graf Eberhard im Bart wurde nicht getroffen, als junger Student war ich ihm einmal auf der Schulter gesessen.

Es handelt sich also auf dem **Bild SH 1999/4, Seite 423**, um das «Germanenhaus». Das Gebäude rechts am Ende der Brücke ist die Gastwirtschaft «Neckarmüllerei». Das Schwabenhaus liegt 300 Meter neckarabwärts und ist heute Studentenheim. Das heutige Schwabenhaus liegt auf dem Österberg.

Prof. Dr. med. Rudolf Haußer, Löwenstein

WERNER BUCHHOLZ (Hrsg.): **Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven.** Schöningh Verlag Paderborn 1998. 458 Seiten. Hardcover DM 98,-. ISBN 3-506-71802-9

Die landesgeschichtliche Tradition in ihrer breiten Vielfalt zu erfassen und einen umfassenden Überblick über die konkrete historische Forschung zur Landesgeschichte in den verschiedenen historischen Kulturlandschaften Deutschlands zu gewinnen, das war Ziel einer 1995 in Greifswald durchgeführten Tagung zur vergleichenden Landesgeschichte. Ein Sammelband, der nicht nur die Beiträge der Redner, sondern auch weitere Aufsätze zum Thema beinhaltet, ist nun erschienen.

Eingeleitet wird der Band mit einem Überblick über die zahlreichen unterschiedlichen Konzepte von Geschichtlicher Landeskunde und Religionsgeschichte, ihrer Entwicklung von den Anfängen, über ihre unterschiedliche Ausrichtung und Schwerpunktsetzung im geteilten Deutschland bis hin zum heutigen Selbstverständnis der Disziplinen Landesgeschichte und Landeskunde. Den wesentlichen Teil der Publikation nehmen Beiträge ein, in denen Vertreter aus West und Ost über Forschungsstand und aktuelle Arbeitsschwerpunkte in ihrem jeweiligen Bereich informieren. In diesem Zusammenhang wird von einigen Autoren über die regionale Entwicklung ihrer Disziplin berichtet und deren wissenschaftstheoretische und methodische Grundlagen dargelegt. Interessant sind hier insbesondere der Aufsatz über die kooperierende landesgeschichtliche Forschung im internationalen Schnittpunkt Saarland-Lothringen-Luxemburg sowie ein Vergleich zwischen deutscher Landesgeschichte und ungarischer Lokalgeschichte.

Daneben finden sich Aufsätze, die konkret durchgeführte oder noch laufende Projekte in den Bereichen Landesgeschichte und Geschichtliche Landeskunde vorstellen; beispielsweise ein Beitrag, der sich mit der *Bedeutung von Kirche und Glaube für die Identität einer historischen Landschaft – aufgezeigt am Beispiel Frankens* beschäftigt, oder ein Bericht über die Verwendung elektronischer Datenbanken in der Landesgeschichte. Sehr informativ ist auch ein Aufsatz, in dem exemplarisch neuere Publikationen zur bayrischen Geschichte in der Frühen Neuzeit vorgestellt werden, da die kurzen Inhaltsangaben einen Einblick geben, was in der Praxis, an der Basis landesgeschichtlicher Forschung, aktuell geleistet wird.

Erst bei diesen Themen fängt der Sammelband dann auch an, den Leser zu fesseln, denn der Großteil der Beiträge ist doch sehr theorielastig und nur für den Wissenschaftler aufschlussreich. Dagegen machen die Praxisberichte dem interessierten Laien und Hobbyhistoriker

deutlich, mit welchen Themen sich Landesgeschichte und Geschichtliche Landeskunde beschäftigen, welche Erkenntnisse sich aus der Auseinandersetzung mit räumlich eingegrenzten Themen gewinnen lassen, welche Vorteile interdisziplinäre Forschungsarbeit mit sich bringen kann und wo Desiderate vorhanden sind.

Kerstin Laschewski

REGINA KEYLER (Bearb.): **Das älteste Urbar des Priorats Reichenbach von 1427.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Band 51). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1999. XXVI, 222 Seiten. Pappband DM 38,-. ISBN 3-17-015562-8

Obwohl das Priorat Reichenbach, 1082 als Hirsauer Eigenkloster gegründet, nie selbstständig wurde und rechtlich immer dem Mutterkloster unterstellt blieb, verfügte es über gewisse Eigenständigkeiten. Dazu gehörte insbesondere die Verwaltung des recht umfangreichen, auf über 60 Orte verteilten Grundbesitzes, der seinen Schwerpunkt am oberen Neckar zwischen Rottenburg und Sulz, im oberen Nagoldtal, im oberen Murgtal und in der Nähe von Karlsruhe hatte. Eine detaillierte Auskunft über diesen Besitz, über seinen Erwerb, über seine Größe, Lage, Nutzung, über die daraus resultierenden Einnahmen und Ausgaben, über die ihn bewirtschaftenden Personen gab ein 1427 angelegtes Verzeichnis, ein sogenanntes Urbar, das 1944 bei einem Luftangriff auf Stuttgart verloren ging.

Der Autorin gelang es nun, aus Abschriften des Originals, die Anfang des 17. Jahrhunderts gefertigt worden waren und sich heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart befinden, das alte Urbar zu rekonstruieren. Dies ist umso bedeutsamer, als in ihm nicht nur der Zustand von 1427 festgehalten war. Das Urbar war vielmehr stellenweise, etwa für den Besitz Reichenbachs in der Stadt Horb, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts fortgeschrieben, *renoviert* worden, zudem waren in ihm auch Urkunden, Verträge, Zustände aus der Zeit davor erfasst.

Regina Keyler hat mit der vorliegenden Publikation aber nicht nur ein wichtiges Zeugnis der Klostersgeschichte ediert, das die Grundherrschaft des Klosters aus herrschaftlicher Sicht, ihren Umfang, ihren Inhalt und ihre Organisationsstruktur beschreibt, sondern auch eine hervorragende historische Quelle, die neue Erkenntnisse ganz allgemeiner Art etwa zur Sprachgeschichte – über Personennamen, Flurnamen, Ortsnamen – erlaubt oder zur Landschafts- und Kultur-, zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte ermöglicht.

Wilfried Setzler

SABINE HOLTZ und DIETER MERTENS (Hrsg.): **Nicodemus Frischlin (1547–1590). Poetische und prosaische Praxis unter den Bedingungen des konfessionellen Zeitalters.** frommann-holzboog Verlag Stuttgart 1999. 618 Seiten. Broschiert DM 198,-. ISBN 3-7728-1832-3.

Eine großartige Laufbahn, eine steile Karriere eröffnete sich dem 1547 in Balingen geborenen Nikodemus Frischlin schon in jungen Jahren. Nach der in Württemberg klassischen Ausbildung – Lateinschule, evangelische Klosterschule, Studium am evangelischen Stift – erhielt er 1567 im Alter von noch nicht 20 Jahren eine außerordentliche Professur für Poetik und Geschichte an der Universität Tübingen. Ein Jahr später verband ihn seine Heirat mit Margarete Brenz mit einer der führenden Familien im Herzogtum Württemberg. Schließlich machte sich der erfolgreiche und ehrgeizige Hochschullehrer bald einen Namen als Literat, als württembergischer Hofpoet. Seinem Erstlingswerk 1569, einer lobenden Beschreibung der württembergischen Bildungseinrichtungen, folgten lateinische Komödien, die ein zahlreiches Publikum fanden und ihm – neben der Hochzeitsbeschreibung von 1575 – die Gunst Herzog Ludwigs einbrachten. Ja seine Dichtkunst fand weit über Württemberg hinaus Beachtung und Anerkennung: 1576 ernannte ihn Kaiser Rudolf II. zum poeta laureatus; ein Jahr später verlieh er ihm die Hopfpalzgrafenwürde.

Doch Ruhm erweckt, bekanntlich, auch gefährliche Neider. Sein einstiger Ziehvater Martin Crusius, wie Frischlin Professor in Tübingen, nur älter und damit ehrwürdiger, wurde zu seinem größten Kritiker, Gegner, schließlich unerbittlichen, hasserfüllten Feind. Mit Alkoholexzessen, verbalen Provokationen und Kollegenspott bot Frischlin seinen Gegnern allerdings auch breite Angriffsflächen; seine 1580 gehaltene Rede vom (unsittlichen) Landleben der Junker brachte neben den Kollegen den ritterschaftlichen Adel gegen ihn auf. Es begann ein Kesseltreiben, das 1582 beendet schien, als Frischlin die Tübinger Professur aufgab und einen Ruf als Rektor der Landesschule in Laibach/Slowenien annahm. Doch der Weg führte in die Katastrophe: Der Streit wurde trotz der Entfernung erbitterter denn je fortgesetzt. Als schließlich Frischlin gar die Gnade Herzog Ludwigs verlor, indem er die hoheitlichen Rechte des württembergischen Staates in Frage stellte, kam es zur Gefangennahme und Auslieferung. Beim Fluchtversuch aus der Festung Hohenurach stürzte der Inhaftierte 1590 zu Tode.

In vorliegendem Band, der zwanzig Aufsätze ausgewiesener Fachleute – Literatur- und Geschichtswissenschaftler – vereint, werden Aufstieg und Fall, Person und Werk, persönliches und materielles Umfeld ausführlich ausgeleuchtet, die politischen und sozialen Bedingtheiten seiner Zeit vorgestellt und dabei ein anschauliches, umfassendes Bild nicht nur von Nikodemus Frischlin und seiner akademischen Umwelt, sondern auch ganz allgemein von seiner Zeit, die von konfessionellen Spannungen geprägt war, aufgezeigt. *Wilfried Setzler*

Jüdisches Leben auf dem Lande. Hrsg. von MONIKA RICHARZ und REINHARD RÜRUP. (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts, Band 56). Mohr Siebeck Tübingen 1997. DM 98,-. ISBN 3-16-146842-2.

Jüdisches Leben auf dem Land geriet erst spät, dann aber intensiv in das Blickfeld derjenigen, die sich mit der Geschichte der deutschen Juden befassen. Geschichtswissenschaftler, Heimatforscher und Geschichtswerkstätten beschäftigen sich seit geraumer Zeit mit dem ländlichen Judentum, jeweils mit ihren eigenen Ansätzen und Methoden. Das Interesse für die Dorfjuden, das heute *größer und freundlicher ist als es zu ihren Lebzeiten war* (Utz Jeggle), hält seit nunmehr zehn, fünfzehn Jahren an. Für das Leo-Baeck-Institut war das ein Anlass, die Erträge der bisherigen Arbeiten in einem Sammelband zusammenzutragen. Er basiert auf den Beiträgen einer Konferenz, die schon 1992 im Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld stattfand. Mit einem erhellenden Überblick über die Forschungsansätze und -entwicklung wie über deren Schwachpunkte und Lücken gelingt es Monika Richarz, den zeitlichen Abstand zwischen der Tagung und dem Erscheinen der Publikation zu überwinden. Eindrücklich warnt sie dabei vor einer Verklärung jüdischen Lebens auf dem Lande, von der gerade viele Lokalstudien, aber auch viele biografische Rückblicke nicht frei sind.

Die Beiträge spannen einen zeitlichen Bogen von der frühen Neuzeit über die Emanzipationszeit bis hin zur Vernichtung im Holocaust. Friedrich Battenberg nimmt sich mit den jüdischen Niederlassungen in der frühen Neuzeit eines noch kaum bearbeiteten Bereichs an und kann den bislang behaupteten unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Austreibung der Juden aus den Städten und der Neuansiedlung der Vertriebenen auf dem Land am Beispiel der Reichsstadt Heilbronn wesentlich differenzieren. In Heilbronn suchten die Ausgetriebenen nicht nur bis ins 18. Jahrhundert hinein nach einer Möglichkeit zur Rückkehr in die Reichsstadt. Sie wählten auch bevorzugt andere (Reichs-)Städte wie Wimpfen oder Weinsberg als Zufluchtsorte bzw. siedelten in «Vorstädten», die ihnen eine Fortsetzung ihrer gewohnten urbanen Lebensführung erlaubten.

Der Prozess der «Verländlichung» – noch Anfang des 19. Jahrhunderts wohnten 80 Prozent aller Juden in Deutschland auf dem Land – setzte also nur allmählich ein, durch Binnenwanderungen und von gezielter «Peublierungspolitik» reichsritterschaftlicher Territorialherren begleitet. Welche Auswirkungen dies auf das Gemeindeleben und die in der Zerstreung kaum zu realisierenden Religionsvorschriften hatte, untersucht Stefan Rohrbacher, die Einflüsse auf die Wirtschaftstätigkeit sind der Gegenstand von Michael Tochs Untersuchung. Wie gering aber letztlich die Änderungen in der religiösen Praxis und Kultur waren, schildert Mordechai Breuer. Dass die Gemengelage konkurrierender Herrschaften einen

gewissen Schutz bot, zeigt idealtypisch die Entwicklung von Fürth, wo sich die kleine jüdische Niederlassung im Windschatten der Konkurrenz von Bamberger Domprobstei, der Reichsstadt Nürnberg und den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach zur größten Judengemeinde in Süddeutschland entwickeln konnte.

Die folgenden Themenblöcke behandeln – mit Ausnahme von Christhard Hoffmanns Beitrag über den Alltag in der Verfolgung und Jacob Boruts Untersuchung des religiösen Lebens auf dem Lande während der Weimarer Republik – im wesentlichen die Zeit der Emanzipation. Im Gegensatz zu den Abhandlungen über die frühe Neuzeit können sie deshalb, wie etwa Jacob Toury bei seiner Darstellung des Antisemitismus im ländlichen Hessen in den 1880er-Jahren oder Reinhard Rürup bei der Analyse der Emanzipationsdebatten in süd- und südwestdeutschen Landtagen, quellenmäßig aus dem Vollen schöpfen.

Erfreulicherweise hat sich das noch neue Interesse an der Sachkultur der auf dem Lande lebenden Juden in dem Band bereits niedergeschlagen. So untersucht Annette Weber die alles andere als «ländliche» Ausstattung der Landsynagogen, wie sie in der Fotosammlung Harburger [siehe Schwäbische Heimat 1999/2] dokumentiert sind, und kommt zu bemerkenswerten Erkenntnissen über die soziale wie religiöse Struktur der Landgemeinden. Frowald G. Hüttenmeister stellt die Genisot, das sind Aufbewahrungsorte für nicht mehr benutzte Gebetbücher und andere religiöse Schriften, aber auch Gegenstände als Geschichtsquelle vor, warnt aber auch davor, sie als unmittelbare Spiegelung des tatsächlichen religiösen Lebens misszuverstehen.

Der jüdischen Familie und damit der Rolle der jüdischen Frauen sowie dem jüdischen Schulwesen auf dem Land und den «Landjuden» in der Literatur (Paula Hyman, Gisela Roming, Uri Kaufmann, Rainer Sabelleck, Michael Schmidt) sind die Aufsätze des letzten Themenblocks gewidmet. Den Abschluss setzt Utz Jeggles «Nachrede», die die «Erinnerungsarbeit» in den ehemaligen «Judendörfern» analysiert und damit das «historische» Thema in unsere Gegenwart holt. Denn die Dorfbewohner kämpfen, zwar in anderen Formen als die in den im Umgang mit Denkmälern geübten Städter, dennoch mit dem selben Problem: mit *der Zumutung, das Unfassbare zu bewahren*.

Allen, die sich mit der Geschichte der Juden in ihrem lokalen, ländlichen Umfeld befassen, wird dieser Sammelband einen anregenden, aufschlussreichen und vielseitigen Einblick in den aktuellen Stand der Erforschung des jüdischen Lebens auf dem Lande vermitteln und gleichzeitig viele ortsbezogene Vergleichsmöglichkeiten bieten.

Benigna Schönhagen

HAP Grieshaber. Die Werke in der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart. Texte und Bestandskatalog von PETRA VON OLSCHOWSKI mit Beiträgen von Margot Fürst, Ulrike Gauss und Andreas Schalhorn sowie einer Bibliografie von Gerhard Fichtner. Hatje Cantz Verlag Ostfildern 1999. 352 Seiten mit 430 Farbabbildungen. Fester Einband DM 128,-. ISBN 3-7757-0200-8.

Der Holzschnneider, Zeichner, Maler und Lehrer HAP Grieshaber (1909–1981) hat in den einzelnen Schaffensperioden seines Lebens ein differenziertes Werk geschaffen, das sich einer ständig wachsenden Beliebtheit erfreut. Anlässlich seines 90. Geburtstags haben dies zahlreiche Ausstellungen in seiner Wahlheimatstadt Reutlingen und in Stuttgart belegt.

Aus diesem Anlass wird nun auch erstmals der gesamte Bestand der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart an Holzschnitten, Entwürfen, Gouachen, Büchern und Plakaten in einer Publikation vorgestellt. Da die Sammlung repräsentative Werke aus den zentralen Werkgruppen besitzt – von den frühen Holzschnitten über Entwürfe und Drucke aus der Zeit, in der er als Dozent an der Bernsteinschule lehrte, die sogenannte «Bernstein-Zeit», oder die Gouachen zu dem Zyklus «Der Totentanz in Basel» bis zu seinem Spätwerk –, bietet der Band einen Überblick über die gesamte künstlerische Entwicklung Grieshabers.

Petra von Olschowski führt mit fundierter Sachkenntnis in die einzelnen Werkgruppen ein, hat außerdem einen großen Teil der abgebildeten Beispiele prägnant beschrieben – aus Kostengründen sind nicht alle Blätter reproduziert – und den anschließenden Katalog erstellt. Der Plakatkunst Grieshabers, die für ihn nicht Anhängsel seines opulenten Schaffens war, sondern als eigenständige Werk-gattung angesehen werden kann, ist ein besonderer Abschnitt mit eigenständigem Katalog gewidmet, von Andreas Schalhorn bearbeitet.

Ein Interview mit Margot Fürst, der Nachlassverwalterin des Werkes von HAP Grieshaber, gibt einen lebendigen Einblick in das Leben des Künstlers, sein künstlerisches Schaffen und seinen Freundeskreis. Als langjährige Wegbegleiterin hat sie auch die Biografie erstellt. Eine vollständige Bibliografie mit 1227 Titeln ermöglicht allen, die sich mit Grieshaber beschäftigen, jetzt einen schnellen Zugriff zu Büchern von und über den Künstler, zu Illustrationen und Umschlägen, Katalogen und Ausstellungsverzeichnissen wie auch zu Texten von und über ihn. Indizes der Namen, die in der Bibliografie vorkommen, der Titel in alphabetischer Reihenfolge sowie der Referenzen, die einen Vergleich mit früheren Verzeichnissen der Veröffentlichungen ermöglichen, erweitern die Publikation zu einem hervorragenden Nachschlagewerk.

Für die vielen Freunde HAP Grieshabers ist dieses Buch, noch dazu mit den über 400 ganz ausgezeichneten Abbildungen, sicher ein ästhetischer Genuss und eine Möglichkeit, ihn noch besser kennen und sehen zu lernen.

Sibylle Setzler

Frauen und Revolution. Strategien weiblicher Emanzipation 1789 bis 1848. Hrsg. von Frauen & Geschichte Baden-Württemberg, Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Silberburg-Verlag Tübingen 1998. 288 Seiten mit sieben Abbildungen. Gebunden DM 29,80. ISBN 3-87407-270-3.

Im Veranstaltungsmarathon zur 48er-Revolution, die in den vergangenen eineinhalb Jahren landauf, landab *gefeiert* wurde, sollten sie zwischen all den Freiheitshelden nicht untergehen: die Frauen und ihr Beitrag zur Revolution. Deshalb hat der Verein Frauen & Geschichte Baden-Württemberg Ende 1997 versucht, der Marginalisierung von Frauen im Revolutionsgedenken entgegenzuwirken, getreu der Erkenntnis von Louise Otto, einer der bekanntesten Anhängerinnen der 48er-Revolution und Gründerin des Allgemeinen deutschen Frauenvereins: *Die Geschichte aller Zeiten (...) lehrt, dass diejenigen auch vergessen wurden, welche an sich selbst zu denken vergaßen!* Deshalb zogen die Historikerinnen vorab auf einer Tagung Bilanz und fragten: Wie hat sich das Verhältnis der Frauen zu den Revolutionen von 1789 und 1848 gestaltet? Welche Wirkung haben diese Revolutionen auf die Geschlechterverhältnisse gehabt? Wo liegen dabei die Differenzen und Gemeinsamkeiten zwischen 1789 und 1848?

Nun können Frau und Mann die Beiträge in einem Tagungsband nachlesen. Sie entfalten ein breites methodisches wie inhaltliches Spektrum, reichen von der konkreten historischen Spurensuche nach den «vergessenen Töchtern der Revolution», über biografische Beiträge bis zu Fragen der Historiografie und Vermittlung weiblicher Revolutionsgeschichte in Medien, Filmen und Museen. Claudia Opitz umreißt am Beispiel der Salonières, also der Frauen der gesellschaftlichen und kulturellen Elite, und der Sansculottinnen unterschiedliche Formen der Politisierung, die eben nicht nur vom jeweiligen Stand, sondern auch vom Geschlecht abhingen. Gabriella Hauch stellt entsprechende Überlegungen für die Aktionsformen der 48er Revolutionärinnen am Beispiel der Donaumonarchie an. Sie erweisen die entstehende bürgerliche Gesellschaft als exklusives «männliches Projekt». Komplementär wurden die Frauen in die Familie abgedrängt, allerdings nicht ohne Widerspruch.

Den Zutritt zur Zuschauergalerie der Paulskirche erstritten sie sich zwar durch öffentlichen Protest, fixierten damit aber nur die Rolle als schmückendes Beiwerk. Sie durften zuhören, nicht teilnehmen. Auch ihre Rolle in den neu gegründeten Vereinen bewegte sich weitgehend im Rahmen «organisierter Mütterlichkeit». Auf politische Ereignisgeschichte fixierte Fragen können da, das zeigt der Beitrag von Ute Grau, ebenso wenig weiterhelfen wie ein Politikbegriff, der nur Institutionen und politische Entscheidungsprozesse in den Blick nimmt. Denn über die ihnen zugeschriebenen «weiblichen» Verhaltensweisen der Fürsorge und Mütterlichkeit erschlossen sich Frauen, wenn auch nicht revolutionär, sondern nach und nach, bürgerliche Öffentlichkeit. Auch die Emanzipationsdis-

kurse entwickelten sich, bei aller Unterschiedlichkeit, im Rahmen konventionell verankerter Weiblichkeitsvorstellungen, wie Anne Eusterschulte, Corinna Heipcke und Leonie Wagner aufzeigen.

Die Beiträge von Marianne Walle, Maja Riepl-Schmidt und Heide-Marie Lauterer untersuchen die Bedeutung «weiblicher Historiografie» an konkreten Biografien wie der der Sozialdemokratin und Historikerin Anna Blos.

Frauenaktivitäten präsentierten sich schillernd und vielfältig. Ihre Wahrnehmung verlangt einen Perspektivewechsel, der noch längst nicht in allen Medien der Geschichtsvermittlung vollzogen wurde. Das ist das ernüchternde Ergebnis der vorgestellten Ausstellungsprojekte zur Revolution von 1848 im Badischen Landesmuseum wie letztlich auch in den sieben dezentralen Schauen vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg, wo man Frauen immerhin – so die verantwortliche Bearbeiterin – *immer mitgedacht und parallel zur Geschichte der Männer thematisiert* hat und ihnen nicht wie in Karlsruhe einen Sonderaum zuwies.

So vermittelt die Lektüre des Bandes, der einen guten Querschnitt durch die Forschung bietet, einen bitteren Beigeschmack, der sich dem Fazit verdankt: *Frauengeschichte ist immer (noch) Extrageschichte, die in eigenen Publikationen für ein Spezialpublikum abgehandelt wird.*

Benigna Schönhagen

EBERHARD GUTEKUNST und ANDREA KITTEL (Redaktion): **Weib und Seele. Frömmigkeit und Spiritualität evangelischer Frauen in Württemberg.** Landeskirchliches Museum Ludwigsburg 1998. 239 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartonierte DM 32,-

Der vorliegende Band ist ein Begleitbuch des vom landeskirchlichen Museum Ludwigsburg 1997 begonnenen Projekts «Frauen und Kirche im evangelischen Württemberg» und diente gleichzeitig als Katalog für die beiden Ausstellungen «Herd und Himmel» sowie «Weib und Seele», die 1997 und 1998 stattfanden. Wie in den Ausstellungen werden nun auch im Buch vor allem zwei Aspekte aufgegriffen: Zum einen wird der historische Zusammenhang von kirchlichen Vorstellungen und weiblichem Alltag in Haus und Gemeinde dargestellt, zum anderen wird in Geschichte und Gegenwart der Frage nachgegangen, ob es denn spezifisch weibliche Glaubensformen, Glaubenselemente und Glaubensstrukturen gibt und gegebenenfalls welche.

Da die Glaubensgeschichte von Frauen in der wissenschaftlichen Theologie noch immer ein Schattendasein führt, von der Forschung vernachlässigt wird, wurden in diesem Buch vor allem Ergebnisse interdisziplinärer Projekte aufgenommen, die in den letzten Jahren zum Thema Frau und Kirche durchgeführt worden sind. Die Beiträge der Autoren und Autorinnen aus anderen, nicht theologischen Fachgebieten erweitern das Blickfeld und erschließen über die Objektpräsentation hinaus komplexere Zusammenhänge. Nur schade, dass keine Kunst-

historiker hinzugezogen wurden. So findet man eine Reihe von Bildern zu einseitig – vom weiblichen Blickpunkt aus – oder zu oberflächlich interpretiert. Allgemeine Bildgenese und Bildtradition werden vernachlässigt, Bedeutungsschichten verschenkt. Auch könnte in diesem Bereich die Begrifflichkeit «Embleme» präziser sein.

Beide Ausstellungen sind als Wanderausstellungen konzipiert, können also von interessierten Gemeinden und Frauengruppen angefordert werden. Der Katalogteil vermittelt mit seinen Schwarz-weiß-Fotos allerdings nur einen eher bescheidenen Eindruck von den in der Ausstellung gut präsentierten Objekten. In der aktuellen Auseinandersetzung mit dem Thema «Frauen und Kirche» sind Buch und Objekte zusammen aber sicher eine gute Möglichkeit, sein Wissen darüber zu erweitern; gleichzeitig auch eine Diskussionsbasis, wie das Selbstbewusstsein der Frauen in der Kirche gestärkt und auf immer mehr Gleichberechtigung der Geschlechter in der Kirche hingearbeitet werden kann.

Sibylle Setzler

Heimlich, still und fleißig? Frauenarbeit in der Region Stuttgart seit dem 18. Jahrhundert. Hrsg. von der Gleichstellungsstelle Stuttgart. Silberburg-Verlag Tübingen 1995. 252 Seiten mit 60 Abbildungen. Gebunden DM 24,80. ISBN 3-87407-216-9.

Noch immer hält sich der Mythos vom «ältesten Gewerbe der Welt», der die Prostitution als gleichsam natürliche Erscheinung sieht und die zugrunde liegenden Machtstrukturen außer Acht lässt. Er bezieht sich auf Jahrtausende zurückliegende religiöse Riten. Bräuche zur Förderung der Fruchtbarkeit wurden zunächst ausschließlich von Frauen praktiziert. Diese ursprünglichen Vegetationskulte symbolisieren die Frau als Urbild der Fruchtbarkeit. Erst als die Macht der Männer wuchs und sie sich Zugang in die Religion verschafften, wandelten sich die Vegetationskulte, und es entstanden heterosexuelle Riten, in denen die Frauen nur noch Sexualobjekte waren.

Noch immer darf man (frau) offenbar den Mythos verbreiten, dass alles Übel der Erde, ja gleichsam das Böse mit dem Mann auf die Welt gekommen sei. Aber weil es ein Mythos ist, wäre es ungerecht, wollte man das von der Gleichstellungsstelle Stuttgart herausgegebene Buch über Frauenarbeit in der Region Stuttgart an obigen einleitenden Bemerkungen zu Ina Hochreuthers Beitrag über die Prostitution in Stuttgart von 1945 bis zur Gegenwart messen, ragt dieser Beitrag doch als ideologiebefrachtetes und recht unwissenschaftliches Fanal – die zitierte Stelle zu prähistorischen religiösen Riten wird von der Autorin übrigens durch ein unveröffentlichtes (!) Manuskript einer Juristin (!) belegt – aus der Sammlung von 17 Aufsätzen zur beruflichen Tätigkeit und Stellung der Frauen in der Region Stuttgart heraus.

Freilich aber mag das Zitat stehen für eine teils schludrig erfolgte Redaktion des Bandes, wie doppelt abgedruckte Absätze (S.9/10), die fehlende Auflösung von Abkürzungen (etwa von zitierten wissenschaftlichen Zeitschriften) oder kleinere sprachliche Mängel belegen. So

wird etwa eine mitten im Artikel gestellte rhetorische Frage als «Ausgangsfrage» bezeichnet (S.122) oder es heißt «keine» statt kein «l'art pour l'art» (S.54). Gerade bei einem vermuteten solidarischen Umgang der Frauen im Frauenmuseum e.V., in dessen Rahmen der Band entstand, sollte es möglich sein, den Leser vor ungeprüfter subjektiver, jedoch einem Beitrag als gesichertes Axiom vorangestellter «Schräg-Bildung» (Friedrich Schiller) zu bewahren. Einige sexual-psychologische Bemerkungen zur Prostitution wären mehr, jedoch halt eine weniger schlagende (nämlich die Männer in genere treffende) Einleitung gewesen.

Doch wenden wir uns den positiven Seiten des vorliegenden Bandes zu. Es stellt ein unzweifelhaftes Verdienst der 18 Autorinnen dar, teils den Fachleuten, teils auch einer interessierten Öffentlichkeit schon Bekanntes vorzustellen – etwa die Lebenswerke der Hoffaktorin Karoline Kaulla (Sybille Oßwald-Bargende), der Direktorin der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur Seraphia de Bekké (Claudia Liebenau-Meyer) oder der Schriftstellerin und Redakteurin Therese Huber (Maja Riepl-Schmidt) –, oftmals aber auch ganz überraschende und neue Einblicke in weibliche Berufstätigkeit seit dem Zeitalter des Barocks zu vermitteln: Dazu gehören etwa das Elend der Eisenbahnbauarbeiterinnen Mitte des letzten Jahrhunderts (Regina Bormann), die «Berufung» der Diakonissen als echter alternativer Lebensentwurf (Andrea Kittel), die psychische und physische Belastung der Telefonistinnen, der «Fräulein vom Amt» (Ricarda Haase), die raffinierte Bleyle-Familien-Ideologie (Beate Bechtold-Comforty) oder die im eigentlichen Sinne frauenfeindlich geplanten Häuser der NS-Vorzeige-Siedlung «Wolfbusch» in Stuttgart (Cornelia Karow), um einige Beispiele zu nennen.

Niemand wird bezweifeln wollen, dass Frauen nicht nur in der Vergangenheit einer schweren Doppelbelastung durch Familie und berufliche Tätigkeit ausgesetzt waren und sind. Der vorliegende Band vermittelt dazu Fakten und Einblicke. Allerdings ist unübersehbar, dass hierbei doch gravierende Unterschiede zwischen den ihr Leben erleidenden Frauen der unteren und mittleren Bevölkerungsschichten und den (wenigen) ihr Leben mehr oder weniger frei gestaltenden Frauen wie einer Madame Kaulla, einer Manufakturdirektorin Becké oder der Schriftstellerin Huber bestanden. Auch wenn dies so nicht thematisiert wird, sollte es doch zu denken geben.

Raimund Waibel

GISELA FESSEL: «Soviel der Häuser auf der Erde stehn ...» Eine Aystetter Tochter erzählt. Frieling und Partner GmbH Berlin 1999. 256 Seiten mit 25 Abbildungen. DM 24,80. ISBN 3-8280-1006-7.

Für ihre Kinder und Enkel erzählt die Verfasserin ihre Erlebnisse in den Jahren 1933 bis 1953, von der ersten bewussten Kindheit bis zur Heirat. Das allgemein Interessierende an diesem Bericht ist die Darstellung der Verflechtung des alltäglichen Lebens in der Großfamilie auf

einem Gutshof in der Nähe von Augsburg mit dem Geschehenen im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit.

Die Begegnung von Tradition und dem sich wandelnden Umfeld ist unbefangen und ohne Beschönigung dargestellt. Der Bogen ist weit gespannt: Zwischen Kuhstall und Kartoffelacker, Konzertsaal und Theaterloge, zweiklassiger Dorfschule, Gymnasium, erlebt als Fahrlehrerin, im Internat und in der Kinderlandverschickung. Der Krieg bringt dann das Bangen um den Vater, die Brüder und Freunde, die im Felde stehen, mit der Trauer um die Gefallenen, die Luftangriffe auf Augsburg, wo ein Bruder als Luftwaffenhelfer im Einsatz steht, Tieffliegerangriffe auf die Landbevölkerung, Lebensmittelkarten und Bezugsscheine für Textilien und Schuhe. Es folgt die Besatzungszeit, die Einweisung von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen, die zu «Neubürgern» werden. Die «Umerziehung», der Nürnberger Prozess, die Spruchkammern zur «Entnazifizierung» werden zu heiß diskutierten Gesprächsthemen. Es reift die Erkenntnis, dass sich jeder, der jene Zeit miterlebt hat, der Wahrheit stellen muss: *Man kann vor jedem davonlaufen, nur nicht vor sich selbst.*

Manche Pläne für die eigene Lebensgestaltung ließen sich angesichts der allgemeinen Umstände der Nachkriegszeit nicht verwirklichen. Immerhin war nach Beendigung einer landwirtschaftlichen Lehre für die Verfasserin ein einjähriger Aufenthalt in Schweden möglich. Als sie 1952 auf das elterliche Gut zurückkehrte, wirkte dort als Aushilfsverwalter für ein Jahr ein von einem ostpreußischen Gut stammender Landwirt, der nach viereinhalbjähriger russischer Kriegsgefangenschaft in Sibirien und anschließender zweijähriger Krankheit versuchte, wieder in seinem erlernten Beruf Fuß zu fassen. Nach einiger Zeit «funkte» es zwischen der Tochter des Hauses und dem Verwalter. So schließt der lesenswerte Bericht, eine aufschlussreiche Quelle zur Zeitgeschichte, mit der Heirat im Oktober 1953 ab. *Hans Binder*

Musik in Baden-Württemberg. Jahrbuch 1999 (Band 6). Im Auftrag der Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg herausgegeben von Georg Günther und Reiner Nägele. Verlag J. B. Metzler Stuttgart 1999. 287 Seiten. Kartoniert DM 78,-. ISBN 3-476-01713-3.

Einen thematischen Schwerpunkt dieses Jahrbuchs bildet die Frage nach dem Editions-konzept der *Denkmäler der Musik in Baden-Württemberg*, das seit dem Erscheinen des ersten Bandes der «Denkmäler» 1993 immer wieder zu Irritationen und kontroversen Diskussionen führte, da es im Notenbild, was Schlüsselung, Partituranordnung und Textorthographie betrifft, von der Norm abweicht, die die großen Editionsreihen der Gegenwart befolgen. In zwei Aufsätzen – *Schrift der Moderne und Musik der Vergangenheit. Zu Funktionsverschiebungen in der Notations- und Editionspraxis*, S. 167–173 und *Zur Edition von Musik des 16. Jahrhunderts. Formen und Aufgaben historischer Partituren*, S. 185–208 – rechtfertigt der Tübinger Ordinarius für Musikwissen-

schaft Manfred Hermann Schmid die moderne Form der Edition. Mit der Schrift des 20. Jahrhunderts sei *in hohem Maße und in unterschiedlichen Formen Musik der Vergangenheit zugänglich geworden*. Dem gegenüber referiert Petrus Eder OSB die in drei verschiedenen Veröffentlichungen vorgetragene Kritik von Ulrich Siegele, weist das meiste zurück, hält aber doch manche Verbesserungsvorschläge, insbesondere was die Darbietung des Notentextes anbelangt, für erwägenswert.

Neben diesem Themenschwerpunkt beschäftigen sich die Beiträge mit den *Anfängen der evangelischen Kirchenmusik in Mannheim*, mit der Karlsruher Staatlichen Hochschule für Musik in der NS-Zeit, den Donaueschinger Musiktagen, mit der Geschichte von J. A. Schmittbaurs Singspiel «Lindor und Ismene» sowie mit Joachim Raffs «Macbeth». Erstmals wurde ein englischsprachiger Aufsatz in die Reihe der Jahrbücher aufgenommen. Dabei handelt es sich um eine Studie über die Tafelmusik bei den Hochzeitsfeierlichkeiten von Herzog Ludwig von Württemberg im Jahr 1585 und seinem Kammersekretär Melchior Jäger 1586, die der kanadische Musikwissenschaftler Paul Wiebe im Rahmen einer Dissertation vorgelegt hat. Wie immer schließen eine Aufzeichnung von Helmut Völkl über neue und restaurierte Orgeln in Baden-Württemberg, ein Rezensionsteil, Berichte aus den Musikabteilungen der Landesbibliotheken in Karlsruhe und Stuttgart sowie eine Landesmusikbibliografie den wohl gelungenen und interessanten Band. *Sibylle Wrobbel*

MICHAEL WENGER: **Schloss Solitude**. 48 Seiten mit 42 Farb- und 22 Schwarzweiß-Abbildungen; INGRID MÜNCH: **Kloster Wiblingen**. 48 Seiten mit 63 meist farbigen Abbildungen; RENATE FECHNER: **Schlossgarten Stuttgart**. 48 Seiten mit 46 Farb- und 30 Schwarzweiß-Abbildungen; GÜNTHER BACHMANN: **Kloster Alpirsbach**. 56 Seiten mit 84 Farb- und 6 Schwarzweiß-Abbildungen.

Alle vier Broschüren wurden herausgegeben von Staatliche Schlösser und Gärten in Baden-Württemberg und sind erschienen im Deutschen Kunstverlag München 1999. Broschur je 8,50 DM.

Teils schon in der Reformation, später dann in der Säkularisation, teils 1918/19 nach dem Untergang der Monarchie als nicht zum Privatbesitz der Häuser Baden und Württemberg gehörig sind eine Anzahl bedeutender historischer Gebäude, Klöster, Schlösser, aber auch Gärten und Parkanlagen in den Besitz der öffentlichen Hand gekommen. Diese werden von der Abteilung «Staatliche Schlösser und Gärten» bei den Oberfinanzdirektionen, also vom Finanzministerium verwaltet. Viele dieser historischen Zeugen sind für die Öffentlichkeit vollständig – wie etwa der Stuttgarter Schlossgarten – oder doch wenigstens zum Teil und im Rahmen von Führungen – wie die Schlösser und ehemaligen Klöster – zugänglich.

Das Finanzministerium Baden-Württemberg hat in den vergangenen Jahren die Öffentlichkeits- und Informati-

onsarbeit für die von ihm verwalteten Zeugen der Landesgeschichte ganz erheblich ausgeweitet. Dazu gehört es selbstverständlich auch, in moderner Form über Geschichte und historische Hintergründe, über die Gestalt der Objekte und ihre kunsthistorische Bedeutung zu informieren. Eine Reihe kunsthistorischer Führer zu den staatlichen Schlössern und Gärten in Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Staatsanzeiger will somit eine Lücke schließen.

Aus dem Rahmen der für nicht wenige – aber doch nicht alle – der staatlichen Schlösser und Gärten bereits existierenden, recht vielgestaltigen kleinen Kunstführer fallen die Broschüren der Reihe bereits durch ihr raumbietendes Format heraus – gerade noch in die Westentasche passende 12,5 x 23,5 cm –, durch ihr schlichtes graues, nur von einer schematischen Computergrafik des jeweiligen Objektes gezieltes Äußeres, aber mit vielen Farbfotos sehr aufwendiges, dennoch ohne zeitgeistliches Schnickschnack und übersichtlich gestaltetes inneres «Outfit», wobei in den ausführlichen und umfangreichen Bildunterschriften viel zusätzliche Information steckt, aber auch durch einen bemerkenswert moderaten Preis. Großzügig auch die zwei- und dreiseitigen Pläne jeweils in der vorderen und hinteren ausfaltbaren Umschlagklappe.

Der Aufbau der Führer folgt einem vorgegebenen Schema und Ordnungsprinzip: einleitend ein Überblick über die geistigen Hintergründe und die historische Entwicklung der Objekte – besonders reizvoll und interessant im Falle des Schlossgartens in Stuttgart –, gefolgt von der Baugeschichte und der eingehenden Beschreibung der Bauten und Gärten und ihrer Ausstattung, ergänzt schließlich durch eine Liste ausgewählter Literatur. Der Führer zum Kloster Alpirsbach umfasst zudem noch ein Glossar zur Erklärung verwendeter Fachausdrücke und eine Zeittafel, die man in den anderen Führern allerdings sehr vermisst.

Der Leser erhält einen guten Überblick über Geschichte und Kunstgeschichte, unterstützt durch eine reiche Bebilderung. Der bemerkenswerte, ausnehmend positive Gesamteindruck wird freilich etwas getrübt durch eine Reihe teils den Text, teils die Bilder, aber auch die Konzeption betreffende «handwerkliche Mängel», die von einem aufmerksamen Lektorat oder einer erfahrenen Redaktion, die sich für die Qualität der Veröffentlichungen verantwortlich fühlt, hätten vermieden werden müssen.

Begrüßenswert ist die gestalterische Idee, die breite Randspalte durch zusätzliche Fotos anzureichern, unschön sind aber die briefmarkerkleinen Fotos der Randspalte, wenn für sie ungeeignete Motive gewählt wurden; wie im Klosterführer Alpirsbach ein Lageplan (!) des alten und neuen Klosters oder eine detailreiche vergoldete Schnitzerei im Chorgestühl von Wiblingen, von der auf dem Foto allenfalls etwas zu erahnen ist. In den zuerst erschienenen Führern lässt die Qualität der Bilder zudem sehr zu wünschen übrig (Rasterprobleme, «versoßte» Fotos), ein Umstand, der durch den Wechsel der Reproanstalt offenbar bereits bereinigt wurde. Störende und unschöne Trennungen und Zeilenfall lassen sich durch eine Endredaktion nach dem Layout ebenfalls vermeiden

wie fast bis in den Buchfals des Buchrückens laufende Textzeilen (v.a. Kloster Wiblingen).

Mehr noch als diese eher handwerklichen Mängel rührt das Sprachniveau der Texte an die Substanz der ambitionierten Publikationsreihe, die ja nun doch für einen breiteren, wissenschaftlich eher unerfahrenen und mit der akademischen Fachsprache im Allgemeinen und jene der Kunsthistoriker im Speziellen nicht unbedingt vertrauten Leserkreis verfasst wurde. Gefordert wären doch eigentlich allgemein verständliche Broschüren mit wissenschaftlichem Anspruch. Teilweise muss man sich aber fragen, warum und für wen die Führer eigentlich geschrieben wurden, ob für Fachzeitschriften oder das besuchende Publikum (Ausnahme: der Führer zum Stuttgarter Schlossgarten). Umständlich verschachtelte und gesperrte Sätze wirken schwerfällig und animieren zur Lektüre genauso wenig wie eine gespreizte akademische Ausdrucksweise, so prägnant und kurz sie auch sein mag, wenn sogar der einschlägig erfahrene Leser nicht selten zweimal hinschauen muss: *Bewegungsduktus im Anordnungsschema – Mittelachsendivergenz – Additives Grundprinzip – «fliegende» kompositen Pilaster – tektonischer Charakter durch Vertikalbetonung, eine konkav einschwingende Galerie, nicht näher dargestellter Formenvorrat des ausklingenden Rokoko*. Die Reihe könnte fast beliebig fortgeführt werden: Das ist alles sicher richtig, wird aber vielleicht von manchem Leser nicht verstanden und stört auf jeden Fall den Lesefluss nachhaltig.

Einem Lektorat muss auch auffallen, dass der Stukateur der Räume im Wiblinger Gästequartier im Text Giuseppe Mola, in den Bildunterschriften aber Mala heißt (Mola ist richtig) und dass im Literaturverzeichnis zwar das allseits bekannte Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio erscheint, die für die historischen Teile mindestens ebenso wichtige, aber weniger geläufige «Germania Benedictina» jedoch fehlt, gleichfalls grundlegende Arbeiten wie die Behandlung in den «Württembergischen Kunst- und Altertumsdenkmälern» oder so kenntnisreiche Beschreibungen wie jene von Gebhard Spahr in der Reihe *Oberschwäbische Barockstraße*. Auch wäre ein Hinweis auf die von der Oberfinanzdirektion eingerichtete Dauerausstellung zur Klostergeschichte Wiblingen in der ehemaligen Klosterpfisterei (Bäckerei) sicher angebracht gewesen.

Raimund Waibel

JOACHIM LIPP (Hrsg.): **Horb am Neckar. Natur und Geschichte erleben.** (Veröffentlichungen des Kultur- und Museumsvereins Horb, Folge 12). Kultur- und Museumsverein Horb 1997. 360 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 49,-. ISBN 3-89570-291-9.

Die «Folge 1» der Veröffentlichungen des Horber Kultur- und Museumsvereins wurde 1981 vorgelegt. Seitdem erschienen in unregelmäßigen Abständen elf Hefte im Folio-Format, die ganz unterschiedlichen Themen gewidmet waren: «Horber Wappenbuch», «Hexenprozesse im Horb», «Horber Wehrgeschichte», «Fürstabt Martin Gerbert, Horbs großer Sohn», «150 Jahre Schwarzwälder Dorf-

geschichten von Berthold Auerbach», «Veit Stoß – Bildhauer von Horb». Zu diesen Heften gesellt sich nun, um gewissermaßen das erste Dutzend abzurunden, ein stattlicher – umfangreicher und großformatiger – Band mit einem Überblick zur Horber Stadtgeschichte.

Eröffnet wird das Buch mit einem Beitrag zur Horber Naturkunde. Es folgen Aufsätze zur Geschichte Horbs von den ersten Spuren einer Besiedlung bis heute: Frühgeschichte des Horber Stadtgebiets, Horb zur Zeit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, im Königreich Württemberg, zur Zeit der Weltkriege, nach dem Zweiten Weltkrieg, *Neueres Stadtgeschehen und Stadtentwicklung*. Danach werden Sonderthemen aufgegriffen, teils knapp skizziert – Bundeswehrstandort Horb, Horber Sagen und Originale –, teils ausführlicher dargestellt. Einen relativ breiten Raum nehmen zwei Aufsätze über Kirchen und Schulen im 19. und 20. Jahrhundert sowie ein Aufsatz über das graue Horber Tuch ein. Wer mag, kann dann den *Spuren großer Horber* (alles Männer) nachgehen. Ein eigenes kleines Kapitel ist Kaspar Kaltenmoser, einem Horber Genremaler der Münchner Schule, gewidmet. Gut illustriert ist eine Bestandsaufnahme *Kleindenkmale der Gemarkung*, die Grenzsteine, Sühnekreuze, Denkmale, Kapellen, Brunnen und Quellen verzeichnet. Ergänzt wird dieser Beitrag durch eine Auflistung der Flurnamen samt kurzer Namensklärung.

Entstanden ist so ein bunter Reigen zur Horber Stadtgeschichte, ein anschauliches, lebendig geschriebenes Heimatbuch, das, wie der Oberbürgermeister im Vorwort schreibt, alteingesessene oder frühere Bürger ebenso wie Neubürger *in das bunte Auf und Ab unserer dramatischen, interessanten, amüsanten – manchmal auch schwierigen – Geschichte entführen* möchte. Ein Anhang mit *Alte Maße, Gewichte, Münzwerte*, ein Quellenverzeichnis und Literaturhinweise beschließen den Band. Sibylle Wrobbel

In einem Satz

BENIGNA SCHÖNHAGEN: «**Ja es ist ein weiter Weg von der Judenschule bis hierher ...**» **Kilian von Steiner und Laupheim**. (Spuren 42). Schiller-Nationalmuseum Marbach 1998. 16 Seiten mit 12 Abbildungen. Broschiert DM 9,80. ISBN 3-929146-81-9.

Die Autorin geht den Spuren des Laupheimer Juden Kilian von Steiner (1843–1903) nach, die dieser in seiner Geburtsstadt hinterlassen hat; dabei skizziert sie das Leben und Werk eines umtriebigen, wirtschaftlich mächtigen, kulturell und sozial überaus engagierten Menschen, der sich als Mitbegründer der Württembergischen Vereinsbank, der BASF, der Deutschen Verlagsgesellschaft – um nur einige seiner Aktivitäten zu nennen – einen Namen machte und nicht zuletzt maßgeblich beteiligt war an der Gründung des Schiller-Nationalmuseums, für dessen literarische Sammlungen er großzügig mit eigenen Stiftungen den Grundstock legte.

LUISE BESSERER: **Berta und Innozenz bleibt drbei. 38 schwäbische Sketche**. Silberburg-Verlag Tübingen 1999. 144 Seiten. Kartoniert DM 19,80. ISBN 3-87407-287-8.

Diese Mundartsketche sind dem Alltag, den menschlichen Schwächen des schwäbischen Ehepaars Berta und Innozenz «abgelauscht», eine Fortsetzung jener erfolgreichen, kleinen humorvollen Hörspiele, die durch den «Radio-Treff» im Südwestrundfunk Studio Tübingen bekannt wurden.

ANDREAS BRAUN und JOSIP MADRACEVIC: **Stuttgart. Neue Ansichten**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1999. 104 Seiten mit 176 farbigen Abbildungen. Pappband DM 39,80. ISBN 3-8062-1449-2.

Gut harmonieren in diesem schönen Bildband die durchgehend dreisprachigen – deutsch, französisch, englisch – Texte von Andreas Braun, Chefredakteur von «Sonntag Aktuell», mit den meisterlichen Fotos von Josip Madracevic: ein liebevolles Porträt Stuttgarts mit bekannten, aber auch vielen ungewöhnlichen «Einblicken».

Naturschutzgebiet Jusi – Auf dem Berg. Herausgegeben von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg. Verlag regionalkultur Ubstadt-Weiher 1999. 96 Seiten mit überwiegend farbigen Abbildungen und drei Detailkarten. Broschiert DM 14,80. ISBN 3-89735-102-1.

Dieses Heft gibt einen faszinierenden Einblick in die Entstehung und die Geschichte des Jusi, dieses einzigartigen Naturschutzgebiets am Rand der Schwäbischen Alb, dessen Lage eine phantastische Aussicht bietet und an dessen Hängen man andernorts längst verschwundene Kostbarkeiten der Tier- und Pflanzenwelt finden kann.

Reutlinger Geschichtsblätter. Jahrgang 1998. Herausgegeben vom Stadtarchiv Reutlingen und dem Reutlinger Geschichtsverein 1998. 388 Seiten mit 86 Abbildungen und 31 Tafeln. Leinen DM 42,-. ISSN 0486-5901.

Ein Themenschwerpunkt dieser wieder gut gelungenen Jahresgabe bildet der Aufsatz von Gudrun Weihe über die vorgeschichtlichen Siedlungsspuren auf der Achalm (Seite 9–136), darüber hinaus enthält der Band interessante Beiträge über den Baubeginn der Reutlinger Marienkirche (Ellen Pietrus), über die Reutlinger Stadtschreiber im 14. Jahrhundert (Wolfgang Wille), über Tigerfeld im Bauernkrieg (Gerhard Kittelberger), über die Mediatisierung der Reichsstadt 1802/03 (Johannes Grützmaker), zu Wilhelm Waiblingers Aufenthalt in Reutlingen (Ralf Oldenburg) und zur Entstehungsgeschichte des Landkreises Reutlingen (Irmtraud Betz-Wischnath).

HANS BINDER: **Entdeckungsreise durch die Schwäbische Alb**. Ziethen-Panorama Verlag Bad Münstereifel 1999. 84 Seiten mit 94 Farbabbildungen. Pappband DM 29,80.

In diesem kleinen dreisprachigen (deutsch-englisch-französisch) Bildband geben der interessante Text von Hans Binder und die meisterlichen Fotos von Robert Knöll einen hervorragenden Überblick zur Schwäbischen Alb, vermitteln in Wort und Bild eine reizvolle Landschaft mit reicher Geschichte und bemerkenswerten Kunstschätzen.

HORST SCHMID-SCHICKHARDT: **Bedeutende Verwandte um Heinrich Schickhardt**. Selbstverlag Baden-Baden 1999. 129 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert.

Heinrich Schickhardt, der Architekt, Ingenieur und Städteplaner sowie sein genialer Neffe Wilhelm, der Erfinder der ersten Rechenmaschine der Welt, stehen im Mittelpunkt dieses Buchs; doch wird darin auch solcher Familienangehöriger gedacht, die weniger bekannt sind, aber doch auch bedeutend waren, etwa des Barockmusikers Johann Christian Schickhardt (1680–1762) oder des Landschaftsmalers Karl Schickhardt (1866–1932).

RENATE LUDWIG und PETER MARZOLFF: **Der Heiligenberg bei Heidelberg**. (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Band 20). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1999. 120 Seiten mit 63 teils farbigen Abbildungen und einer Karte. Kartoniert DM 18,-. ISBN 3-8062-1416-6.

Dieser Führer ist ein idealer Begleiter auf dem ausgeschilderten Rundwanderweg, der eine Fülle archäologischer und historischer Denkmäler veranschaulicht von der Jungsteinzeit über die frühmittelalterlichen Klosterruinen bis zur NS-«Thingstätte».

HANS HALLA: **Waldgänge eines passionierten Forstmannes**. Wissenswertes, Persönliches und Hintergründiges über Bäume und Sträucher unserer Heimat. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1998. 306 Seiten mit 107 Farbfotos. Gebunden DM 59,-. ISBN 3-87181-410-5.

Zwar ist dieses Buch alphabetisch aufgebaut – von Apfel, Aspe, Birke über Efeu, Fichte, Linde usw. zu Ulme, Walnuss und Zuckerahorn –, doch ist es weit mehr als ein Lexikon der wichtigen einheimischen Bäume und Sträucher: Es enthält eben nicht nur Informationen zur Botanik, sondern vermittelt, leicht lesbar, viel Wissenswertes rund um die Pflanzen, erläutert etwa deren Nutzen und Heilwirkung oder die mit ihnen verbundenen Bräuche und Sagen.

LUTZ REICHARDT: **Ortsnamenbuch des Ostalbkreises**. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, Bände 139 und 140). Teil I.: A–L; Teil II.: M–Z. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1999. 821 Seiten und eine Karte. Gebunden DM 136,-. ISBN 3-17-015353-6.

In bewährter Art und Weise dokumentiert der Verfasser die frühesten Belege aller Ortsnamen im Ostalbkreis, auch von inzwischen abgegangenen Gehöften oder Siedlungen, erklärt – sprachwissenschaftlich – die Entstehung und Bedeutung der Ortsnamen und verfolgt deren Entwicklung bis zur heute amtlichen und mundartlichen Form.

CLAUS-WILHELM HOFFMANN (Hrsg.): **Jakob Bräckle (1897–1987). Maler**. Monografie. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1998. 390 Seiten mit 310 Farbtafeln und zahlreichen Schwarzweiß-Textabbildungen. Gebunden DM 98,-. ISBN 3-8062-1281-3

Mit dieser Monographie wird erstmals Leben und Werk des Malers Jakob Bräckle aus Winterreute bei Biberach a. d.

Riss, von dem etwa 4000 Bilder – meist oberschwäbische Landschaften und bäuerliches Genre – erhalten sind, umfassend gewürdigt.

MARTIN EHLERS und KARIN STOBER: **Maulbronn. Das Kloster und die Maler. Eine Abtei in alten Ansichten**. Verlag am Klostertor Maulbronn 1998. 235 Seiten mit 160, teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 58,- (Einführungspreis). ISBN 3-926414-27-8.

In diesem ausnehmend schön gestalteten Band werden – zu einem großen Teil erstmals – nach alten Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen, Lithografien, Kupfer-, Stahl- und Holzstichen Ansichten des Klosters Maulbronn veröffentlicht, diese erläutert und ihre Künstler beschrieben: Ein Werk, das man sich als Vorbild für andere Klöster nur wünschen kann.

Weitere Titel

CARLHEINZ GRÄTER: **Der Bauernkrieg in Franken. 2.**, überarbeitete Auflage Fränkische Nachrichten Druck- und Verlags-GmbH Tauberbischofsheim 1999. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 19,80. ISBN 3-924780-34-X.

KARL HEINZ BURMEISTER: **Der Schwarze Tod. Die Judenverfolgung anlässlich der Pest von 1348/49**. Stadt Göttingen 1999. 24 Seiten mit 4 Abbildungen. Broschiert DM 7,-. ISBN 3-933844-29-0.

THEODOR HEUSS: **Schattenbeschwörung. Randfiguren der Geschichte**. Neuausgabe der Erstausgabe von 1947, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Gert Ueding. Klöpfer & Meyer Verlag Tübingen 1999. 180 Seiten. Gebunden DM 34,-. ISBN 3-931402-52-5.

MANFRED EICHHORN: **Das Schwäbische Paradies. Ein Mundartstück**. Überarbeitete Fassung Silberburg-Verlag Tübingen 1999. 112 Seiten mit 12 Abbildungen. Kartoniert DM 19,80. ISBN 3-87407-339-4.

DIETER BUCK: **Fundort Natur. Naturehenswürdigkeiten zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb**. Ars vivendi Verlag Cadolzburg 1999. 160 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 24,80. ISBN 3-89716-085-4.

BÄRBEL KALMBACH: **Unterwegs auf den alten Kirchwegen im ehemaligen Kirchspiel Dornstetten und Grüntal**. Balsam für Leib und Seele. Ein Wanderführer mit Geschichte und Geschichten. Verkehrs- und Kulturamt Dornstetten 1999. 80 Seiten mit einigen, teils farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 14,90.

NILS BREMKE: **Schwarzwald quer. In sieben Tagen von Freiburg zum Bodensee.** Herausgegeben vom Schwarzwaldverein. G. Braun Verlag Karlsruhe 1999. 72 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 14,80. ISBN 3-7650-8228-7.

Schwäbisches Grundwortschätzle. Silberburg-Verlag Tübingen 1999. 120 Seiten. Broschiert DM 19,80. ISBN 3-87407-340-8.

DIETER R. BAUER u. a. (Hrsg.): **Mönchtum – Kirche – Herrschaft 750–1000.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1998. 359 Seiten. Leinen DM 89,-. ISBN 3-7995-7140-X.

ROMAN JANSSEN und MARTINA SCHRÖDER: **Die Gültsteiner Mühle im Laufe ihrer Geschichte.** Zugleich 200 Jahre Familie Unsöld. Herrenberg-Gültstein 1999. 104 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Pappband. ISBN 3-926802-27-8.

RUTH RENÉE REIF: **Die Stuttgarter Philharmoniker.** Ein historisches Portrait. Silberburg Verlag Tübingen 1999. 200 Seiten mit 248 Abbildungen und mit einer CD «Historische Aufnahmen der Stuttgarter Philharmoniker». Gebunden DM 48,-. ISBN 3-87407-319-X.

GÜNTHER WILLMANN: **Eine Frage nach der andern. Begegnungen am Mikrophon.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1999. 178 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 29,-. ISBN 3-87181-419-9.

ROLF BIDLINGMAIER: **Die Sieben Keltern in Metzingen.** Stadt Metzingen 1999. 80 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 10,-. ISBN 3-934130-01-1.

HERBERT BRAUCH: **Flurnamen von Feuerbach** (Feuerbacher Geschichtsblätter, Heft 8). Bürgerverein Feuerbach 1999. Teilnachdruck der Dissertation des Verfassers von 1934 «Die Flurnamen von Feuerbach, Weilimdorf, Korntal, Zuffenhausen, Stammheim, Münchingen, Zazenhausen und Münster in ihrer sprachlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung». 79 Seiten und zwei Karten. Broschiert DM 8,- (zu beziehen über den Bürgerverein Feuerbach, Walpenreute 17, 70469 Stuttgart, Telefon: 07 11 / 81 28 41).

NIKOLAUS NIEDERICH: **Stadtentwicklung und Nahverkehr. Stuttgart und seine Straßenbahnen 1868 bis 1918.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 79). Klett-Cotta Stuttgart 1998. 496 Seiten mit 80 Abbildungen. Pappband DM 48,-. ISBN 3-608-91995-3.

Anschriften der Autoren und Bildnachweis

Julian Aicher, Rotis 5, 88299 Leutkirch

Rolf Emmerich, Paracelsusweg 7, 88471 Laupheim

Ulrich Gräf, Wolfsbergweg 3, 74392 Freudental

Winfried Hecht, Dr., Stadtarchiv, Postfach 1753, 78617 Rottweil

Grit Herrmann, Tuttlinger Straße 7, 70619 Stuttgart

Fred Jänichen, Turmweg 82, 78628 Rottweil

Karl Keicher, Zähringer Straße 4, 78727 Oberndorf-Aistaig

Ulrich Klein, Dr., Württembergisches Landesmuseum, Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart

Bernhard Purin, Jüdisches Museum Franken, Nürnberger Straße 3, 90762 Fürth

Arno Ruoff, Dr., Römerstraße 27, 72149 Neustetten-Wolfenhausen

Sibylle Setzler, Zwehrenbühlstraße 11, 72070 Tübingen

Wolfgang Urban, Neckarhalde 30, 72108 Rottenburg

Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 71672 Marbach a. N.

Titelbild: Frank Busch, Stuttgart; S. 5 und 7: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 8–15: Karl Keicher, Oberndorf a. N.; S. 16f.: Fotohaus Vesper und Trost, Ina Wager, Oberndorf a. N.; S. 19, 23 unten, 28 oben und unten sowie 29: Privatfotos; S. 21f., 23 oben, 25, 28 Mitte, 31–37: Frank Busch, Stuttgart; S. 27: Ulrich Gräf, Freudental; S. 39–43: Württembergisches Landesmuseum; S. 44: Stadtarchiv VS-Villingen; S. 45: Stadtarchiv Rottweil; S. 47–49, 52, 56 und 58: Institut für Architekturgeschichte der Universität Stuttgart; S. 50 und 53f.: Landesbildstelle Württemberg; S. 58: Stadtarchiv Stuttgart; S. 62: Privatfotos; S. 66–71 sowie 74 und 76: Museum zur Geschichte von Christen und Juden in Laupheim; S. 72: Rolf Emmerich, Laupheim; S. 73 und 77: Foto-Archiv Theo Miller, Laupheim; S. 75: Staatsarchiv Hamburg; S. 79: Privatfoto; S. 80–86: Wolfgang Adler, Blaustein; S. 89f.: Ev. Stiftskirche Tübingen, Bettina von Gilsa; S. 103: Gästeanstalt der Stadt Wangen i. A.; S. 104: factum Stuttgart; S. 105f.: Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt; S. 109: SHB; S. 110: Wolfgang Rieger, Untermarchtal; S. 111: Lothar Zier, Königseggwald; S. 112: Karl-Johannes Henzler, Wilhelmsdorf; S. 116: Badische Landesbibliothek; S. 123: Stadtarchiv Kirchheim/Teck.

Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes mit Begleitprogramm am 20. und 21. Mai 2000 in Wangen im Allgäu

Samstag, 20. Mai 2000

07.30 Uhr Abfahrt vom Busbahnhof Stuttgart, Bussteig 14 (Zusteigemöglichkeit: 06.30 Uhr Busbahnhof Karlstraße, Heilbronn)

09.45 Uhr Ankunft im Hotel «Haus Waltersbühl» (Akademie des württembergischen Sports), Max-Fischer-Str. 4, 88239 Wangen im Allgäu, Tel. (07522) 5057
Zimmerbelegung und Imbiss

10.30 Uhr **Mitgliederversammlung** im Hotel «Haus Waltersbühl», großer Saal

Tagesordnung

1. Begrüßung und Grußworte
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Geschäftsführers
4. Bericht des Schatzmeisters
5. Bericht des Kassenprüfers
6. Entlastung des Vorstands durch die Mitgliederversammlung
7. Wahlen zum Vorstand und Beirat
8. Erhöhung des Mitgliedsbeitrages
9. Entscheidung über eingegangene Anträge
10. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens fünf Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden zu übermitteln.

13.00 Uhr Mittagessen

14.15 Uhr Abfahrt mit dem Bus ins Stadtzentrum von **Wangen**.

Besichtigung der außerordentlich reizvollen ehemaligen Reichsstadt, deren Kernbereich bereits seit vielen Jahren unter Ensemble-Denkmalchutz steht. Während des ausführlichen Stadtrundgangs werden wir das Rathaus mit historischen Kostbarkeiten wie der Stadtansicht von 1611 und der berühmten Landtafel von Johann Andreas Rauch aus dem Jahr 1617 sowie die Pfarrkirche St. Martin besichtigen.

18.00 Uhr Rückfahrt zum Hotel und Abendessen

19.30 Uhr Abfahrt zum **Schloss Achberg**. Besichtigung des malerisch gelegenen Barockschlosses mit seinen außergewöhnlichen Werken barocker Stukkateurkunst. Gemütlicher Ausklang auf Schloss Achberg. – Rückfahrt zum Hotel

Sonntag, 21. Mai 2000

7.30 Uhr Möglichkeit zur Teilnahme an einer Kurzandacht

8.00 Uhr Frühstück

9.00 Uhr Abfahrt mit dem Bus ins Stadtzentrum von **Wangen**.

Besichtigung des Weberzunfthauses, neben dem Rathaus ältester Profanbau der Stadt (Bohlenbalkendecke von 1342!) mit einmaliger Renaissancebemalung im Inneren, der spätgotischen Rochuskapelle, der historischen Badstube sowie der Museen der Stadt, die über den Wehrgang der alten Stadtmauer miteinander verbunden sind.

12.00 Uhr Rückfahrt zum Hotel «Haus Waltersbühl»

12.30 Uhr Mittagessen
anschließend Gepäckverladung

14.00 Uhr Einführungsvortrag zum Projekt des Landes zur Erhaltung und Entwicklung von Natur und Umwelt (PLENUM) in Isny und Leutkirch durch Mitarbeiter des Projektes

14.30 Uhr Abfahrt

15.15 Uhr Exkursion auf den Rangenberg bei Isny
Informationen zu Perspektiven der aktuellen Landwirtschaft und einer nachhaltigen Nutzung. Gespräch mit einem beteiligten Landwirt

16.30 Uhr Abfahrt zur Käsküche Isny

16.45 Uhr Besichtigung der Käsküche Isny. Darstellung der Idee der Erzeugergemeinschaft, Verarbeitung und Vermarktung regionaler Produkte.
Vesper mit Käse und Wurstwaren aus dem PLENUM-Gebiet

18.00 Uhr Rückfahrt nach Stuttgart und Heilbronn

Preis pro Person für das Begleitprogramm zur Mitgliederversammlung (inkl. Busfahrt, Führungen, Eintrittsgelder und Vesper am Sonntagabend):

DM 270,- inkl. Vollpension im Doppelzimmer
DM 280,- inkl. Vollpension im Einzelzimmer

Selbstfahrer erhalten einen Nachlass von DM 30,- pro Person auf diese Preise.



Wangen im Allgäu: Blick aufs Martinstor.

Jahresbeitrag und Jahresspende 2000

Liebe Mitglieder,
zusammen mit dem Heft 1999/4 haben wir Ihnen den Mitgliedsausweis für 2000 und den Überweisungsvordruck für den Jahresbeitrag und die Jahresspende 2000 zugesandt. Viele Mitglieder haben den Jahresbeitrag zum 1. Januar bezahlt und auch noch eine Spende hinzugefügt.

Im Verhältnis zu anderen Institutionen ist unser Mitgliedsbeitrag gering. Dies auch deshalb, weil in unserem Mitgliedsbeitrag ja der Bezug der Vierteljahresschrift enthalten ist. Wir möchten es damit jedem Interessenten ermöglichen, dem Heimatbund anzugehören, auch wenn seine finanziellen Verhältnisse keine größeren Sprünge zulassen. Umso mehr bitten wir aber alle diejenigen, die etwas mehr an Verdienst und Vermögen haben, die Existenz und die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes durch eine zusätzliche Jahresspende zu garantieren und zu unterstützen. In den vergangenen Jahren waren dies immerhin rund 100 000 DM, wofür wir sehr dankbar sind. Es ist aber auch ein Akt von Solidarität gegenüber den Mitgliedern, die nicht so viel mehr aufbringen können.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit auch weiterhin mit einer großzügigen Jahresspende. Vielen Dank im voraus.

Martin Blümcke, Vorsitzender

Schwäbischer Tüftler der Renaissance

*Tagung des Schwäbischen Heimatbundes
über Heinrich Schickhardt*

Freudenstadt. – Schwarzwälder Bote vom 11. Oktober 1999. Das Werk Heinrich Schickhardts, Baumeister der Renaissance und Planer der Stadt Freudenstadt (1558–1635), erlebt zur Zeit selbst eine Renaissance. Das Stadtjubiläum in Freudenstadt ist daran sicherlich nicht ganz schuldlos. Davon ist Sönke Lorenz, Professor am Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität in Tübingen, überzeugt.

Über das Wochenende veranstaltete das Institut mit dem Schwäbischen Heimatbund Stuttgart und der Fritz-Erler-Akademie eine Tagung in den Räumen der Akademie, in der hochrangige Historiker aus dem Land mit Vertretern aus dem Stadtarchiv Freudenstadt und Stadthistoriker Hertel neueste Forschungserkenntnisse über Leben und Werk Heinrich Schickhardts zusammentrugen.

Hintergrund ist eine Wanderausstellung zum gleichen Thema, die am 20. Oktober im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart eröffnet wird und zu der ein farbenprächtiger Begleitband von fast 400 Seiten in Deutsch und Französisch erscheinen wird. Die ersten Druckbögen des Bandes wurden schon stolz in Freudenstadt vorgezeigt.

Was die Historiker so fasziniert, ist die europäische Dimension des Renaissance-Baumeisters, der seine Spuren in 38 Städten in Deutschland und Frankreich hinterlassen hat. Und es sind auch nicht nur seine architektonischen Leistungen wie die erste südwestdeutsche Planstadt Freudenstadt oder der Wiederaufbau von Stadtanlagen nach Stadtbränden wie zum Beispiel in Schiltach, sondern Schickhardt war eine Art Universalgenie, das Brücken und Salinen konstruierte, Kanäle und Wasserhebewerke anlegte, Mühlen und Keltern, Bergwerke und Schmieden baute und deswegen auch den Beinamen «schwäbischer Leonardo» erhielt. Professor Wilfried Setzler aus Tübingen vom Schwäbischen Heimatbund kommentiert diesen Beinamen mit einem Schmunzeln: «Wenn man Rom mit Stuttgart und Padua mit Backnang vergleichen will, kann man dies auch mit Leonardo und Schickhardt tun...»

Von schwäbischer, freilich auch weltöffener, Art muss der in Herrenberg geborene Baumeister tatsächlich gewesen sein. Seine Konstruktionen, liebevoll bis ins Detail «ausgemalt», zeichnen sich aus durch Funktionalität und Sparsamkeit; Schickhardt widerstand allen Verlockungen des höfischen Lebens, war geachteter Ehrenbürger in Montbéliard. Wilfried Setzler: «Eben der Prototyp des Bastlers und Tüftlers, des schwäbischen Unternehmers, wie man ihn heute kennt.»

Die hochgelehrte Historikerrunde, geleitet von Sönke Lorenz aus Tübingen und Elmar Haug von der Fritz-Erler-Akademie in Freudenstadt, machte sich am Sonntag auf zu einer Exkursion zu verschiedenen Werken Meister Schickhardts. Stationen waren dabei unter anderem Marktplatz und Stadtkirche in Freudenstadt, Grüntal und das Christophstal, der Marktplatz in Schiltach, die Salinen in Sulz, die Städte Herrenberg und Tübingen.



Freiwillige rechen das Mähgut am Grafenberg oberhalb von Herrenberg-Kayh zusammen. Sie helfen auf Grundstücken des Schwäbischen Heimatbundes.

Freiwilligentrupp hilft der Natur am Grafenberg gezielt auf die Sprünge

Stuttgarter Zeitung vom 26. Oktober 1999 – Immer im Herbst macht sich ein Trupp freiwilliger Helfer am Grafenberg in Herrenberg-Kayh zu schaffen: Ausgerüstet mit Rechen und Arbeitshandschuhen macht sich das gute Dutzend Leute an die Arbeit. Die Wiese an dem Steilhang ist gemäht. Die Freiwilligen rechen das Mähgut auf eine der ausgelegten Matten zusammen, die sie zu einem weiter unten bereitstehenden Anhänger ziehen und abladen.

Das frische Mähgut werde entfernt, um der Wiese Nährstoffe zu entziehen, erläutert der Herrenberger Forstdirektor Hansjörg Dinkelaker. So könnten Pflanzen wie Margerite, Glockenblume und Salbei gedeihen, die nährstoffarme Standorte bevorzugen. Schon seit Jahrzehnten kauft der Schwäbische Heimatbund, der regelmäßig zu der Hege- und Pflege-Aktion im Herbst aufruft, Flächen auf dem Bergsporn am Südtrauf des Schönbuchs an, um dessen besondere Flora zu erhalten.

Sowohl für die Freiflächen wie für die naturbelassene Waldgesellschaft am Grafenberg hat die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege des Stuttgarter Regierungspräsidiums einen Pflegeplan erstellt. Dieser sieht unter anderem vor, dass dem Wald Einhalt geboten wird. An seinen Rändern verbusche er und lasse Blütenpflanzen wie beispielsweise Orchideen keinen Raum, erklärt Dinkelaker.

Lohn für Pflege von Weinbergen und Auen

Der Kulturlandschaftspreis 1999 wurde in der Wurmlinger Umlandhalle an sieben Gruppen verliehen

WURMLINGEN – Schwäbisches Tagblatt vom 12. November 1999. Besonders stolz über die seit 1991 vergebene Auszeichnung für besondere Verdienste um die Kulturlandschaft waren die zahlreich erschienenen Mitglieder des Wurmlinger Vogelschutzvereins. Vor den Festreden und der Preisvergabe in der Umlandhalle führte der Vereinsvorsitzende Florian Wagner seine fast 150 Gäste gestern nachmittag auf die Spitze des Kapellenbergs, um weiträumig die Pflegemaßnahmen des Vereins zu erläutern.

Der Kulturlandschaftspreis, dotiert mit insgesamt 21000 Mark, wird vom Schwäbischen Heimatbund und der Sparkassen-Finanzgruppe alljährlich vergeben. Heuer wurden neben dem Wurmlinger Vogelschutzverein noch sechs Gruppen aus 60 Bewerbungen ausgewählt. Sie stammen aus dem Main-Tauber-Kreis, dem Kreis Schwäbisch Hall, aus Korb, Pfullingen, Meßstetten und Veringenstadt.

Wie ein Lindwurm zog sich der Zug der Gäste am Kapellenberg hin, angeführt vom Vereins-Chef Florian Wagner. Seit vier Jahren mühen sich die Wurmlinger um die Pflege und den Erhalt der Wacholderheiden. «Der wichtigste Mann dabei», so Wagner, «ist der Schäfer Gerd Stefan mit seiner Herde.» An einer erneuerten Weinbergmauer mit einem Gedenkstein anlässlich der gestrigen Preisvergabe fügten Rottenburgs Oberbürgermeister Klaus Tappeser, der Vorstandsvorsitzende der Tübinger Kreissparkasse Elmar Jauch, der stellvertretende Wurmlinger Ortsvorsteher Karl Wagner und Martin Blümcke vom Schwäbischen Heimatbund die Schlusssteine ein.

Auf dem Berg erläuterte Wagner die weit über den Vogelschutz hinausgehende Landschaftsschutzpflege des Vereins. Dazu gehört etwa die Patenschaft für den Arbach oder die aufgelassene Kiesgrube «Steiniger Rain», wo die Ziegen der Familie Schaich aus Hemmendorf grasen. Überhaupt wäre die Arbeit, so Wagner, ohne die Zusammenarbeit mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Tübingen gar nicht möglich gewesen.

Insgesamt sieben Redner würdigten anschließend in der voll besetzten Umlandhalle das ehrenamtliche Engagement in Vereinen und Gruppen. Martin Blümcke lobte das Eintreten der Ministerin für den Ländlichen Raum, Gerdi Staiblin, für den Landschaftsschutz, «selbst im Kabinett». Der Geschäftsführer des Württembergischen Sparkassen- und Giroverbandes Michael Horn verwies auf die Verbundenheit seiner «regional verwurzelten Institute mit den Kräften vor Ort». Und Oberbürgermeister Klaus Tappeser sah mit Blick auf den Kapellenberg und die Neckarauen «nicht nur die Vogelwelt in Gefahr».

Ministerin Gerdi Staiblin zitierte unter anderen Nikolaus Lenau mit seinen Versen: «Luftig wie ein leichter Kahn...» In der kommenden Flurneuordnung können nach ihrer Ansicht «Naturschutzziele nur großflächig und ganzheitlich im Verbund mit Dorfstruktur und Landwirtschaft» gelöst werden.

Reinhard Wolf, Leiter der Stuttgarter Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, vergab die Preise. Für die Wurmlinger nahmen ihn Florian Wagner, Cornelia Theune, Wilfried Miller, Roman Soziaghi, Heinz Schaffizel und Brigitte Fahrner entgegen. Bevor es zum Abendessen Wurmlinger Lammfleisch gab, sprach Vorstandsvorsitzender Elmar Jauch, seit 27 Jahren Wurmlinger, von seiner Affinität «zum gehegten Hausberg».

Buch- & Antiquariat

J. J. Heckenhauer

Buchhandlung & Antiquariat seit 1823
Holzmarkt 5 • D-72070 Tübingen
Tel. 07071-23 018 • Fax 07071-23 651

Antiquariatskatalog Württembergica
(Bücher und Grafik 3300 Nr.)
soeben erschienen.

www.heckenhauer.de

Feiern Sie
mit...

750 Jahre



Die zahlreichen
Veranstaltungen
zum Stadtjubiläum
von Mai bis Juli 2000
können Sie dem
Programmheft entnehmen.

Info: Stadt Waiblingen,
Kulturamt, An der Talau 4
71334 Waiblingen
Tel: 071 51/20 01-24
Fax: 071 51/20 01-27



Gruppenbild mit den Empfängern des Kulturlandschaftspreises. Von links: Michael Horn, Württembergischer Sparkassen- und Giroverband, Martin Blümcke, Vorsitzender, Elmar Jauch, Kreissparkasse Tübingen, weiter rechts Ministerin Gerdi Staiblin und ganz rechts Reinhard Wolf, Vorsitzender der Jury.

Kulturlandschaftspreis 2000 ausgeschrieben

Der Schwäbische Heimatbund, der Württembergische Sparkassen- und Giroverband und die Sparkassen-Stiftung Umweltschutz setzen sich mit den Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln dafür ein, dass die durch Menschenhand in Jahrtausenden geschaffene Kulturlandschaft mit ihrer Flora und Fauna geschützt sowie die Artenvielfalt und Schönheit der heimischen Fluren bewahrt werden. Der unersetzliche Reichtum verschiedenartiger und zugleich unverwechselbarer Landschaftsbilder als gewachsene Ökosysteme und Kulturgüter soll auch kommenden Generationen erhalten bleiben.

Diese ganzheitliche Zielsetzung beruht auf den Erkenntnissen historisch bewährter Bewirtschaftungsformen und den Erfahrungen der Landnutzung im Einklang mit der Natur. Sie soll Beispiel geben für die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie sowie eine realistische Orientierung für die Praxis vor Ort bieten.

Mit dem Preis sollen besondere Verdienste um die Erhaltung, Pflege und Wiederherstellung von Kulturlandschaften gewürdigt werden. Ausgezeichnet werden Ausschnitte unserer Kulturlandschaft, in denen eine nachhaltige, traditionsbewusste Nutzung der Landschaft unter Berücksichtigung der naturgegebenen Voraussetzungen, der Ökologie, der Charaktermerkmale der Landschaft und der Ästhetik erfolgt. Vorgeschlagene Objekte sollen sich auf den Natur- und Umweltschutz beziehen, wobei eine ausgewogene Verzahnung von Naturlandschaft, Kultur und Heimat angestrebt wird.

Den Preis erhalten Einzelpersonen, Gruppen oder Vereine, die eine Kulturlandschaft oder ein Kleindenkmal pflegen oder betreuen, wobei der Vorschlag von jeder-



mann eingereicht werden kann. Private Maßnahmen werden Aktionen öffentlicher Institutionen in der Regel vorgezogen. Die Bewerbung soll aus dem Verbandsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes, also den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen einschließlich der angrenzenden Gebiete kommen.

Die Sparkassen-Stiftung Umweltschutz stellt ein Preisgeld in Höhe von 21.000 DM zur Verfügung, das aufgeteilt werden kann. Über die Verleihung entscheidet eine Jury. Der Preis wird in einer öffentlichen Veranstaltung übergeben. Die Vorschläge sind in der Größe DIN A4 darzustellen, möglichst mit Fotos zu veranschaulichen und bis spätestens 31. Mai 2000 an den Schwäbischen Heimatbund zu senden.

Weitere Informationen:

Schwäbischer Heimatbund

Weberstraße 2

70182 Stuttgart

Telefon 0711/23942-0, Telefax 0711/23942-44



Rechts oben: Dieser Stein in der Trockenmauer am Wurmlinger Kapellenberg erinnert an die Übergabe des Kulturlandschaftspreises 1999.

Die «grünen Männchen» legen letzte Hand an, um eine alte Weinbergmauer wieder herzustellen. Links oben der Rottenburger Oberbürgermeister Klaus Tappeser, in der Mitte zwei arbeitslose Zuschauer, Reinhard Wolf und Martin Blümcke.

Stuttgarter Stäffelesrutscher-Patent

Zu Gunsten der Lusthaus-Ruine im Stuttgarter Schlossgarten

Im vierten Jahr in Folge gingen 150 Teilnehmer am 9. Oktober 1999 auf Stäffeles-Tour. Beim Württembergischen Automobilclub (WAC) begrüßte Frau Ursula Roth als Vorsitzende der Stadtgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes die erwartungsvollen Mitglieder und Gäste und gab um 10 Uhr die wieder anspruchsvolle Strecke frei. Nachdem im vergangenen Jahr der Reinerlös (DM 2000,-) dem Erwerb der Hund'schen Teiche im Pfrunger Ried zugeflossen war, galt dieses Mal die ganze Aufmerksamkeit der Lusthaus-Ruine im Schlossgarten. Bei vier Stunden (reine Gehzeit) konnte über Erhalt und Sanierung dieser z.Zt. eingerüsteten Ruine viel diskutiert und nachgedacht werden. Harald Schukraft, Mitglied und Stadthistoriker, hatte wieder eine achtseitige Wegbeschreibung erarbeitet. Sie ist ganz besonders gut gelungen, großes Lob. So oft sah man die Wanderer lesender Weise noch nie!

Die Troika Willy-Reichert-Staffel, Oscar-Heiler-Staffel und Friedrich-E.-Vogt-Staffel war ein guter Anfang der wieder von Gerhard Käser konzipierten Strecke. In weitem Bogen wanderte man in Stuttgarts Süden – auch vorbei am Theater am Faden – immer unter dem Motto «Stuttgart – mein schönes Stuttgart». Vom Südheimer Platz zum Waldfriedhof fuhr man mit der Seilbahn, ein technisches Kleinod Stuttgarts, manch einer fuhr damit zum ersten Mal. Eine Verschnaufpause wurde zu Mittag im Heimgarten St. Josef angeboten. Doch einige «Gipfelstürmer» legten da einen Zahn zu und ließen das Angebot links liegen. Frisch gestärkt führte der Weg auf des Sonnenbergs Höhen, weiter nach Degerloch und zum Schimmelhüttenweg. Da wächst in exponierter Lage der Degerlocher Schnarrenberg.

Hinab zur Liststraße und nochmals hinauf zur Alten Weinsteige und zum Haigst, da war schon gute Kondition gefragt. Doch die Heimatbündler empfanden es als Ehrensache und schnauften kräftig durch. Dann lag Stuttgart zu Füßen, ein prächtiger Ausblick, wirklich «Stuttgart – mein schönes Stuttgart». Das war ein richtiger Höhepunkt für die Stäffelesrutscher, und obendrein noch bei so gutem Herbstwetter.

Gemächlich führte der Weg nun abwärts die Römerstraße zur Markuskirche. Dort überreichte Frau Roth die dieses Mal besonders schön gelungenen Urkunden. Jedem Teilnehmer wurde darauf bestätigt, dass er/sie 1158 Stäffele hinauf und rund 1061 Stäffele hinab bewältigt hatte, die Wegstrecke wird wohl ca. 18 km gewesen sein. Eine wohl ausgewogene und abwechslungsreiche Strecke mit Stäffele, Bürgerhäusern, Seilbahn, Wald und Weinbergen.

Grund genug, schnell zum Ausklang zur Dinkelacker-Brauereigaststätte zu gelangen. Mit einem besonderen Vesperangebot empfing dort die Wanderer das Ehepaar Kiedaisch, und Hefezopf gab's zudem noch gratis! Schee war's!

Von Franziska von Hohenheim bis Marie Luise Kaschnitz – 500 Jahre südwestdeutscher Geschichte im Spiegel faszinierender Frauenportraits



Der reich illustrierte Band vereint die Lebensgeschichte von dreißig bemerkenswerten Frauen aus Baden, Württemberg und der Kurpfalz – unter ihnen

Liselotte von der Pfalz, Sophie von La Roche, Franziska von Hohenheim, Luise Duttonhofer, Karoline von Günderrode, Königin Katharina von Württemberg, Marie Ellenrieder, Annette von Droste-Hülshoff, Otilie Wildermuth, Großherzogin Luise von Baden, Margarete Steiff, Isolde Kurz, Clara Zetkin, Margarethe Hormuth-Kallmorgen, Jenny Fikentscher, Marie Baum, Marie Luise Kaschnitz und Mia Seger

Elisabeth Noelle-Neumann (Hg.)

Baden-Württembergische Portraits

Frauengestalten aus fünf Jahrhunderten
264 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen
DM 68,-

DVA

Preiswürdige Denkmalschützer treffen sich im Badhaus

Denkmalschutzpreis 1999

ROTTWEIL – Schwäbische Zeitung vom 5. November 1999. Vor über 250 geladenen Gästen wurde der Denkmalschutzpreis 1999 gestern im Theater im Badhaus verliehen. Fünf private Bauherren und deren Architekten wurden in einem Festakt für ihre sensible Sanierung alter Bausubstanz geehrt.

Seit 22 Jahren verleiht der Schwäbische Heimatbund diesen Preis, bereits zum dritten Mal entschied sich die Jury für denkmalschützerisches Engagement in Rottweil. Der Name Alfons Bürk taucht bei allen Preisverleihungen auf: 1983 für die Arbeit des Stadtjugendrings, 1994 für den Erhalt des Gebäudes «Graben 15» in der Altstadt und dieses Jahr als Architekt des Projektes «Badhaus».

Hatte es 1978 nur drei Mal 2000 Mark an Preisgeldern gegeben, so dürfen sich – seitdem die Württemberger Hypo-Bank den Preis stiftet – die fünf Gewinner über je 10000 Mark freuen.

Die erfahrene Jury um Baudirektor Ulrich Gräf hatte keine leichte Aufgabe. Aus 57 Bewerbungen wurden in mehreren Schritten die nun prämierten Objekte ausgewählt, «exemplarisch für viele ähnliche Sanierungen», wie der Staatssekretär im Wirtschaftsministerium, Dr. Horst Mehrländer, in seiner Ansprache sagte. «Zukünftige Generationen werden unser heutiges Tun und Unterlassen kritisch hinterfragen.»

Mit einer Diaschau stellte Gräf die «gleichwertig preiswürdigen» Bauobjekte vor: von der etwa 400 Jahre alten Mühle in Eberdingen über das noch ältere Bad Cannstatter «Stelzenhaus» bis zum barocken Herrenhaus von Schloss Heutingsheim.

Aber auch die Renovierungsergebnisse zweier Baudenkmäler aus dem Beginn unseres Jahrhunderts gefielen den Juroren: eine Fabrikanten-Villa in Schwenningen und das ehemalige Badhaus der Rottweiler Pulverfabrik.

In seiner Begrüßungsansprache machte Dr. Paul Eisele, Vorstand der Württemberger Hypo, der Stadt Rottweil ein Kompliment: «Herr Bürgermeister, die Bürger hier haben sich vorbildlich verhalten in Sachen Denkmalschutz!» Wolfgang Nessler gratulierte allen Preisträgern und bedankte sich beim Schwäbischen Heimatbund und der Hypo-Bank. «Die Gesamtstadt Rottweil hat 537 Baudenkmäler. Wir wissen, wie teuer eine Sanierung ist: Unmöglich ohne die erhebliche Förderung durch das Land.»

In einer launigen Rede ließ Bauherr Fred Jänichen die Gäste an seinen Erfahrungen teilhaben: Von den Warnungen vor dem Start, dem Frust mit Behörden, den technischen Problemen und den davonlaufenden Kosten, aber auch von Erfolgen und engagierten Mitstreitern wurde berichtet. Bauherr Jänichen erklärte: «Ich würde vieles anders, aber doch alles genau wieder so machen.»

Aufruf zur Meldung von gefährdeten Kulturdenkmalen

Der Schwäbische Heimatbund setzt sich – wie wohl allgemein bekannt – für den Erhalt und die Pflege von gefährdeten Baudenkmalen ein. Die Größe und der Bekanntheitsgrad des Denkmals spielen dabei nicht die alleinige Rolle. Es sind vor allem die kulturgeschichtliche Bedeutung und die künstlerische und handwerkliche Qualität, die den Schutz und die Fürsorge begründen.

Der Denkmalschutzpreis, den der Schwäbische Heimatbund seit 1992 zusammen mit der Württemberger Hypo alljährlich verleiht, ist vor 22 Jahren ins Leben gerufen worden. Seine Öffentlichkeitswirkung ist erfreulich groß. Jedes Jahr gehen bis zu 60 Bewerbungen ein. Dabei handelt es sich überwiegend um äußerst sorgfältig rekonstruierte und sanierte Kulturdenkmale, die Privatpersonen gehören (ausführlicher Bericht über den Denkmalschutzpreis 1999 in diesem Heft).

Einen anderen Weg geht der Schwäbische Heimatbund mit der Unterstützung von Bürgeraktivitäten für die Erhaltung von gefährdeten Kulturdenkmalen in ihrer engeren Umgebung. Beispiele: Scheffelhaus in Oberndorf – Fotoatelier Hofmann in Kirchheim – Forstgebäude Joachimstal in Wüstenrot – Turm in der Stadtmauer von Nürtingen – Straßenbau zu Lasten eines Kulturdenkmals in Wälde usw.

In solchen Fällen versuchen wir durch Gespräche mit den Beteiligten, mit schriftlichen Appellen an die Entscheidungsträger und über Pressemitteilungen das öffentliche Interesse an dem Kulturdenkmal zu wecken und zu stärken. Zwar gelingt es nicht immer, ein gefährdetes Objekt zu retten, aber der Versuch ist die Mühe wert und Teilerfolge geben Auftrieb.

Wir rufen in diesem Zusammenhang unsere Mitglieder und die an dieser Arbeit Interessierten auf, uns auf gefährdete oder vom Abriss bedrohte Kulturdenkmale in ihrer Stadt/Gemeinde hinzuweisen.

Bitte schreiben Sie dem Schwäbischen Heimatbund (oder rufen Sie uns an, Tel.: 0711/23942-0), wenn Sie sehen, dass ein Gebäude, eine Stadtmauer, ein Kleindenkmal verfällt, verunstaltet wird oder beseitigt werden soll. Wir werden versuchen, uns darum zu kümmern.

Klaus Hoffmann

Schwäbische Heimat ab 1949 vollständig katalogisiert!

Hunderte von Stunden ehrenamtlicher Arbeit erschließen jetzt auch die Ausgaben von 1970 bis 1999.

«Dazu stand doch etwas in der «Schwäbischen Heimat». Das muss so vor vier, fünf Jahren gewesen sein.» So oder so ähnlich ist es sicherlich schon vielen Vereinsmitgliedern und Lesern der «Schwäbischen Heimat» gegangen. Was



Zufriedene Gesichter in der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes nach der Übergabe des Katalogs: (von links) Ortrun-Erdmunte Lotz, Bibliothekarin, Ernst Schaz, seines Zeichens Vermessungsingenieur, und Vorsitzender Martin Blümcke.

dann unweigerlich folgte, war ein mehr oder weniger langes Blättern in alten Ausgaben – nicht immer von Erfolg gekrönt, wenn die eigene Erinnerung doch nicht so funktionierte, wie sie sollte.

Damit ist jetzt Schluss. Denn seit Februar dieses Jahres ist jeder größere Beitrag der «Schwäbischen Heimat» nach Stichworten erfasst und auf Papier oder im Computer recherchierbar. Das Verdienst für diese wertvolle Suchhilfe gebührt Ernst Schaz aus Neuhausen ob Eck, der in rund 550 ehrenamtlichen Arbeitsstunden alle Ausgaben der SH seit 1956 vollständig gelesen und die Hefte der vergangenen 30 Jahre nach Stichworten geordnet hat. Ausgedruckt ist die Liste der Stichworte 320 eng bedruckte Seiten lang, die Datei füllt drei Computerdisketten.

Auf die Idee, die Inhalte der Schwäbischen Heimat so praktikabel zugänglich zu machen, kam Ernst Schaz durch die Arbeit an seiner eigenen Bibliothek. Mehr als 7000 Bände, vor allem zur Heimatgeschichte Württembergs und seines Heimatorts Neuhausen ob Eck, umfasst das Lebenswerk des Vermessungsingenieurs. Mittlerweile füllen die Bücher zur Natur- und Landeskunde, zu kleinen und großen Denkmälern und zur Heimatgeschichte den kompletten ehemaligen Heustock des elterlichen Bauernhofs.

Große Unterstützung für die SHB-Bibliothek

Bei Bibliotheksleiterin Ortrun-Erdmunte Lotz in der SHB-Geschäftsstelle stieß die Idee von Ernst Schaz natürlich auf große Begeisterung. Denn das Register erleichtert die Suche nach Artikeln sehr, sei es für eigene Recherchen oder für Anfragen von Mitgliedern und anderen Interessenten. Bei einer kleinen Feier in der Geschäftsstelle übergab Ernst Schaz den Katalog an Ortrun-Erdmunte Lotz und Geschäftsführer Dieter Dziellak. Vorsitzender Martin Blümcke dankte Herrn Schaz herzlich für die wertvolle Unterstützung der Vereinsarbeit: «Durch ihre unentgeltliche Arbeit ist es nun möglich, auch lang zurückliegende Artikel leicht wieder zu finden. Bisher waren wir bei Recherchen immer auf die Erinnerung angewiesen, bei personellen Veränderungen im Verein entstanden so immer wieder empfindliche Wissenslücken. Diese sind nun überbrückt.»

Bislang waren die Beiträge der SH nur in der Landesbibliografie Württemberg katalogisiert, allerdings nur unter dem jeweiligen Stichwort und nicht gesondert als Veröffentlichung in der Mitgliederzeitschrift des SHB gekennzeichnet. Für die Jahrgänge von 1950 bis einschließlich 1969 gibt es ein gedrucktes Stichwortregister, das als Ausgabe 4/1970 der SH erschienen ist. Der jetzt fertiggestellte Teil bis 1999 folgt der gleichen Gliederung und enthält um Beispiel auch alle Buchbesprechungen und die Mitteilungen der Rubrik SH-Aktuell.

So kann jetzt jeder Interessierte die Entwicklung seines Spezialgebietes über die Jahrzehnte verfolgen.

Wer Interesse am Register von 1970 bis 1999 in elektronischer (MS-Word-Tabelle, drei 1,44 MB-Disketten) oder gedruckter Form hat, wendet sich bitte an die Geschäftsstelle. Bei genügend großer Nachfrage wird über einen Druck des Registers in kleiner Auflage nachgedacht.

V.L.

BHU gegen die Verwendung der Öko-Steuer

Der Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU) ist der Bundesverband der Heimat- und Bürgervereine mit 18 Landesverbänden und rund drei Millionen Mitgliedern. Er lehnt in einer Resolution die Erhebung der Öko-Steuer zur Stopfung von Haushaltslöchern und Engpässen bei den sozialen Sicherungssystemen ab.

Er tritt nachdrücklich dafür ein, dass – wenn eine solche Steuer schon erhoben wird – die Erträge der Öko-Steuer ausschließlich für Zwecke des Umwelt- und Naturschutzes verwendet werden.

Der BHU macht darauf aufmerksam, dass vor allem der ländliche Raum durch die Öko-Steuer erheblich belastet wird und dieser Belastung an keiner Stelle eine Entlastung gegenübersteht.

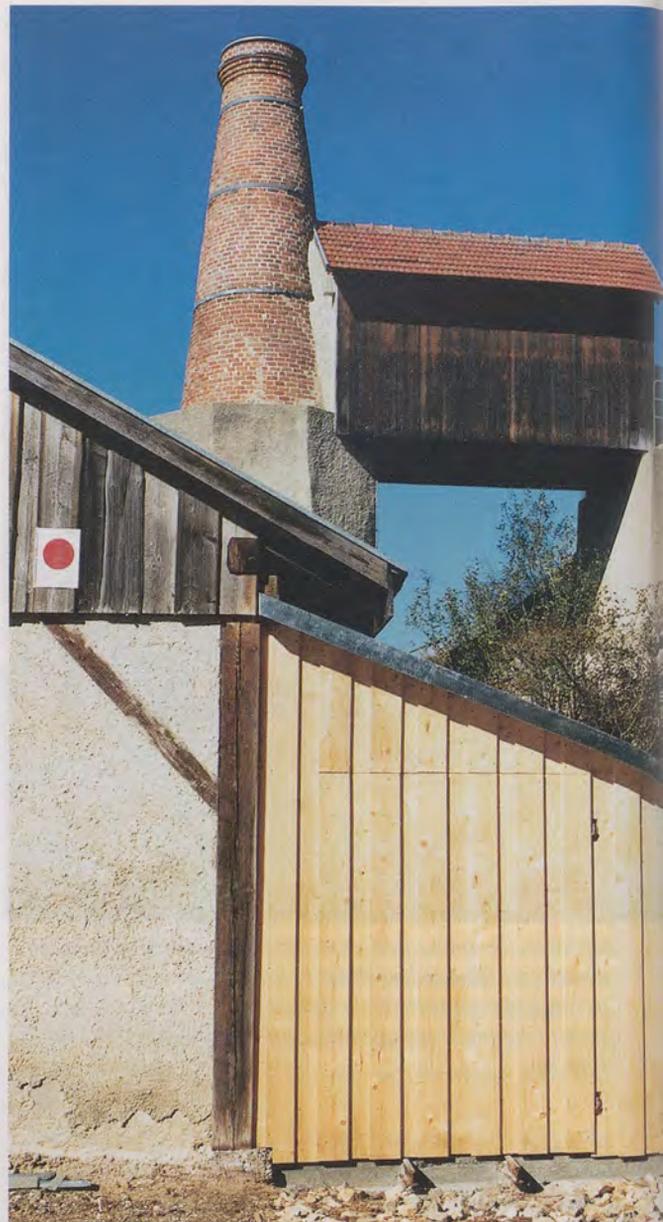
Neubau eines Lokschuppens am Kalkofenmuseum Untermarchtal

Bei der Auflösung eines Kalkwerkes im Blautal konnte die Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes eine Steinbruchlok mit Lorewagen bekommen. Zur Unterbringung dieser historischen Bahn wurde es notwendig, einen Anbau an das Museum zu errichten. Acht Mitglieder der Ortsgruppe und vier weitere Helfer waren im Herbst des vergangenen Jahres in rund 200 Stunden meist ehrenamtlicher Arbeit aktiv, um den Lokschuppen zu errichten. Er dient nicht nur als Unterstand für die Feldbahnlok, sondern wird dort auch den Besuchern präsentiert und zum Laufen gebracht. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Allen Mitarbeitern herzlichen Dank für diese Leistung!

Neben diesem großen Projekt wurden aber auch die anderen Aufgaben der Ortsgruppe nicht vernachlässigt. Neben dem Mähen der Magerwiesen in unmittelbarer Umgebung des Museums und verschiedenen Reparaturarbeiten verlegten drei Mitglieder der Gruppe im August ca. 9 Meter Gleise am Steinbruch, um dort drei Loren präsentieren zu können. Die zu der Gleisverlegung erforderlichen Schwellen, ca. 250 Jahre alte Eichenbalken, sind eine Stiftung unseres Mitglieds Karl Fundel. Das Kalkofenmuseum wurde im Jahr 1999 von über 1200 Personen besucht.



Zwei «Baumeister» der Ortsgruppe Untermarchtal: Georg Bierer (links) und Josef Traub.



Kalkofenmuseum Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes

Öffnungszeiten: Vom 2. April bis 29. Oktober 2000
Sonn- und feiertags
von 11 bis 17 Uhr

Führungen nach Vereinbarung auch an Werktagen.
Anmeldungen beim Vorsitzenden der Ortsgruppe
Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes,
Herrn Wolfgang Rieger, Große Egert 24, 89617
Untermarchtal, Telefon (07393) 3625.

Der **Eintritt** ins Museum kostet für Erwachsene
2,- DM, für Jugendliche 1,- DM. Gruppen ab 15 Per-
sonen erhalten ebenfalls eine Ermäßigung. Für Mit-
glieder des SHB ist der Eintritt frei.

Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried – Rückblick 1999

Das SHB-Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf kann auf ein erfolgreiches Jahr 1999 zurückblicken. Über 3000 Besucherinnen und Besucher nahmen am Veranstaltungsangebot der Einrichtung teil, davon 54% Erwachsene, 37% Schüler/innen und 9% Kinder.

Insgesamt wurden 135 Führungen, Naturerlebnisveranstaltungen, Aktionstage und Vorträge durchgeführt. Besonders erfreulich war die Tatsache, dass 42 Schulklassen das naturpädagogische Angebot im neuen Sommerklassenzimmer in Anspruch nahmen. Die Kinder kamen schwerpunktmäßig aus dem Kreis Ravensburg, aber auch vom nördlichen Bodenseeraum bis hin nach Stockach im Westen und Friedrichshafen im Osten. Jährlich besucht auch das Stuttgarter Heidehof-Gymnasium während des Landschulheimaufenthalts in der Nähe von Wilhelmsdorf das Naturschutzzentrum. Die Kinder werden von Pia Wilhelm, der hauptamtlichen Mitarbeiterin im Naturschutzzentrum in Biologie und Ökologie unterrichtet, erfahren die Grundlagen der Moorentstehung und lernen die Bewohner des Riedes und der Feuchtbiopten am Riedlehrpfad «hautnah» kennen. Auch Spiel, Spaß und Sinneserfahrung kommen nicht zu kurz bei den Führungen über die Lehrpfade. So lernen die Kinder «ganz nebenbei» ökologische Zusammenhänge.

Besonders gut kam im letzten Jahr die Sonderausstellung «Rupfungen und Gewölle» an – gerade bei den Kindern, die von den Präparaten der Eulen und Greifvögel ganz beeindruckt waren. Manche Schulklassen kamen vor allem wegen der Ausstellung und zerpflückten dann unter Anleitung Gewölle von Schleiereulen, um zu schauen, welche Kleinsäuger von den Vögeln erbeutet worden waren. Dabei lernten sie Räuber-Beute-Beziehungen kennen und verschiedene Tierarten zu unterscheiden.

An Sonn- und Feiertagen besuchten darüber hinaus, außerhalb von Veranstaltungen und Führungen ebenfalls über 3000 Besucher das Naturschutzzentrum im Pfrunger Ried. Davon waren 70% Erwachsene, 18% Schüler/innen und 12% Kinder.

Das Naturschutzzentrum beteiligte sich mit 16 Veranstaltungen am «Ferienprogramm Nördlicher Bodensee», einer Kooperation der Stadt Pfullendorf mit den Gemeinden Illmensee, Herdwangen-Schönach, Ostrach, Wald und Wilhelmsdorf und trug somit zum «Sanften Tourismus» und geführten Naturerleben im nördlichen Bodenseeraum bei.

Eine zweite Sonderausstellung im Herbst 99 zeigte eine Auswahl alter Karten und Ansichten von Wilhelmsdorf und Umgebung aus dem Archiv des Staatlichen Vermessungsamtes Ravensburg. Die Ausstellung fand in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein, Ortsgruppe Wilhelmsdorf, und dem Staatlichen Vermessungsamt Ravensburg statt. Bei den Einheimischen fand die Ausstellung anlässlich des 175-jährigen Jubiläums der ober-schwäbischen Pietistengemeinde reges Interesse.

Vorschau 2000

Auch im Jahr 2000 wartet wieder ein abwechslungsreiches Programm auf die Naturliebhaber im Pfrunger Ried. Von 24. März bis 27. August wird eine Fotoausstellung von Lothar Zier «Orchideen – Kleinodien am Wanderweg» zu sehen sein. Von 1. September bis 30. November gastiert dann die Wanderausstellung «Igel – die pfiffigen Stacheltiere» im Sommerklassenzimmer des Naturschutzzentrums in Wilhelmsdorf. Die Ausstellung beschäftigt sich mit der Biologie und Ökologie des beliebten Stacheltieres, seiner Bedeutung und Gefährdung. Sie wurde vom Naturhistorischen Museum Fribourg (Schweiz) und dem schweizerischen Umweltbüro Econat Fribourg konzipiert und ist auch in den Naturschutzzentren des Landes Baden-Württemberg zu sehen.

Von März bis November wird den interessierten Besuchern wieder ein reichhaltiges Programm angeboten (siehe unten). Unter anderem bietet der SHB am Samstag, den 15. Juli 2000 wieder seinen Naturerlebnistag für Familien an – wir berichteten in Heft 3/1999 darüber. Also – schnell anmelden und Plätze sichern!

Darüber hinaus können natürlich jederzeit Gruppen, Vereine und Schulklassen eine Führung durch die Ausstellungen und über die Lehrpfade bzw. eine naturpädagogische Veranstaltung buchen unter Tel. (07503) 739 oder per Fax (07503) 91495.



Wespen-Ragwurz. Aus der Foto-Ausstellung «Orchideen» im Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf.



Mit Begeisterung bei der Arbeit: Wilhelmsdorfer Schüler bei der Heckenpflanz-Aktion.

Veranstaltungskalender 2000:

März

- So 12.03. 14.00 Uhr Saisonbeginn: Führung über die Lehrpfade mit Vorstellung der neuen Info-Tafeln
- So 19.03. 14.00 Uhr «Frühlingserwachen im Ried» – Naturerlebnisführung
- Fr 24.03. 19.00 Uhr Eröffnung der Foto-Ausstellung «Orchideen – Kleinodien am Wanderpfad»
- Fr 24.03. 20.00 Uhr Dia-Vortrag «Wildwachsende Orchideen Europas»

April

- So 09.04. 14.00 Uhr Öffentliche Moorführung
- Sa 15.04. 20.00 Uhr Dia-Vortrag: «Das Pfrunger-Burgweiler Ried im Wandel der Zeit»
- Mo 24.04. 7.00 Uhr «Vogelhochzeit» – Naturerlebnisführung, anschl. Frühstück mit Produkten aus der Region
- So 30.04. 14.00 Uhr Naturkundlich-geschichtliche Wanderung zur Rinckenburg*

Mai

- So 07.05. 14.00 Uhr Öffentliche Moorführung
- So 14.05. 14.00 Uhr «Froschkonzert» – Naturerlebnisführung
- Sa 27.05. 14.00 Uhr Pflanzenbestimmungskurs für Anfänger; Anmeldung erforderlich bis 24.05. bis 18.00 Uhr

Juni

- Fr 02.06. 20.30 Uhr Heimische Fledermäuse – Dia-Vortrag und Exkursion
- So 04.06. PF 14.00 Uhr Öffentliche Moorführung
- Do 08.06. PF 14.00 Uhr «Besuch bei Familie Adebar»

Der Treffpunkt für alle Veranstaltungen ist am Naturschutzzentrum. Ausnahme:

*Wanderparkplatz am Gelhart-Wald (zwischen Wilhelmsdorf und Riedhausen)

Eine genaue Beschreibung der Veranstaltungen finden Sie in unserem Programmheft, das im Naturschutzzentrum sowie in Rathäusern, Fremdenverkehrsämtern und Geschäften ausliegt. Sie können es auch telefonisch bei uns anfordern.

Information und Anmeldung unter:
 Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried,
 Riedweg 3, 88271 Wilhelmsdorf
 Tel. (075 03) 739, Fax (075 03) 9 14 95,
 e-mail: NSZPfruRie@aol.com

Naturschutzzentrum in Aktion

Neben dem Programm für die Öffentlichkeit wird im Naturschutzzentrum natürlich auch noch anderes «geschafft»: In Zusammenarbeit mit der Grund- und Hauptschule Wilhelmsdorf wurde bei Wilhelmsdorf eine Hecke gepflanzt. Die Kinder schufen so unter der Anleitung von Schulleiter Karl-Johannes Henzler und dem Zivildienstleistenden Klaus Wiedemann einen neuen Lebensraum für viele Kleintiere, Vögel und Säugetiere. Hecken sind wichtige Vernetzungsstrukturen in der Landschaft und für viele Tiere lebensnotwendige Brut- und Versteckmöglichkeiten sowie Verbreitungswege in der oft ausgeräumten Kulturlandschaft.

Mit dem Erwerb von zwei Grundstücken durch den Schwäbischen Heimatbund konnte die letzte Lücke am Naturschutzgebiet «Überwachsener See» nördlich von Wilhelmsdorf geschlossen werden. Hierdurch wurde es möglich, dass ein nicht mehr benötigter Entwässerungs-

Der **Schwäbische Heimatbund** und seine Mitglieder sehen die Heimat als Aufgabe: Sie will erforscht und erarbeitet sein – und sie muß geschützt werden. Dafür setzen wir uns ein.

Beispiele für unsere Arbeit sind

- die Einrichtung des Naturschutzzentrums in Wilhelmsdorf
- die jährliche Verleihung eines Denkmalschutzpreises und eines Kulturlandschaftspreises
- die Rettung des historischen Kalkofens in Untermarchtal (heute Museum)
- die Herausgabe der Zeitschrift **Schwäbische Heimat**
- unser Programm von Studienreisen und Exkursionen.

Das interessiert mich.

Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich

- ein Probeheft der Zeitschrift **Schwäbische Heimat**
- Informationen über die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes im Naturschutz und in der Denkmalpflege
- Informationen zum Thema Kulturdenkmale in der Landschaft
- das Reiseprogramm des Schwäbischen Heimatbundes
- die Satzung des Schwäbischen Heimatbundes

Meine Anschrift

Familienname _____ Vorname _____

Straße _____

PLZ _____ Wohnort _____

Der **Mitgliedsbeitrag** für den **Schwäbischen Heimatbund** beträgt DM 48,- / Jahr (in der Ausbildung Stehende zahlen DM 20,-)

Mitglieder erhalten die Zeitschrift **Schwäbische Heimat** kostenlos.

Die **Schwäbische Heimat** erscheint viermal im Jahr. Das Jahresabonnement kostet DM 48,- zuzüglich Versandkosten. Lieferung und Rechnung erfolgen durch die Schwabenverlag AG, 73745 Ostfildern.

Ich trete bei!

- Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum **Schwäbischen Heimatbund**

zum 1. Januar des laufenden Jahres * / zum _____ *

*Nicht zutreffendes bitte streichen

Ich abonniere!

- Ich möchte dem Schwäbischen Heimatbund nicht beitreten, abonniere hiermit aber die Zeitschrift **Schwäbische Heimat** zum Preis von DM 48,- zzgl. Versandkosten ab Heft ____ des Jahres ____ Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn es nicht bis zum 30.9. eines Jahres gekündigt wird.

Familienname _____ Vorname _____

Geburtstag _____ Beruf/Tätigkeit _____

PLZ _____ Wohnort _____ Straße _____

Ort, Datum _____ Unterschrift _____

Die Schwäbische Heimat als Geschenk-Abonnement

- Ganz gleich, ob
- zu Fest-, Geburts- oder Gedenktagen,
 - zu Jubiläen,
 - zum Eintritt ins Rentenalter,
 - oder einfach als "Dankeschön",

die **Schwäbische Heimat** ist immer ein ideales Geschenk für alle, die sich für Landes- und Volkskunde, Geschichte und Naturschutz interessieren.

Mit einem Geschenk-Abonnement der Schwäbischen Heimat (pro Jahr 4 Ausgaben / DM 48,- zzgl. Versandkosten) bereiten Sie gleich viermal Freude.

Ich verschenke die Schwäbische Heimat!

- Ich möchte ein Jahr lang (4 Ausgaben) bis zum Widerruf (30.9. eines Jahres) die **Schwäbischen Heimat** verschenken.

Bitte schicken Sie die Geschenkkurkunde dem Empfänger mir
Gewünschter Lieferbeginn: 1. Januar

Das Geschenkabonnement wird über die Schwabenverlag AG, 73745 Ostfildern, ausgeliefert und berechnet.

Meine Anschrift

Familienname _____ Vorname _____

PLZ _____ Wohnort _____ Straße _____

Ort, Datum _____ Unterschrift _____

Die Anschrift des Beschenkten

Familienname _____ Vorname _____

PLZ _____ Wohnort _____ Straße _____

Absender:

Bitte
freimachen

An den
Schwäbischen Heimatbund
Weberstraße 2

70182 Stuttgart



Absender:

Bitte
freimachen

An den
Schwäbischen Heimatbund
Weberstraße 2

70182 Stuttgart

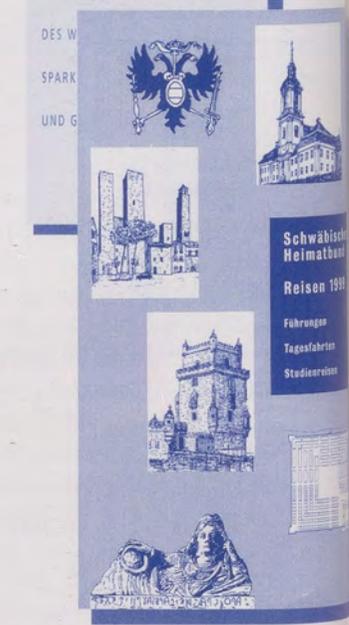


Absender:

Bitte
freimachen

Schwabenverlag AG
Vertrieb SCHWÄBISCHE HEIMAT
Senefelderstraße 12

73760 Ostfildern



graben verschlossen werden konnte, um das Austrocknen des Zwischenmoores zu verhindern. Die Wiedervernässung des «Überwachsenen Sees» soll verhindern, dass durch Verbuschung die einmalige und vom Aussterben bedrohte Vegetation in diesem Bereich verschwindet. Bisher musste den lichthungrigen und empfindlichen Pflanzen durch aufwendige Entbuschungsaktionen das Überleben ermöglicht werden. Nun soll durch das Rück-

gängigmachen der Entwässerung nach der Besiedelung des Riedes durch die pietistischen Siedler im 19. Jahrhundert dieser botanisch hochwertige Lebensraum gesichert werden. Die Vernässung soll die Verbuschung verlangsamen bzw. verhindern. Ein Landwirt aus Wilhelmsdorf schob im Auftrag des Naturschutzzentrums mit seinem Bagger den Graben zu und leistete so ein wichtiges Stück Naturschutzarbeit. Es geht auch miteinander!

SHB Reiseprogramm

Reisen und Exkursionen März bis Juli 2000

Studienreisen

Die Stadt Baden im Aargau – 2500 Jahre Kultur an warmen Quellen

Samstag, 18. März bis Sonntag, 19. März 2000
Führung: Dr. Raimund Waibel

Romanik in Hessen

Donnerstag, 30. März bis Sonntag, 2. April 2000
Führung: Manfred Akermann

Bauernkrieg in Oberschwaben

Samstag, 8. April bis Sonntag, 9. April 2000
Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Die Tagung der «Appenzeller Landsgemeinde»

Freitag, 28. April bis Sonntag, 30. April 2000
Führung: Prof. Dr. Franz Quarthal

Goethes Böhmen – eine Nachlese zum 250. Geburtstag

Montag, 1. Mai bis Freitag, 5. Mai 2000
Führung: Dr. Ernst-Otto Luthardt

Auf den Spuren der Fugger

Freitag, 12. Mai bis Sonntag, 14. Mai 2000
Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Romanische und romantische Stätten am Harz

Dienstag, 16. Mai bis Sonntag, 21. Mai 2000
Führung: Sibylle Setzler M.A.

Zwischen Karpaten und Donau: die ursprünglichsten Regionen Ungarns und Rumäniens

Donnerstag, 25. Mai bis Montag, 5. Juni 2000
Führung: Dr. Ernst-Otto Luthardt und Ingeborg Luthardt

Südliches Elsaß und Vogesen: Eine botanische Exkursion

Freitag, 2. Juni bis Sonntag, 4. Juni 2000
Führung: Dr. Dagmar Lange

Umbrien – das grüne Herz Italiens

Samstag, 10. Juni bis Montag, 19. Juni 2000
Führung: Sven Gormsen

Le Pays d'Auge – Heimat Wilhelms des Eroberers. Eine Wanderstudienreise im Herzen der Normandie

Samstag, 24. Juni bis Sonntag, 2. Juli 2000
Führung: Dr. Raimund Waibel

Die Rhône von der Quelle bis zur Mündung Teil II: Vom Genfersee bis vor Lyon

Sonntag, 2. Juli bis Samstag, 8. Juli 2000
Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Prof. Dr. Wilfried Setzler

Gartenbaukunst von der Renaissance bis zum «Englischen Garten»

Dienstag, 18. Juli bis Sonntag, 23. Juli 2000
Führung: Sibylle Setzler M.A.

Flandern – Zentrum Europas, Schatzkammer der Künste, Schlachtfeld des Kontinents

Samstag, 29. Juli bis Sonntag, 6. August 2000
Führung: Michael Bayer

«Klösterreich» – die österreichischen Prälatenklöster

Samstag, 29. Juli bis Freitag, 4. August 2000
Führung: Prof. Dr. Franz Quarthal

Tagesfahrten

Kultur und Geschichte der Juden in Schwaben und Hohenzollern: Haigerloch – Hechingen – Baisingen

Samstag, 18. März 2000
Führung: Dr. Benigna Schönhagen

**In den Bergen und Wäldern um Stuttgart:
Der Schurwald I**

Mittwoch, 29. März 2000

Führung: Dr. Raimund Waibel

Ein Maler der Gotik: Friedrich Herlin

Mittwoch, 5. April 2000

Führung: Sibylle Setzler M.A.

**Herrschaft, Klerus, Untertanen – Juwelen des Denkmal-
schutzes im Nordschwarzwald**

Mittwoch, 12. April 2000

Führung: Dr. Raimund Waibel

**Frühklassizismus in Süddeutschland: Kirchen in der
Gegend von Ulm**

Freitag, 14. April 2000

Führung: Dr. Ulrike Weiß

**Mythos Jahrhundertwende – Besuch der Landesausstel-
lungen 2000 in Karlsruhe und Mannheim**

Samstag, 15. April 2000

Führung: Dr. Jutta Dresch und Dr. Thomas Kosche

Ornithologie im Vorderen Schurwald

Sonntag, 16. April 2000

Führung: Dietrich Francke

**In den Bergen und Wäldern um Stuttgart:
Der Schurwald II**

Mittwoch, 3. Mai 2000

Führung: Dr. Raimund Waibel

Natur- und Kulturschätze des Nördlinger Rieses

Samstag, 6. Mai 2000

Führung: Hans Mattern und Hans Wolf

**Das Obere Neckargäu – Landschaft zwischen Schwarz-
wald und Alb**

Mittwoch, 17. Mai 2000

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller

Historisch-naturkundliche Radtour im Schurwald

Freitag, 19. Mai 2000

Führung: Regina Schmid und Astrid Waibel

**Die ehemalige Reichsgrafschaft Helfenstein: Das obere
Filstal von Geislingen bis Wiesensteig**

Samstag, 27. Mai 2000

Führung: Manfred Akermann

**Naturgeschichte im Zeitenwandel: Eine botanische
Exkursion in die Wutach-Gauchachschlucht**

Sonntag, 25. Juni 2000

Führung: Dr. Dagmar Lange

**Spaziergänge zur Kunst: Kloster Beuron und die
Mauruskapelle**

Freitag, 30. Juni 2000

Führung: Dr. Ulrike Weiß

**Genius Loci: Orte der Dichter und Denker des
Schwabenlandes**

Samstag, 1. Juli 2000

Führung: Wolfgang Urban

**Für unsere Mitglieder in Oberschwaben:
Alblandschaft im Wandel: Die Balingen Alb**

Samstag, 8. Juli 2000

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller

(Abfahrtsstellen: Leutkirch, Wangen, Ravensburg,
Wilhelmsdorf, Ostrach, Krauchenwies)

**Bis zum Ende der Zeiten: Kirchenportale als Spiegel
christlicher Geschichtsauffassung**

Mittwoch, 12. Juli 2000

Führung: Prof. Dr. Volker Himmelein

**Groß-Geläute im Schwarzwald zwischen Pforzheim
und Freudenstadt**

Samstag, 15. Juli 2000

Führung: Gerhard Eiselen

Naturerlebnis Pfrunger-Burgweiler Ried

Samstag, 15. Juli 2000

Leitung: Pia Wilhelm und Lothar Zier

Trockenrasenvegetation in der Remstalbucht

Sonntag, 16. Juli 2000

Führung: Dr. Dagmar Lange

Rottweil am Neckar

Samstag, 22. Juli 2000

Führung: Karl-Martin Hummel

Aktion Irrenberg 2000

Samstag, 29. Juli 2000

**Bitte beachten Sie
folgende Programmänderung:**

Wegen des Formel-1-Rennens am Hockenheimring und des damit verbundenen hohen Verkehrsaufkommens auch in der Pfalz muss die für den Termin 28.–30. Juli geplante Reise «Historisch-naturkundliche Radwanderung in der Südpfalz» verschoben werden. Neuer Termin ist der 21.–23. Juli 2000. Wir bitten um Ihr Verständnis.

«Ora et labora» wurde zur Dauerschau im Kloster

(STZ). Der Erfolg der Ausstellung «Ora & labora – Die Zisterzienser in Bebenhausen» kann fortgesetzt werden. Die Schau im Kloster wird als Dauerausstellung eingerichtet.

Immerhin 73000 Besucher sahen die Ausstellung «Ora & labora» zum 900-jährigen Bestehen des Zisterzienserordens. Angesichts des großen Interesses entstand die Idee, aus der temporären Ausstellung eine Dauer-einrichtung zu machen. «Es soll gezeigt werden, dass die gebaute Ordnung der Zisterzienser mit der gelebten Ordnung der Zisterzienser übereinstimmt», erklärte jetzt Finanzpräsident Dieter Hauße zum Ziel der Ausstellung.

Die Konzeption lag wie 1998 in den Händen der Tübinger Kunsthistorikerin Ursula Schwitalla. Sie konnte zwar nur auf einen Teil der Exponate von 1998 zurückgreifen, weil die Leihgeber ihre Schätze zurückgefordert haben. Doch zahlreiche hochwertige Repliken zeugen vom Leben und von der Arbeit der Mönche. Dazu gehört eine nach dem Original in Kupfer gegossene Abtskrümme, herausragend auch Großdias der Glasmalereien des Chorfens-ters im Maßstab 1:1. Ein originales Tafelreliquiar aus dem 14. Jahr-hundert konnte dagegen inzwischen aus Privatbesitz erworben werden, auch jüngste Funde aus der Glashütte des Klosters und viele der Fliesen aus der klostereigenen Ziegelei werden wei-terhin ausgestellt.

Statt der Präsentation kostbarer Bücher wird nun gezeigt, wie die Mönche Bücher herstellten, schließlich wäre «ein Kloster ohne Bücher wie eine Burg ohne Waffenkammer», sagte Schwitalla. Geöffnet ist täglich außer montags von 9 bis 12 Uhr und von 13 bis 18 Uhr.

Ulmer Museum eröffnet Anbau für Kurt Fried

(STZ). Ihrem Münster hätten die Ulmer vor ein paar Jahren gern die Nachbarschaft von Richard Meiers Stadthaus erspart. Steinalte Gotik Seit an Seit mit amerikanischer Oceanli-ner-Moderne – das ging vielen über die Hutschnur.

Fast wäre es den Lordsiegelbewah-rern Altulms gelungen, den Neubau zu verhindern, von dem sie sich vor allem wegen der zeitgenössischen Architektursprache provoziert fühl-ten. Gegen den Sieger in einem Fami-lie-Parler-Ähnlichkeits-Wettbewerb hätte man wahrscheinlich gar nichts einzuwenden gehabt. An den Hutzel-häuschen aus der Nachkriegszeit rund um den Münsterplatz hatte sich schließlich auch niemand gestört, aber so ...

Der Anbau des Ulmer Museums für die Sammlung Fried, der am 13. November 1999 eröffnet wurde, ging dagegen ganz ohne Protestgeschrei über die Bühne, obwohl auch dieses Haus sein Baujahr nicht hinter falschem Fachwerk verbirgt. Haben die Bürger etwa dazugelernt? Bestimmt. Dass Meiers Stadthaus ihrer Kathedrale nicht zu nahe tritt, sondern, im Gegenteil, deren himmel-wärts strebende Monumentalität durch die Kontrastwirkung seiner schneeweißen Zirkelschläge sogar steigert (und dem Zentrum nebenbei auch noch einen urbanen Platz ver-schafft), dürfte dem verbreiteten Res-sentiment gegen die Architekturmo-derne den Boden entzogen haben.

Aber bleiben wir auf dem Teppich – das Museum ist nicht das Münster und die unscheinbare Schelergasse nicht der Münsterplatz. Es kann sogar sein, dass der Museumsanbau von den Ulmern noch gar nicht richtig registriert worden ist, weil er – ohnehin an unbeachteter Stelle in der

Altstadt gelegen – nach außen kaum in Erscheinung tritt. Eine dem Maß-stab der Umgebung angepasste Fas-sade nahezu ohne Fensteröffnungen und, versteckt hinter einem verglas-ten Treppenhaus, eine hohe Halle, das ist alles, was das neue Haus dem Pas-santen von sich preisgibt. Man muss schon hineingehen, um den räumli-chen und ästhetischen Zugewinn zu bemerken, den das Museum mit die-ser Erweiterung erfahren hat.

Johannes Manderscheid und Eber-hard Raupp sind erfahrene Architek-ten im Umgang mit historischer Bausubstanz. Der Rottenburger Man-derscheid hat sich durch so einfühlsame wie kernige Umbauten einen Namen gemacht.

Sein Stuttgarter Partner und Pro-jektleiter in Ulm, Eberhard Raupp, ist durch mehrjährige Mitarbeit in Man-derscheids Büro auf dem nämlichen Kammerton eingestimmt, was im Ergebnis dazu geführt hat, dass sich der neue Museumsbau auf den alten zwar ausdrücklich bezieht, aber nicht durch formale Imitation, sondern durch strukturelle Analogien.

Metro macht das Lager Bondorf dicht

(STZ). Die Metro-AG will nach Anga-ben der Gewerkschaft Handel, Ban-ken und Versicherungen das von der Firma Kriegbaum übernommene Großlager bei Bondorf (Kreis Böblin-gen) zum 1. März an die Reutlinger Spedition Betz verkaufen. Davon betroffen sind rund 350 Mitarbeiter. Sie wurden auf einer Betriebsver-sammlung in Bondorf von der Über-nahme informiert. Vom Lager Bon-dorf aus sind bisher die süddeutschen Real- und Extra-Märkte der Metro beliefert worden. (Siehe «Schwäbi-sche Heimat» 98/4, Seite 411)

Fürstenberg-Musikbibliothek ist jetzt in Karlsruhe

(PM). Die Musikaliensammlung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen wird künftig in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe verwahrt. Das Land Baden-Württemberg hat die Sammlung Ende Oktober für 2,9 Mio. DM erworben. Finanziert wurde die Erwerbung überwiegend aus Mitteln der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg und mit Beiträgen der Kulturstiftung der Länder und der Badischen Bibliotheksgesellschaft e. V., Karlsruhe.

Die Donaueschinger Musikalien bilden eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Art im süddeutschen Bereich aus fürstlichem Besitz. Mit 3612 Handschriften und 3920 Drucken zählt die Sammlung zu den umfangreichen – neben den Musikalien der Fürst Thurn und Taxis Hofbibliothek in Regensburg (2900 Musikhandschriften) und denjenigen der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek, die heute in der UB Augsburg verwahrt werden (1787 Musikhandschriften, 604 Musikdrucke). Durch ihre Geschlossenheit und die ausgewogene Mischung nahezu aller musikalischen Gattungen (Kirchenmusik, Kammermusik, Konzerte, Opern usw.) stellt die Donaueschinger Sammlung insgesamt eine wichtige Quelle für die Musikpflege an einem regional bedeutenden Hof dar.

Erhalten haben sich u. a. viele instrumentale sowie musikdramatische Werke aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, da seit 1762 eine Hofkapelle bestand und sich die Fürstenfamilie 1784 ein eigenes Hoftheater bauen ließ. Opern von Wolfgang Amadeus Mozart, Joseph Haydn, Gioachino Rossini, Daniel François Esprit Auber und Vincenzo Bellini wurden in Donaueschingen aufgeführt, das Notenmaterial ging anschließend in die Musikaliensammlung ein.

Zahlreiche Hofkapellmeister versahen ihren Dienst am Fürstenberger Hof, besonders wichtig waren darunter Conradin Kreutzer (1780–1849) und Johann Wenzel Kalliwoda (1801–1866). Von Kalliwoda haben sich



Mozarts «Don Giovanni» als Teil der Musikbibliothek: Partitur, Stimmen und Klavierauszüge.

allein über 200 Kompositionen in der Musikaliensammlung erhalten. Dieser Bestand stellt nun eine hervorragende Ergänzung zu dem bereits in der Badischen Landesbibliothek verwahrten Teilnachlass des in Karlsruhe verstorbenen Komponisten dar.

Nach dem Brand des Hoftheaters im Jahr 1850, bei dem glücklicherweise keine Notenverluste zu beklagen waren, wurde vor allem Musik im privaten Kreis der fürstlichen Familie gepflegt. Hiervon haben sich in der Sammlung Noten für Kammermusik (wie Streichquartette und handgeschriebene Liederbücher) erhalten.

Erst im 20. Jahrhundert wurde unter Fürst Max Egon II. wieder öffentliches musikalisches Leben nach Donaueschingen geholt. Er förderte von 1921 bis 1926 die von Musikdirektor Heinrich Burkhard ins Leben gerufene Gesellschaft der Musikfreunde, die in Donaueschingen Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst veranstaltete. Den Ehrevorsitz hatte dabei Richard Strauss inne. In diesen Konzerten erlebten u. a. Werke von Paul Hindemith, Arnold Schönberg und Anton von Webern Uraufführungen.

Die Bestände der Donaueschinger Musikaliensammlung sind durch einen handschriftlichen Katalog erschlossen. Der größte Teil der Handschriften ist außerdem in RISM

verzeichnet (recherchierbar mit der CD-ROM «RISM, Serie A/II, Musikhandschriften nach 1600» sowie über die Internetseite von RISM <http://www.rism.harvard.edu/rism/DB.html>).

Im September 2000 wird eine Ausstellung in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe eröffnet, bei der Donaueschinger Musikalien gezeigt werden. Zur Ausstellung erscheint ein Katalog.

OB Kiel im Vorstand der Denkmalstiftung

(STZ). In der jüngsten Sitzung des Kuratoriums der Denkmalstiftung Baden-Württemberg ist der Oberbürgermeister von Fellbach (Rems-Murr-Kreis) und FDP-Landtagsabgeordnete Friedrich-Wilhelm Kiel in den fünfköpfigen Vorstand gewählt worden. Er rückt für den Ravensburger Landrat Guntram Blaser in das Gremium nach. Die Denkmalstiftung hat die Aufgabe, durch finanzielle Förderung zur Erhaltung von Kulturdenkmälern beizutragen. Nach den Worten Kiels geht es nicht nur darum, einzelne Privatleute beim Erhalt von Kulturdenkmälern zu unterstützen, sondern auch das Interesse der Bürger an der Denkmalpflege zu verstärken.

Braith-Mali-Atelier in Biberach wieder eröffnet

Das Braith-Mali-Museum in Biberach geht seiner Gesamteröffnung entgegen. Zusätzlich zu den bereits eröffneten Abteilungen der Naturkunde, Archäologie, Gotik und Modernen Kunst werden im März 2000 die kunstgeschichtliche Gemäldegalerie sowie die Braith-Mali-Ateliers wieder zugänglich.

Acht Jahre waren die berühmten historischen, im Stil altdeutscher Salons gehaltenen Künstlerateliers der Münchner Tier- und Landschaftsmaler Anton Braith (1836–1905) und Christian Mali (1832–1906) geschlossen. Inzwischen wurden die Salons und ihr Inventar aufwendig restauriert. Ab sofort bietet sich in den stimmungsvollen Atelierräumlichkeiten wieder ein besonderes Erlebnis. Man ist zu Besuch bei zwei Künstlern in der Zeit um 1900. Die Braith-Mali-Salons, die im Jahr 1906 von München nach Biberach überführt wurden, sind heute die einzigen vollständigen Künstlerateliers des 19. Jahrhunderts, ein Kulturdenkmal ersten Ranges.

Nach ebenfalls achtjähriger Schließung öffnet im März 2000 auch die kunstgeschichtliche Gemäldegalerie des Museums mit den Stilrichtungen Barock, Biedermeier bis Historismus u. a. mit Werken von Johann Heinrich Schönfeld (1609–1684) und Johann Baptist Pflug (1785–1866).

Zur Vorbereitung der noch ausstehenden Neueinrichtung der stadgeschichtlichen Museumsabteilung sowie als Standortbestimmung zum Jahrtausendwechsel folgt im Sommer 2000 die kulturgeschichtliche Sonderausstellung «Biberach um 1900» und voraussichtlich im Dezember 2000 die Eröffnung dieser Abteilung. Drei Säle werden für die ehemals reichsstädtische Vergangenheit Biberachs hergerichtet. Die Ausstellung dokumentiert die wichtigsten historischen Etappen vom Mittelalter bis in die Neuzeit mit den Schwerpunkten Spital, Kirchengeschichte und Gewerbe.

Mehr Geld für Steillagen in Aussicht

Das Land will Weingärtnern, die terrassierte Steillagen bewirtschaften, stärker als bisher unter die Arme greifen. Der Entwurf des neuen Doppelhaushaltes enthält die Mittel, um den Einmalzuschuss bei Wiederbepflanzung von derzeit 300 DM pro Ar auf 330 DM im Jahr 2000 und auf 370 DM im Jahr 2001 erhöhen zu können.

Baden-Württembergs Landwirtschaftsministerin Gerdi Staiblin überbrachte die Neuigkeiten auf der Feier zur Landesprämierung des Weinbauverbandes Württemberg vor über 1000 Gästen in Heilbronn. Der Verband geht davon aus, dass der Posten Steillagenförderung bei der Entscheidung über den Landeshaushalt unstrittig sein wird, und so bedankte sich Präsident Hermann Hohl bereits für das «Weihnachtsgeschenk».



Park und Schloss mit Kunstsammlungen, Bibliothek und Galerie.

Geöffnet vom 19. März bis 1. November

Samstag, Sonntag und an Feiertagen
10 bis 12 und 14 bis 17 Uhr
Gruppen an Wochentagen und am Wochenende nach Voranmeldung;
am Montag [außer an Feiertagen] geschlossen

Voranmeldung unter Telefon 073 66/27 93 oder 073 61/52 11 08

Stiftung Schloss Fachsenfeld
Geschäftsführung
Marktplatz 30, 73430 Aalen
www.aalen.de



stiftung
schloss
fachsenfeld



Kloster Alpirsbach

Günther Bachmann

Kloster Alpirsbach
56 S. mit 84 farb. und 6 s/w Abb., Broschur mit breiten Klappen, 12,5 x 23,5 cm
Unverbindl. empfohlener Preis DM 8,50/ sFr 8,50/öS 62,-
ISBN 3-422-03063-8

Die Amtlichen Führer der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg
Alle Führer sind von Kunsthistorikern geschrieben. Die durchgehend vierfarbig illustrierten und mit zahlreichen Abbildungen versehenen Publikationen bieten auf jeweils 48 Seiten schnelle und präzise Information über die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse, Architektur, Nutzung und Ausstattung der Objekte. Lagepläne und Grundrisse in den Umschlagklappen sowie Zeittafeln geben dem Besucher eine gute Orientierung. Herausgeber: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit der Staatsanzeiger für Baden-Württemberg GmbH.

Bereits erschienen:

Klosterruine Allerheiligen
ISBN 3-422-03055-7

Groß- und Kleincomborg
ISBN 3-422-03061-1

Kloster Maulbronn
ISBN 3-422-03052-2 (dt.)
ISBN 3-422-03064-6 (engl.)

Schloßgarten Stuttgart
ISBN 3-422-03060-3

Schloß Solitude
ISBN 3-422-03057-3

Kloster Wiblingen
ISBN 3-422-03058-1

In Vorbereitung:

Schloß und Schloßgarten Karlsruhe
ISBN 3-422-03062-X

Meersburg
ISBN 3-422-03068-9

Kloster Ochsenhausen
ISBN 3-422-03067-0

Deutscher Kunstverlag
Nymphenburger Str. 84
80636 München
Fax 089 / 12 15 16-16



Das Schwäbische Donaumoos droht auszutrocknen

(STZ). Das Schwäbische Donaumoos zwischen Langenau und Gundelfingen droht auszutrocknen. Eine Ausstellung macht darauf aufmerksam.

Der Titel der Ausstellung im Naturkundlichen Bildungszentrum der Stadt Ulm klingt dröge: «Das Schwäbische Donaumoos gestern – heute – morgen». Der Raum, in dem die Fotos von Bekassine und Trollblume und ein Biotop mit ausgestopften seltenen Vögeln zu sehen sind, ist nicht sehr groß. Das Schwäbische Donaumoos, das einst artenreiche Niedermoor an der Donau zwischen Langenau und Gundelfingen, lernt man ohnehin besser auf einer Wanderung kennen.

Die Frage ist aber, wie lang der Wanderer die idyllische Moorlandschaft, die Auwälder, die typischen Brennen (trockene heiße Stellen) mit dem seltenen Kreuzenzian überhaupt noch erkunden kann. Das Donaufeuchtgebiet ist zwar noch ein Vogelparadies von europäischem Rang, wird aber schon heute als «Trockenmoor» bezeichnet. Die gemeinsam von der Arbeitsgemeinschaft Schwäbisches Donaumoos e.V. und dem Naturkundlichen Bildungszentrum erarbeitete Ausstellung soll aufrütteln und die Bevölkerung mobilisieren. Beim Schwäbischen Donaumoos geht es nämlich nicht nur um seltene Pflanzen und Tiere, es geht vor allem um Politik. So wie die Donau in Ulm die Bundesländer Bayern und Baden-Württemberg trennt, so ist das Donaumoos durch einen «Grenzgraben» geteilt. Auf Baden-Württemberg Seite wird das Feuchtgebiet Ried genannt. Die Grenze freilich existiert nur auf der Landkarte. In der tatsächlichen Landschaft hat jede bayerische Maßnahme im Moos Folgen in Baden-Württemberg und jeder württembergische Eingriff ins Ried macht sich auch in Bayern bemerkbar.

Viele verschiedene Interessen gefährden die Landschaft, die vor hundert Jahren mit der Begrädnung der Donau grundlegend verändert wurde. Da ist die Landeswasserversorgung in Langenau, die nicht nur Donauwasser, sondern auch Grund-

wasser fördert, das unter anderem der Stadt Stuttgart zugute kommt. Da gibt es Kiesabbau, da sind diesseits und jenseits der Donau Landwirte, die das ehemalige Feuchtgebiet beackern, und es gibt die Freizeinnutzung an den Baggerseen.

In Bayern wurde vor knapp zehn Jahren die Arbeitsgemeinschaft Schwäbisches Donaumoos e.V. gegründet, die inzwischen ein Konzept entwickelt hat, um die Interessen auszugleichen. «Wir können das Handeln beginnen», erklärte der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft, der bayerische Bezirkstagspräsident Georg Sinnacher, bei der Ausstellungseröffnung. Der Freistaat habe sogar Finanzen bereitgestellt, eigens für das Donaumoos, berichtete der Augsburger Regierungspräsident Ludwig Schmid. In Baden-Württemberg freilich hofft das Regierungspräsidium Tübingen inzwischen nur noch auf Wunder. Geld steht nämlich nicht zur Verfügung. Der Aufforderung, sich freiwillig als Mitglied der bayerischen Arbeitsgemeinschaft anzuschließen, ist keine einzige Kommune auf baden-württembergischer Seite gefolgt.

Dabei hat schon ein einziger Versuch im Jahr 1996 gezeigt, dass es möglich ist, die Besonderheit dieser Moorlandschaft zu erhalten beziehungsweise wieder herzustellen. Ein Jahr lang wurde der Grenzgraben aufgestaut. Prompt kehrten die Frösche zurück. Inzwischen sind sie wieder verschwunden. Wie lange man noch die rund 5000 Hektar als «international bedeutsames Feuchtgebiet» (Ludwig Schmid) bezeichnen kann, ist also die Frage. Helfen könne nur ein länderübergreifendes Konzept, wurde bei der Ausstellungseröffnung betont.

Die Ausstellung im Naturkundlichen Bildungszentrum Ulm dauert bis zum 9. April 2000. Di bis Fr von 10–13 Uhr und 14–16 Uhr, Do 10–19 Uhr, Sa, So und Feiertage von 11–16 Uhr geöffnet.

Landesdenkmalamt zieht nach Esslingen

(STN). Die Zentrale Stuttgart des Landesdenkmalamtes zieht nach Esslingen. Die 220 Beschäftigten werden vermutlich im Jahr 2002 ihren neuen Arbeitsplatz im Alten Schelztorgymnasium mitten in Esslingen und in S-Bahn-Nähe beziehen können.

Die Stadt Esslingen und das Land haben eine Grundsatzvereinbarung unterzeichnet, die Finanzminister Gerhard Stratthaus bekannt gab.

Demnach wird die Stadt das ehemalige Gymnasium nach den Bedürfnissen der Behörde ausbauen und mit einem Anbau in Richtung Bahnhofstraße versehen. Esslingen kann auf Zuschüsse hoffen, da das Gebäude unter Denkmalschutz steht und diesen Belangen beim Um- und Ausbau Rechnung getragen werden muss. Das Land wird mit der Stadt dann einen längerfristigen Mietvertrag eingehen. Unter dem sanierten Dach des Alten Schelztorgymnasiums werden alle Mitarbeiter des Denkmalamtes Platz finden, die seither auf sieben Standorte in Stuttgart verteilt sind.

«Die zusätzlichen hoch qualifizierten 220 Arbeitsplätze bedeuten für Esslingen auch mehr Kaufkraft und eine weitere Belebung der Innenstadt», freute sich OB Jürgen Zieger. «Für die Stadt mit ihren tausend Baudenkmalen im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne wäre dies ein nachhaltiger Imagegewinn», glaubt der OB, der das positive Signal aus der Landeshauptstadt auch in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der internationalen Arbeitsgemeinschaft «Die Alte Stadt» mit Sitz in Esslingen begrüßen kann.

Mit dieser Lösung kann das denkmalgeschützte Schulhaus, in dem zuletzt Asylbewerber untergebracht waren und das nun bereits seit Jahren leer steht, nun doch noch genutzt werden. Zeitweise stand nämlich schon ein Abbruch des Gebäudes zur Diskussion, weil ein zunächst gedachter Umbau für das Amtsgericht Esslingen nicht möglich war.

EnBW verzichtet auf Hochspannungsleitung

(swp). Nach heftigem Widerstand von Naturschützern und Druck von Politikern verzichtet der Stromkonzern EnBW auf den Bau einer umstrittenen Hochspannungsleitung über die Schwäbische Alb.

Jahrelang hatte sich die Schutzgemeinschaft «Eyach-Alb-Donau» gegen eine neue Strom-Freileitung gewehrt. Sie sollte von Herberdingen im Kreis Sigmaringen nach Balingen-Engstlatt im Zollernalbkreis führen. Naturschützer befürchteten, dass die bis zu 100 Meter hohen Masten auf einer Strecke von 60 Kilometern das Landschaftsbild stören könnten.

Die EnBW wird nun von dem umstrittenen Projekt ablassen. Eine Tochter des Konzerns, die EnBW Transportnetze AG, erklärte in einer Pressemitteilung ihren Verzicht auf den Bau der 380-kV-Leitung. Der Grund: Mit der Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk AG (RWE) Essen hat die EnBW eine Vereinbarung schließen können. Die RWE räumt dem baden-württembergischen Stromlieferanten ein unbefristetes Nutzungsrecht seiner eigenen 380-kV-Leitung ein, die zwischen Ludwigsburg-Hoheneck und Tiengen verläuft. Diese Leitung sichert das Umspannwerk Herberdingen ab, das den Raum zwischen dem Bodensee und Ulm versorgt.

Seit 1996 hatte die RWE der EnBW die Nutzung dieser Leitung erlaubt, allerdings befristet bis zum Jahr 2002. Um von dem nordrhein-westfälischen Konkurrenten unabhängig zu werden, plante bereits die EnBW-Vorgängerin Energie-Versorgung Schwaben die Alb-Traversal. Doch wegen der naturschützerischen Bedenken war die EnBW gedrängt worden, auf den Bau zu verzichten und sich mit der RWE auf eine Lösung zu verständigen.

Der Tübinger Regierungspräsident Hubert Wicker begrüßte den Verzicht auf den Leitungsbau. Er hatte sich zusammen mit dem Sigmaringer CDU-Bundestagsabgeordneten Dietmar Schlee beim EnBW-Vorstandsvorsitzenden Gerhard Goll dafür eingesetzt.

Jetzt erwartet die Bürgerinitiative «Pro Alb», dass die EnBW auch für den Bereich Münsingen eine Lösung wie bei der Alb-Traversal findet. Der Stromkonzern plant eine 110-kV-Leitung zwischen Münsingen und Donnstetten durch eine landschaftlich sehr sensible Gegend. Auch auf diese Trasse, so meinte «Pro Alb»-Vorsitzender Günter Künkele, könne die EnBW verzichten.

Der Lemberger hat jetzt eine Lobby

(PM). Lemberger gilt als die wertvollste deutsche Rotweinsorte. Worauf sich dieser Anspruch gründet, wie die Lembergerrebe nach Württemberg kam und warum sie bevorzugt im Zabergäu und im Stromberg sowie im Enztal Fuß gefasst hat – solchen und anderen Fragen will «Der Lemberger», Verein zur Förderung der Lemberger Kultur e.V., nachgehen. Die amtliche Vereinsgründung in Vaihingen an der Enz fand hoch über der «Internationalen Stadt der Reben und des Weines» am Freitag, 3. Dezember 1999, auf Schloss Kaltenstein statt. Die Laudatio auf den Verein und ihren Namensgeber, den Lemberger, hielt Dr. Gerhard Götz, ehemaliger Direktor der Staatlichen Lehr- und Versuchsanstalt für Wein- und Obstbau in Weinsberg.

Mit dem neuen Verein, so Vorsitzender Rigg, sind keine Marketingabsichten verbunden. Der auch in der Vereinsatzung niedergelegte Zweck sei vielmehr die kontinuierliche Aufklärung über «Wert und Nutzen des Lembergeranbaus». Und er fügt hinzu: «Nicht trockene Theorie ist geplant. Wir wünschen uns ein lebendiges Vereinsleben mit kulturellen, touristischen und kulinarischen Schwerpunkten, die der Sorte Lemberger das gebührende Gehör in der Öffentlichkeit verschaffen». Mitglied kann eine natürliche Person ebenso werden wie Einzelunternehmen, Stiftungen, Körperschaften und Personengesellschaften sowie sonstige juristische Personen – «und alle Weinfreunde, die gern ein Glas Lemberger trinken».

Jetzt ist es amtlich! Die Teck ist geschützt

(swp). Die Teck am Rand der Schwäbischen Alb steht jetzt unter Naturschutz. Regierungspräsident Udo Andriof hat in Bissingen (Kreis Esslingen) die Verordnung über das Naturschutzgebiet im Süden des Kreises Esslingen unterzeichnet. Das jüngste Schutzgebiet im Regierungsbezirk ist 386 Hektar groß und liegt auf dem Gebiet der Stadt Owen (121 Hektar) und der Gemeinden Bissingen (161 Hektar), Dettingen (22 Hektar) und Lenningen (82 Hektar). Die 773 Meter hohe Teck erhebt sich als Weißjura-Zeugenberg über das Albvorland. Der Berg wurde in grauer Vorzeit von der Lenninger Lauter und ihren Zuflüssen aus dem Albtrauf herausgeschnitten.

Fachleute haben im neuen Naturschutzgebiet 464 Pflanzenarten gezählt, darunter allein 17 verschiedene Orchideen. 33 Arten stehen auf der Roten Liste der gefährdeten Pflanzen. An Tieren finden sich 56 Brutvogel-, 39 Falter- und 16 Heuschreckenarten sowie vereinzelt Fledermäuse, Schlingnattern, Zauneidechsen und Feuersalamander.

Welzheim: Zum 500-Jahrfest auch ein Kirchweg

(epd). Die Welzheimer St. Gallus-Kirche ist 500 Jahre alt. Das Jubiläum wurde mit einem Festgottesdienst und der Eröffnung einer Sonderausstellung begangen. Wie Pfarrer Eberhard Braun mitteilte, wurde zusätzlich der acht Kilometer lange und jetzt beschilderte historische Kirchweg zwischen Walenheim und der Welzheimer St. Gallus-Kirche seiner Bestimmung übergeben. Der Wanderweg durch den Wald, an einem See vorbei und durch kleine Siedlungen, verband seit alters her den äußersten Ort des Kirchspiels mit der Kirche. Nach Angaben Brauns berichten die Kirchenakten aus früheren Jahrhunderten auch vom Widerstand der Welzheimer Pfarrer, sonntags wenigstens während der Gottesdienstzeiten die Krämerläden und Wirtsstuben zu schließen.

Kostspielige Wälzer kommen auf Diät

(STN). Nach Kritik des Rechnungshofs: Kreisbeschreibungen sollen billiger werden.

Stuttgart – Die amtlichen Kreisbeschreibungen, die sich Baden-Württemberg als einziges Bundesland leistet, werden einer Schlankheitskur unterzogen. Nach massiver Kritik des Rechnungshofes will das Land die Kosten um bis zu 50 Prozent senken.

Gemeinsam mit der Landesarchivdirektion will das Wissenschaftsministerium bis März ein Konzept erarbeiten, «das die geforderten Einsparpotentiale aufweist», so ein Ministeriumssprecher. Der Landesrechnungshof hat in seiner Denkschrift 1999 die Landesregierung aufgefordert, auf die ausführlichen Beschreibungen der Stadt- und Landkreise (ihre Geschichte, Kultur, Politik und Wirtschaft) künftig ganz zu verzichten. Die Finanzkontrolleure aus Karlsruhe halten die kostspielige Arbeit (allein die Personalkosten betragen rund 2,1 Millionen Mark pro Jahr) für überflüssig. Gelesen werden die Werke ohnehin nur von wenigen. Früher ließ man 2500 Exemplare pro Werk drucken. Künftig sollen es nur noch 1000 sein. Das ist sehr wenig für Werke, deren Herstellung Millionen kostet.

Das Wissenschaftsministerium zeigte sich von der Kritik zunächst wenig beeindruckt. Die Kreisbeschreibungen seien «unverzichtbar», hieß es. Allenfalls eine Kostenreduzierung um 30 Prozent sei denkbar. Nach Kritik von Presse und Parlament nahm das Ministerium die Front schließlich zurück; man fand einen Kompromiss: Der Finanzausschuss des Landtags forderte kürzlich das Ministerium auf, die entsprechenden Kosten, insbesondere die für Personal, um bis zu 50 Prozent zu senken. Daran will sich das Ministerium nun halten.

Die Werke, wegen ihres Umfangs von rund 1000 Seiten auch spöttisch «Kreisbibeln» genannt, sollen unter anderem in eine «schlankere Form» gebracht werden, wie der Ministeriumssprecher sagt. Nachgedacht werde auch darüber, wie man mit

Hilfe moderner Technik die Arbeit beschleunigen und Personal abbauen könne. Auch die Kreise und Kommunen sollen stärker als bisher zur Kasse gebeten werden. Derzeit sind laut Rechnungshof 14 hoch bezahlte Beamte in der Landesarchivdirektion und ihre Außenstellen überwiegend mit Kreisbeschreibungen befasst. Etwa acht Jahre dauert im Schnitt die Herstellung, alle zwei Jahre erscheint ein zweibändiges Werk. Bislang sind erst elf der 44 Stadt- und Landkreise im Land beschrieben. Ginge es in dem Tempo weiter, wäre der letzte Kreis erst in 70 Jahren gewürdigt. Und dann müsste die Arbeit eigentlich von vorn beginnen; die ganzen Bände wären aktualisierungsbedürftig. Der Präsident des Landesrechnungshofes Martin Frank flüchtet sich angesichts dessen in Sarkasmus: «Man muss den Mut bewundern», kommentiert er die Position des Ministeriums, «eine solche Sisyphus-Arbeit weiterführen zu wollen.»

Stellungnahme des Heimatbundes

Es mutet schon nach Hofberichterstattung an, wenn die Stuttgarter Nachrichten nun zum wiederholten Male unreflektiert einfach die Meinung des Landesrechnungshofes über die Kreisbeschreibungen nachplappern. Möglicherweise weiß es Rainer Wehaus auch gar nicht besser, zumindest will er es gar nicht besser wissen. Die Meinung des Rechnungshofes gibt er ungeprüft als seine eigene weiter: «Gelesen werden die Werke ohnehin nur von wenigen», schreibt er aus dem Prüfungsbericht ab. Weiß er denn überhaupt, was Kreisbeschreibungen sind, wozu sie dienen, hat er schon einmal eine in der Hand gehabt? Seit wann werden Kreisbeschreibungen denn «gelesen» wie Romane? «Kreisbibeln» würden sie spöttisch genannt. Von wem denn, außer von Herrn Wehaus?

Von einem Journalisten müsste man eigentlich erwarten, dass er mindestens sein Handwerk beherrscht und dazu gehört, doch wohl unbestritten, die eigentliche Recherche, die Überprüfung von Behauptungen und

die gelegentliche Zurkenntnisnahme auch anderer Meinungen.

Wir verweisen hierzu auf das «Zur Sache» im Heft 4/1999 der «Schwäbischen Heimat».

Prof. Dr. Wilfried Setzler

Rexinger Synagoge wird jetzt restauriert

(epd). Die ehemalige Synagoge Rexingen soll saniert und renoviert werden. Beim ersten Bauabschnitt soll bis Ende 2000 für voraussichtlich 180 000 Mark das Innere des 1837 errichteten jüdischen Gotteshauses neu gestaltet werden, wie vom Horber Oberbürgermeister Michael Theurer jetzt zu erfahren war. Architekt und Restaurator hätten gemeinsam mit dem Landesdenkmalamt ein Konzept erarbeitet, das die Sanierung der historischen Holz- und Glasfenster, die farbliche Neufassung des Deckengewölbes und die Sanierung des Fußbodens vorsehe. Im Zuge der Arbeiten sollen laut Theurer «Fenster in die Vergangenheit» geöffnet werden, die nicht nur die unterschiedlichen Farbfassungen der ehemaligen Synagoge sichtbar machen, sondern auch an die bewegte Geschichte des Baues erinnern. Außerdem soll in einem Teil des Innenraums die früher vorhandene Balustrade der Frauempore wieder hergestellt werden.

Träger der Baumaßnahmen ist ein Anfang 1997 gegründeter Förderverein, der Eigentümer der Gedenkstätte ist. Er will die jüdische Geschichte der Stadt Horb und ihrer Stadtteile aufarbeiten und dokumentieren, den christlich-jüdischen Dialog fördern und an der Erhaltung und Restaurierung der ehemaligen Synagoge mitwirken. Ihm gehören neben der Stadt Horb und der Evangelischen Kirchengemeinde bis jetzt knapp 100 Mitglieder an, die bisher fast 50 000 Mark zusammengetragen haben. Schon 1710 wurde die jüdische Gemeinde selbstständig und zählte zu Beginn des Dritten Reiches etwa 400 Mitglieder. Das etwa 1000 Einwohner große Rexingen war damals einer der Orte in Deutschland mit dem höchsten prozentualen Anteil an Juden.

Durch die Verfolgungen des NS-Regimes erlosch die Gemeinde. Die Synagoge wurde in der «Reichskristallnacht» 1938 geschändet und brannte aus. Später verwendete man sie als Munitionslager. 1952 wurde das Gebäude an die Evangelische Kirchengemeinde Dettingen vermietet. Die Rexinger Synagoge ist nach Angaben der Kirchengemeinde die einzige frühere Synagoge in Deutschland, die heute als evangelische Kirche genutzt wird.

Jüdisches Museum in Creglingen geplant

(epd). Ein jüdisches Museum Creglingen soll im ehemaligen Haus einer jüdischen Familie der Stadt bis zum Herbst 2000 eingerichtet werden. Den Grundstock für das voraussichtlich 540 000 Mark teure Projekt habe der US-Amerikaner Arthur S. Obermayer mit einer Stiftung von 100 000 Dollar gelegt, teilte Professor Horst F. Rupp

vom Institut für Evangelische Theologie und Religionspädagogik der Universität Würzburg mit.

Obermayers Vorfahren gehörten zur jüdischen Gemeinde in Creglingen. Die Ende des 19. Jahrhunderts ausgewanderte Familie stammte aus Creglingen und Archshofen und ist nach Angaben der Stadtverwaltung in Creglingen bis ins 17. Jahrhundert nachweisbar.

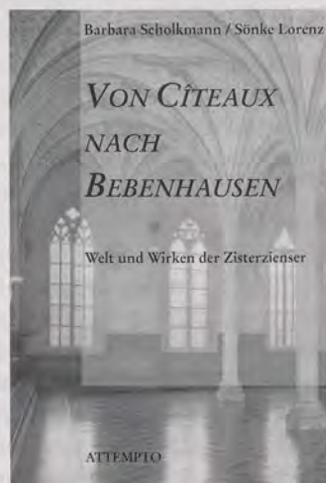
In jüngster Zeit ist die jüdische Gemeinde auf Initiative des Stuttgarter Juristen Gerhard Naser und durch Forschungen des Lokalhistorikers Hartwig Behr wieder ins öffentliche Interesse gerückt. Schon im März 1933 wurde sie Opfer eines nationalsozialistischen Pogroms, bei dem 16 Männer so schwere Misshandlungen erlitten, dass zwei von ihnen starben. In der Tauberstadt Creglingen wurde hierzu eine Erinnerungstafel am jüdischen Friedhof angebracht, und verschiedene Veranstaltungen fanden zum Gedächtnis an die jüdische Gemeinde statt.

Außerdem erschienen zwei Bücher: «Lebenswege Creglinger Juden» (Epe-Verlag) und «Vom Leben und Sterben – Juden in Creglingen» (Verlag Königshausen & Neumann).

Besucheransturm im Freilichtmuseum

(epd). Noch nie kamen so viele Besucher in das regionale Freilichtmuseum Beuren wie 1999. 76 700 Personen passierten zwischen Ende März und Anfang November die Pforten des Museumsdorfs am Fuß der Schwäbischen Alb, teilte der Landkreis Esslingen mit. Damit konnte das Freilichtmuseum seine Besucherzahlen gegenüber dem Vorjahr um 30 Prozent steigern. Im jüngsten der insgesamt sieben Freilichtmuseen Baden-Württembergs seien in den fünf Jahren seit seiner Eröffnung insgesamt 306 000 Besucher gezählt worden.

Neue Aspekte zu Welt und Wirken der Zisterzienser



Barbara Scholkmann /
Sönke Lorenz (Hrsg.)

Von Cîteaux nach Bebenhausen
Welt und Wirken der Zisterzienser

2000, 235 Seiten, geb., mit zahlr.
z.T. farbigen Abbildungen
DM 49,80 / ÖS 364,- / SFr 47,-
ISBN 3-89308-305-7

1098 zogen sich die Benediktiner, die aus der Abtei Molesme stammten, nach Cîteaux (in der Nähe von Dijon) zurück, um hier in strenger Beachtung der benediktinischen Regel ein neues monastisches Leben in Einfachheit, Handarbeit und Weltabgeschlossenheit zu beginnen. Ihr Kloster wurde zur Keimzelle des neuen Ordens der Zisterzienser. Geprägt von der Gestalt des Hl. Bernhard von Clairvaux, trat der Orden einen Siegeszug durch die monastische Welt an. Am Ende des Mittelalters verfügten die Zisterzienser allein im deutschen Sprachraum über 141 Niederlassungen, unter ihnen Bebenhausen im Schönbuch.

Dieser Band geht auf die allgemeinen Aspekte der Geschichte, der Kunst- und Wirtschaftsgeschichte der Zisterzienser ebenso ein wie auf deren Verwirklichung am Beispiel Bebenhausens, einer der wichtigsten Zisterziensergründungen im süddeutschen Raum.

Mit Beiträgen von:

Reinhard Schneider · Ulrich Köpf · Christoph Auffarth · Matthias Untermann · Ulrich Knapp · Werner Rösener · Elke Goetz · Barbara Scholkmann · Mathias Köhler · Sönke Lorenz

ATTEMPTO VERLAG • Dischingerweg 5 • 72070 Tübingen

Gruibingen will kein Naturschutzgebiet

(STZ). Wenn es nach dem Willen des Stuttgarter Regierungspräsidiums geht, ist der Gruibinger Kornberg (Kreis Göppingen) bald ein Naturschutzgebiet. Der Gemeinderat hat dieses Vorhaben einstimmig abgelehnt.

Wacholderheide, Magerrasen und Orchideen, der Kornberg und die Hänge des Rufsteins bei Gruibingen bieten vieles, was zu einer typischen Alblandchaft gehört. Viele Göppinger, Esslinger und Stuttgarter wandern, reiten oder fahren in ihrer Freizeit hier Rad. Seit einigen Jahren steht das malerische Gebiet nahe der Autobahn A8 unter Landschaftsschutz. Jetzt will das Regierungspräsidium 400 Hektar als Naturschutzgebiet ausweisen. Der Gruibinger Gemeinderat hat sich Mitte Oktober einstimmig gegen diese Pläne ausgesprochen.

«Wir sind nicht generell gegen Naturschutz», betont Roland Schweikert, der Bürgermeister der 2300-Seelen-Gemeinde auf der Schwäbischen Alb. «Warum aber muss ein Gebiet, das sowieso schon unter Landschaftsschutz steht, jetzt auch noch Naturschutzgebiet werden»? Wie viele Gemeinderäte befürchtet Schweikert, dass die land- und forstwirtschaftliche Nutzung des Kornbergs eingeschränkt wird. «Die Bauern dürften dann beispielsweise Grünland nicht mehr umbrechen und dürften bei Beweidung nur mobile Zäune einsetzen». Reiten und Radfahren wären ganz verboten.

Der Gesetzgeber sieht zwar eine Entschädigung für Landwirte vor, deren Nutzflächen in einem Naturschutzgebiet liegen. «Wer kann uns aber garantieren, dass es die Gelder auch noch in ein paar Jahren gibt», sagt Schweikert und drückt damit die Bedenken der Gruibinger Bauern aus. Die Gemeinde habe deswegen einen Anwalt eingeschaltet, der prüfen soll, welche Vor- und Nachteile eine Ausweisung des Kornbergs als Naturschutzgebiet für die Beteiligten bringt. «Das ist notwendig, um die Emotionen zu dämpfen», sagt Schweikert.

Für das Regierungspräsidium ist es keine Seltenheit, dass sich eine Gemeinde anfangs gegen ein derartiges Vorhaben sträubt. «Oft sind die Befürchtungen der Beteiligten übertrieben», sagt Ralph König, Pressesprecher im Regierungspräsidium. «Vielfach herrscht ein großes Informationsbedürfnis». Deswegen habe man der Gemeinde Gruibingen eine Diskussion zwischen den Betroffenen und Experten aus dem Regierungspräsidium vorgeschlagen. «Naturschutz kann nicht per ordre de Mufti durchgesetzt werden», betont König. «Es ist unmöglich, ein Naturschutzgebiet gegen den Willen der Beteiligten auszuweisen. Das müssen schon alle wollen».

Neues Schmuckstück ziert Herrgottskirche

(epd). Die Creglinger Herrgottskirche hat ein zusätzliches Kleinod. Ein restauriertes Sakramentshäuschen ist wieder in seine alte Nische eingesetzt worden, wo es etwa hundert Jahre gefehlt hatte. Auf kuriosen Wegen ist das Schmuckstück wieder in die Herrgottskirche gelangt, in der der berühmte Marienaltar von Tilman Riemenschneider steht.

Wie Pfarrerin Sabine Kutterolf-Amon weiter berichtete, wurde die evangelische Kirchengemeinde Creglingen schon in den 80er-Jahren von der Nürnberger Kriminalpolizei darüber informiert, dass das kleine Schnitzkunstwerk bei einem Einbruch in eine Villa in Nürnberg entwendet worden sei. Nach Jahren sei das Sakramentshäuschen von der Polizei in Fürth auf einem Flohmarkt sichergestellt und den Nürnberger Besitzern wieder zurückgegeben worden, berichtete Pfarrerin Kutterolf-Amon.

Als die Villa 1993 samt Inventar ihren Besitzer wechselte, habe der neue Hausherr von der Geschichte erfahren und der Kirchengemeinde Creglingen das Sakramentshäuschen zu einem günstigen Preis angeboten. Die Gemeinde griff zu, ließ das Kunstwerk restaurieren und freut sich jetzt «über diesen besonderen Glücksfall».

Vorträge der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte

Unter dem Titel «Städte in der alten Welt» lassen sich die sechs Vorträge der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte ab Januar 2000 zusammenfassen. Sie unternehmen den Versuch, einen Bogen von den stadähnlichen keltischen Oppida über die Städte im griechischen Osten, die römischen Städte in Südwestdeutschland bis zum mittelalterlichen Konstanz, aber auch zu den Wikinger-Städten des hohen Nordens zu spannen.

Donnerstag, 16. März 2000
Römische Städte in Südwestdeutschland
Dr. Sebastian Sommer, Stuttgart

Dienstag, 28. März 2000
Die Stadt im Mittelalter am Beispiel der Bischofsstadt Konstanz
Dr. Ralph Röber, Konstanz

Dienstag, 11. April 2000
Auf dem Weg zur Stadt: Nordeuropas frühe Urbanisierungsphase in der jüngeren Eisenzeit und Wikingerzeit
Prof. Dr. Michael Müller-Wille, Kiel

Ort: Vortragssaal des Württembergischen Landesmuseums, Altes Schloss, Stuttgart
Beginn: 19.30 Uhr
Unkostenbeitrag: DM 5,-/DM 3,-
(für Mitglieder der Gesellschaft)

Ehemaliges Fotoatelier in Kirchheim/Teck gerettet

Am Rande der Kirchheimer Altstadt stand lange Jahre ein unscheinbares Bauwerk, das einem Lagerschuppen glich. Über 70 Jahre, bis zum Jahre 1948, diente es als Fotoatelier. Heute gilt es als einzigartiges Kulturdenkmal zur Berufsfotografie um 1900. Auch Hermann Hesse gehörte zu denen, die sich hier ablichten ließen.

Kurz vor dem drohenden Abriss schlossen sich der Förderverein des Freilichtmuseums Beuren e.V. und der Landkreis Esslingen als Träger des Museums zusammen, um das Fotoatelier zu retten.



Für den Erhalt des Fotoateliers engagierte sich in vorbildlicher Weise die in Kirchheim/Teck ansässige Firma «Kreislauf Wertrecycling». Dank der Leistungsspende dieser Firma konnte jetzt in einem ersten Schritt das Gebäude sorgfältig abgebaut werden. Wie schon zuvor die Studioeinrichtung, die vom Fotografen selbst gemalten Dekorationen, die Dunkelkammerausstattung und die zahlreichen erhaltenen Originalfotografien wurde das Atelier vorläufig eingelagert. Mit den erforderlichen Sicherungs- und Restaurierungsmaßnahmen wird voraussichtlich im Winter 1999/2000 begonnen. Der eigentliche Wiederaufbau im Freilichtmuseum in Beuren ist für das Jahr 2001 geplant.

«Ohne privates Engagement sind Restaurierung und Wiederaufbau nicht möglich,» erläutert Steffi Cornelius, Leiterin des Freilichtmuseums Beuren. Neben der Kirchheimer Firma, deren Arbeiten durch das Technische Hilfswerk Kirchheim unterstützt wurden, beteiligt sich der Förderverein des Freilichtmuseums Beuren e.V. mit 75000 DM aus der Vereinsschatulle. Der Landkreis Esslingen kommt für weitere 75000 DM auf. Dennoch muss die Museumsleiterin und Wolfgang Maier, Vorsitzender des Fördervereins, weiter auf die Suche nach Sponsoren gehen. Mit der Übernahme und dem Aufbau dieses 100 Jahre alten Fotoateliers hat das Museum des Landkreises Esslingen

ein bislang einmaliges Projekt in der deutschen Freilichtmuseumslandschaft in Angriff genommen.

Jagst: Sportverbot gilt auch für Bootsverleih

(epd). Die naturschutzbedingte Sperrung von Flussabschnitten für Kanu- und Kajak-Fahrer kann ohne Rücksicht auf einen zuvor dort betriebenen Bootsverleih angeordnet werden. Das zuständige Wasserwirtschaftsamt handle im Rahmen seines Ermessensspielraums, wenn es dem Kanu-Verleiher keine Befreiung erteile, heißt es in einer vor kurzem in Mannheim veröffentlichten Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofs (VGH) Baden-Württemberg. Das wirtschaftliche Interesse des Gewerbetreibenden müsse sich zu Recht dem Naturschutz unterordnen, erklärte das Gericht, das keine Revision zuließ (Aktenzeichen: 8S 2879/98).

Der klagende Bootsverleiher wollte nach der Sperrung von zwei Teilabschnitten der Jagst im Landkreis Heilbronn für Kanu- und Kajak-Fahrer eine Befreiung von den strengen Naturschutzbestimmungen erreichen. Per Verordnung hatte das Landratsamt Heilbronn im Frühjahr 1997 für die Jagst und ihr Ufer aus Naturschutzgründen zwei Sperrzonen ausgewiesen. Zwischen Widdern und Möckmühl sowie zwischen Neudenau und der Einmündung der Jagst

in den Neckar ist seitdem in der Zeit vom 15. Februar bis zum 15. September unter anderem das Bootsfahren, das Baden und das Betreten der Ufer verboten. Die Verbote dienten der Sicherung eines bedeutenden Rückzugsgebiets für besonders schützenswerte Tierarten. Dazu zählen der Eisvogel, die Wasseramsel und zahlreiche Libellenarten.

Der VGH bestätigt in seinem Urteil das Recht der Wasserbehörde, den sogenannten «Gemeingebrauch» von Wasserläufen und Seen durch jedermann, zu dem auch das Kanu- und Kajak-Fahren gehört, aus Naturschutzgründen einzuschränken. Eine Befreiung für den Bootsverleiher kommt nach Auffassung der VGH-Richter nicht in Betracht, weil gerade das Verbot des Kanu-Fahrens beabsichtigt war, um Ruheräume für bedrohte Tierarten zu schaffen. Auch wenn der Kläger seinen Verleih schon seit 16 Jahren betreibt, so sei sein Geschäft doch zu keiner Zeit rechtlich geschützt gewesen. Außerdem bestehe auf anderen, vergleichbaren Streckenabschnitten der Jagst nach wie vor die Möglichkeit, Kanu und Kajak zu fahren.

«Bad Saulgau» bald Wirklichkeit

(SZ). Im Dezember übergab Wirtschaftsminister Walter Döring der Stadt Saulgau die Urkunde über das Prädikat «Heilbad».

Vor etwas mehr als 30 Jahren kam Bürgermeister Strigl auf Grund der Thermalwasserfunde in Urach die Idee mit dem Thermalbad. Für 1000 Mark ließ er ein Gutachten über Thermalwasservorkommen erstellen. Und handelte sich so manche harsche Kritik ein. Wegen der Gemeinde- und Kreisreform und der damit verbundenen Sorgen lag das Vorhaben Thermalbad bis 1975 auf Eis. Konsequenterweise warb Strigl bei der Bevölkerung für das Vorhaben und konnte es schließlich 1979 mit einem ersten provisorischen Bad realisieren.

Was der Bürgermeister sich jetzt noch wünscht, wäre die Ansiedlung eines Kurhotels.

Württembergisches Landesmuseum: Vorträge

In der Vortragsreihe «montags geschlossen» stellen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Württembergischen Landesmuseums das Museum, seine Sammlungen und seine Aufgaben vor.

Termin jeweils Montag 19 Uhr im Alten Schloß, anschließend kleiner Umtrunk

Eintritt DM 5,-, ermäßigt DM 3,-
Information + Kartenbestellung: Tel.: 07 11/2 79-34 00

Mitglieder der Gesellschaft zur Förderung des Württembergischen Landesmuseums haben freien Eintritt

20. März Prof. Dr. Volker Himmelein, Direktor des Württ. Landesmuseums
Wer ist das Württembergische Landesmuseum?
Ein Haus und seine Aufgaben

10. April Dr. Sabine Hesse, Konservatorin Kunsthandwerk des 16.–18. Jahrhunderts
Sammlung und Sammelurium Schätze des Kunsthandwerks aus Renaissance und Barock

8. Mai Dr. Heike Schröder, Hauptkonservatorin Sammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts
«Ausländische Gewerbestücke» Der Beginn der Kunstgewerbebewegung in Württemberg

5. Juni Dr. Ulrich Klein, Oberkonservator Münzkabinett
Herr über 100 000 Münzen und Medaillen

11. Sept. Dr. Christian Väterlein, Oberkonservator Musikinstrumente, Uhren, Spielzeug
Carl Antons Pfeiffers Vermächtnis

9. Okt. Dr. Erwin Keefer, Hauptkonservator Steinzeitsammlung
«Das schwäbische Pompeji» 125 Jahre Pfahlbauten in Württemberg

13. Nov. Dr. Rotraut Wolf, Oberkonservatorin Sammlung Frühes Mittelalter
«Der kostbarste Fund fand sich unterm Donnerbalken ...» Zur Geschichte der Sammlung

11. Dez. Dr. Fritz Fischer, Konservator Skulptur, Malerei, Möbel 16.–18. Jahrhundert, Plansammlung
Schlittenfahren – ein höfisches Vergnügen dem Volk zur Schau

Schwäbische Alb soll «Naturpark» werden

(epd). Die Schwäbische Alb soll ein ausgewiesener Naturpark werden. Damit sollen die landschaftliche Schönheit und Vielfalt sowie die Tier- und Pflanzenwelt dieses Mittelgebirges geschützt werden. Eine Arbeitsgruppe sei mit der Prüfung aller notwendigen Fragen beauftragt worden, teilte das Regierungspräsidium Tübingen weiter mit. Erste Ergebnisse sollen schon bis Ende März 2000 vorliegen.

Bei der Ausweisung des künftigen Naturparks soll neben den acht «Alb-Landkreisen» (Alb-Donau, Esslingen, Göppingen, Heidenheim, Reutlingen, Tübingen, Ostalb und Zollernalb) auch auf die Landkreise Rottweil, Sigmaringen und Tuttlingen zugegangen werden. Auf Initiative der Regierungspräsidenten von Stuttgart und Tübingen war es zu einem Treffen der acht Alb-Landräte sowie Vertretern des Schwäbischen Albvereins und der Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege gekommen.

Martha Arnold-Zinsler – Mundartautorin gestorben

Eine der bekanntesten schwäbischen Mundart-Autorinnen ist tot. Martha Arnold-Zinsler ist am 12. Januar 2000 in Aalen ihrem Krebsleiden erlegen. Die 1920 in Augsburg geborene Autorin studierte Fremdsprachen in Leipzig und Stuttgart, arbeitete zunächst als Fremdsprachenkorrespondentin und Dolmetscherin, als Erzieherin und als Aushilfslehrerin, bevor sie sich in Aalen als selbstständige Übersetzerin etablierte.

1952 druckte die in Aalen erscheinende Tageszeitung «Schwäbische Post» ihr erstes Mundartgedicht. Es folgten insgesamt drei Mundarthörspiele, die sie für den Süddeutschen Rundfunk schrieb. Martha Arnold-Zinsler ist durch Beiträge für den «Schwäbischen Heimatkalender» und durch Hunderte von Mundartglossen für die örtliche «Schwäbische Post» bekannt geworden, die unter dem Pseudonym Frieda I. Dipfele erschienen sind. Vor allem aber durch ihre Bücher hat sie die Herzen zahlreicher Leserinnen und Leser gewonnen. «Wenn ich's bedenke», 1981 erschienen, avancierte mit 35 000 verkauften Exemplaren zum schwäbischen Bestseller. Eine fiktive schwäbische Wirtin erzählt darin Geschichten von früher und jetzt. Zwei Jahre später kam die Erzählung «Der Gottlob und sein Engele» heraus, und 1986 publizierte sie Gedichte und Prosa unter dem Titel «Dr bäbbte Schlabb», der geklebte Hausschuh.

Im Auftrag der Aalener Volkshochschule stellte Martha Arnold-Zinsler 1988 den Band «Erinnern – Erzählen» zusammen; 1991 sammelte sie «Unterkochener Erfahrungen». Im selben Jahr erschien auch ein Band mit eigener Prosa und Gedichten: «Emmer meh». 1998 kam im Silberburg-Verlag ihr letztes Buch mit lustigen und nachdenklichen schwäbischen Geschichten und Gedichten heraus: «Kloinere Bredla», das sehr bald in die zweite Auflage ging. Darin macht sie sich Gedanken über die Zwetschgenschwemme wie über den Artenschutz, über Funkwecker und Computer, über das Sparen oder den Abschiedsgruß «Tschüßle».

Weg für große Windanlage ist frei

(epd). Der Weg für die größte Windkraftanlage im Schwarzwald ist endgültig frei. Wie der Förderverein Energie- und Solaragentur Regio Freiburg (fesa) mitteilte, sollen ab Sommer 2000 in Ettenheim drei Mühlen mit insgesamt 3,9 Megawatt Leistung für sauberen Strom sorgen. Die Stadt hat dazu eine Eigentümergesellschaft gegründet und einen Pachtvertrag abgeschlossen. Mit der neuen Anlage könne Ettenheim 20 Prozent des eigenen Strombedarfs abdecken. Die Bürger können sich den Angaben zufolge durch den Kauf von Anteilen finanziell am Regio-Windpark Ettenheim beteiligen.

Wie es weiter heißt, werde eine der drei Mühlen im Windpark von der Schweizer Arbeitsgemeinschaft für dezentrale Energieversorgung (ADEV) vermarktet. Ettenheim spiele deshalb eine besondere Rolle als «Pionier der internationalen Zusammenarbeit».

In Baden-Württemberg und besonders in Südbaden sei die Windenergie bislang unterentwickelt, so die fesa. Dies liege nicht an mangelndem Wind, die Verhältnisse auf den Höhenlagen des Schwarzwaldes seien hervorragend. Der Ausbau der Windenergie würde dagegen durch «Vorurteile und Vorbehalte auf administrativer Ebene behindert», fügte der Verein hinzu.

Männliche Fische mit Eizellen gefunden

(epd). Biologen der Universitäten Konstanz und Bochum haben Umweltgifte mit der Wirkung des weiblichen Sexualhormons im Verdacht, Fische in Flüssen und Seen schwer zu schädigen. In den vergangenen Jahren sei eine zunehmende Verweiblichung männlicher Tiere zu beobachten, hieß es bei einer Fachtagung der Universität Konstanz. Unter anderem bildeten männliche Fische Eizellen aus. Die Wissenschaftler machten Chemikalien und Pharmaka für dieses Phänomen verantwortlich, darunter waschaktive Substanzen und die Rückstände von Rheuma-

und Schmerzmitteln sowie der Antibabypille. Noch seien nicht alle Zusammenhänge erforscht, erklärte Biologe Heiko Krieger vom «Ökotoxikologie Service Labor» der Universität Konstanz. Sicher sei aber die zentrale Rolle nicht abgebauter Substanzen in gereinigtem Abwasser. «Diese Phänomene treten sehr oft in Flüssen auf, die durch die Einleitung von gereinigtem Abwasser aus Kläranlagen belastet werden», berichtete Krieger über Ergebnisse von Studien. Die Konstanzer Biologen erklärten, die Östrogene würden für den Rückgang von Fischbeständen in Flüssen in Deutschland und der Schweiz verantwortlich gemacht. Allerdings gestaltete sich der konkrete Nachweis sehr schwierig.

Vor den Konstanzer Wissenschaftlern hatten Anfang Dezember bereits Bochumer Biologen auf die versteckten, aber wirkungsvollen Umweltgifte aufmerksam gemacht. Die Forscher hatten bei Fischen aus dem stark verschmutzten Niederrhein viermal soviel weibliches Dotterprotein gefunden wie bei Artgenossen aus einer sauberen Talsperre. Auch hatten einige der Fische aus dem Rhein Eizellen in ihren Hoden ausgebildet.

«Der alte Turmhahn» neu illustriert

(epd). Eduard Mörikes berühmtes Gedicht «Der alte Turmhahn» hat der New Yorker Künstler und Grafiker Thomas Ferdinand Naegele in einem Buch illustriert, das in der Stadtbücherei Stuttgart der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. In dem Gedicht aus dem Jahr 1840 beschreibt der Dichterpfarrer die Geschichte des Turmhahns in der Unterländer Gemeinde Cleversulzbach während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Naegele, der vor 75 Jahren in Stuttgart geboren wurde und seit 1946 als Künstler und Grafiklehrer tätig ist, legte seinen feinstrichigen, kolorierten Zeichnungen eigene Vorortstudien und Mörike-Beschreibungen zu Grunde. Auch eine frühe Begegnung mit dem Turmhahn-Original im Marbacher Schillermuseum habe ihn zu

Heimatmuseum Reutlingen

Stadtkultur
einer ehemaligen
Reichsstadt

Ausstellungen 2000

Bilder aus Licht und Schatten

Zur Geschichte von
Scherenschnitt und Silhouette
19. März – 14. Mai

50 Jahre 50er Jahre

31. Mai – 3. September

Grüße aus dem 20. Jahrhundert

Reutlinger Ansichtskarten
22. September – 26. November

Christbaumschmuck 1850-2000

Dezember 2000 – Januar 2001

Heimatmuseum Reutlingen

Oberamteistraße 22

72764 Reutlingen

Tel. 07121/303-2050

Fax 07121/303-2768

Dienstag bis Sonntag 10-17

Donnerstag 10-20 Uhr

Eintritt ist kostenlos

Führungen nach Vereinbarung

den Illustrationen angeregt, sagte Naegele. Das im Stuttgarter Betulius-Verlag erschienene Buch mit seinen über 20 Zeichnungen widmete er Alfred und Elfriede Mörike, vermutlichlichen Nachfahren des schwäbischen Dichters und in den Vorkriegsjahren «die treuesten Freunde» von Naegeles Eltern.

Der Künstler arbeitete unter anderem als Grafiker für den US-amerikanischen Fernsehsender CBS sowie als Art Director für Television. 1990 erhielt er die Anerkennung der Stadt New York als «Kunsterzieher des Jahres».

Schwäbische Literaturgeschichte in Neuauflage

«Der Schiller und der Hegel, der Uhland und der Hauff, das ist bei uns die Regel, das fällt nicht weiter auf!» Der Beitrag Schwabens zur deutschen Literatur ist bekanntlich bedeutend. Eine umfassende und gründliche Darstellung der Geschichte der schwäbischen Literatur wurde erstaunlicherweise aber nur ein einziges Mal verfasst: die 1897/99 erschienene «Schwäbische Litteraturgeschichte» von Rudolf Krauß. Der Philologe und Archivar Krauß (1861–1946) verfasste eine immense Anzahl literarischer und kulturgeschichtlicher Arbeiten, darunter bereits in jungen Jahren diese – nun in einer Neuauflage erscheinende – Literaturgeschichte – übrigens die erste deutsche Regional-Literaturgeschichte überhaupt! –, die nicht nur die Klassiker, sondern viele halb und ganz vergessene Autoren einbezieht: Auf rund 1000 Seiten würdigte Krauß rund 1000 Autoren und Autorinnen und versteht es dabei sowohl den Fachmann wie den literaturinteressierten Laien zu faszinieren. Ergänzt wird die nun bei den Buchhändlern derzeit noch zum Subskriptionspreis (20% Rabatt v. DM 85,-) bestellbare Rarität (Jürgen-Schweier-Verlag, Kirchheim) durch ein Lebensbild des Autors, der nun seinerseits ein Teil der schwäbischen Literaturgeschichte ist.

Marbacher Schillerpreis für Ortsnamenforscher

(PM). Dr. Lutz Reichardt, Oberbibliotheksrat an der Universitätsbibliothek Stuttgart, erhielt den mit 10000,- DM dotierten Schillerpreis der Stadt Marbach am Neckar. Die Preisübergabe fand am 10. November 1999 in der Marbacher Stadthalle statt. Alle zwei Jahre werden Persönlichkeiten ausgezeichnet, die sich über eine hervorragende Arbeit auf dem Gebiet der Landeskunde von Württemberg verdient gemacht haben. Die Stadt Marbach am Neckar hatte 1959 zur 200. Wiederkehr des Geburtstages von Friedrich Schiller den Preis gestiftet «in

dem Bewusstsein, durch besondere Würdigung eines wissenschaftlichen Werkes über unsere Heimat den großen Sohn der Stadt zu ehren». Über die Verleihung entscheidet ein Preisgericht.

Dr. Lutz Reichardt (65) war seit 1984 an der Universitätsbibliothek Stuttgart für die Fachreferate Germanistik, Anglistik, Romanistik, Allgemeine Sprach- und Literaturwissenschaft, Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Sport zuständig. Er studierte in Marburg und Göttingen. Seine Referendarjahre verbrachte er in Helmstedt, Braunschweig, Marburg und Köln. Bei der Promotion im Jahr 1972 bei Professor Joachim Göschel vom Deutschen Sprachatlas Marburg im Fachbereich Allgemeine und Germanistische Linguistik der Philipps-Universität Marburg befasste sich der Preisträger mit dem Thema «Die Siedlungsnamen der Kreise Gießen, Alsfeld und Lauterbach in Hessen». Bevor er 1984 seine Tätigkeit an der Universitätsbibliothek Stuttgart aufnahm, war er stellvertretender Direktor an der Universitätsbibliothek Ulm sowie Leiter der Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Esslingen und der Fachhochschule für Sozialwesen Esslingen.

In seiner Freizeit befasste sich der Preisträger seit Ende der siebziger Jahre in einem groß angelegten Forschungskonzept mit der Bearbeitung der Ortsnamen in Württemberg. Ausgehend von der Kreiseinteilung hat er die Siedlungsnamen systematisch erfasst und sprachwissenschaftlich erschlossen. Die Namen wurden bis zur Erreichung der heutigen Form belegt, für das 14. bis 17. Jahrhundert im wesentlichen aus ungedruckten archivalischen Quellen.

In den Jahren von 1982 bis 1999 sind immerhin für neun Kreise insgesamt zehn Ortsnamensbände im Druck erschienen. Sie zählen zum Wichtigsten, was in diesem Bereich in den letzten Jahrzehnten herausgekommen ist, und sind ein einzigartiges Grundlagenwerk von höchster wissenschaftlicher Qualität und übersichtlicher Gestaltung.

Freundeskreis will für August Lämmle eintreten

(PM). «An der schwäbischen Seelenkunde haben sich viele versucht: August Lämmle – der hat wohl das Beste und Farbigste darüber gesagt.» So urteilte einst Theodor Heuss über unseren Landsmann. Lämmle (1876–1962) hat ein reichhaltiges Werk zur Volks- und Heimatkunde hinterlassen, war ein freundlicher und gescheiter Sammler, Dichter und Erzähler, der von sich sagen konnte: «Ich bin dazu da, dass ich über das Leben der Menschen, zu denen ich gehöre, nachdenke, und das, was ich erfahren und gefunden habe, niederschreibe in einer Sprache, die alle verstehen, und einer Form, die auf Heiterkeit ausgeht».

Die hinterlassenen Schätze nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, ist das Anliegen des «Freundeskreises August Lämmle Ludwigsburg-Oßweil», der sich am 28. April 1999 in Lämmles Geburtsort Oßweil als Verein konstituiert hat. Kenntnis vom Leben, Wirken und Werk unseres Heimatdichters und die Verbreitung seiner Schriften sollen durch ihn gefördert werden. Er steht allen Interessierten offen.

Nähere Auskünfte erteilt gerne die Vorsitzende Gertrud Ostermayer, Tel. (07141) 86 13 93 oder der Schriftführer Hans Vomhoff, Tel. (071 41) 92 60 40.

Es geht voran mit dem Iga-Turm

(STN). Eine Hängepartie kommt in Stuttgart endlich zum guten Ende: Die Verträge für den einst zur «Iga 93» geplanten Aussichtsturm sind unterschrieben.

Über Jahre hinweg hat dieses Projekt für Aufsehen gesorgt. Weil sich jedoch alles so lange hinzog, wuchsen langsam die Zweifel, ob überhaupt jemals gebaut würde: der Aussichtsturm an der höchsten Stelle des Höhenparks Killesberg, der als Modell (Jörg Schlaich) hoch gelobt war, aber bei der Internationalen Gartenausstellung im Jahr 1993 nicht zu finanzieren war.

Des einst gescheiterten Iga-Turms hatte sich vor Jahren bereits der Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart angenommen. Er wollte dieses Vorhaben mit Kosten von maximal zwei Millionen Mark vorwiegend aus Spenden finanzieren. Die Rechnung ging auf. «Das Geld ist beisammen», sagt Wolfgang Müller vom Vorstand des Vereins, «es gibt keine Hindernisse mehr. Wir rechnen in diesen Tagen mit der Baugenehmigung».

Die Detailplanung für den 40 Meter hohen Turm läuft. Die Vereinsmitglieder haben den Bau beschlossen, der Vorstand muss dieses Vorhaben nur noch freigeben. Der Nutzungsvertrag für das Grundstück ist unterschrieben, ebenso ein Nutzervertrag mit einem Werbeunternehmen. Dies sichert den Unterhalt für die ersten zehn Jahre. Dann geht der Turm sowieso in den Besitz der Stadt über. Müller: «Im Rathaus wird uns erklärt, dass es keine Probleme mehr gebe». Zudem konnte OB Schuster als Schirmherr gewonnen werden. Der Baubeginn ist für Frühjahr 2000 geplant. Der Bauplatz liegt etwas unterhalb des Höhencafés.

Personalien

Otto Zondler zum 100. Geburtstag

1947 kehrte der am 20. Januar 1900 in Wangen bei Stuttgart geborene Otto Zondler aus französischer Kriegsgefangenschaft heim nach Nürtingen zu seiner Familie. Ein Jahr später konnte er seinen Beruf als Kunsterzieher an der damaligen Oberschule für Jungen, dem späteren Max-Planck-Gymnasium, wieder aufnehmen. Im selben Jahr trat er dem sich nach dem Zweiten Weltkrieg neu formierenden Schwäbischen Heimatbund bei.

Zondler hatte einstens seine Ausbildung zum Lehrer im Lehrerseminar Nürtingen begonnen und nach einer Unterbrechung durch seine Einberufung zum Militär im letzten Kriegsjahr 1920 abschließen können.



Anschließend wurde er an verschiedenen Orten «unständig» verwendet, bevor er sich 1922 zum Studium der Bildenden Kunst an der Kunstakademie Stuttgart entschloss. Die finanziellen Schwierigkeiten während der Inflationszeit ließen ihn schon an den Abbruch des Studiums denken. Genügsamkeit, Zähigkeit und unermüdlicher Fleiß ließen den Weingärtnersohn bis zum erfolgreichen Abschluss durchhalten. Nach kurzer Assessorenzeit wurde Zondler 1928 als Studienrat am Lehrerseminar Künzelsau angestellt. Nun konnte er auch eine Familie gründen. Als 1934 die Lehrerbildung in Württemberg neu geordnet und die bisherigen Lehrerseminare aufgelöst wurden, kam er nach einem kurzen Zwischenspiel in Heilbronn nach Nürtingen, zunächst an die Schlossbergschule, dann 1936 an die Aufbauschule, die in den Räumen des ehemaligen Lehrerseminars eingerichtet worden war.

Otto Zondler fühlte sich in Nürtingen immer wohl. «Mein Gedanke als Seminarist war schon», schrieb er in seinen Erinnerungen, «wenn ich einmal Lehrer bin, dann gehe ich in diese Gegend in der Nähe der Alb, auch nahe bei Stuttgart und Tübingen, das war das Richtige. So habe ich Nürtingen als Ziel schon früh angepeilt! Und dann kommt hinzu, dass dieses bäuerliche Milieu, das Nürtingen damals noch hatte, wo das Kuhfuhrwerk noch mitten durch die Stadt fuhr, mir

äußerst sympathisch war. Ich stammte ja selber aus bäuerlichem Hause.»

Nun malte und zeichnete Otto Zondler aus Herzenslust die Schwäbische Alb und ihr Vorland, charakteristische Altstadtmotive, vor allem aber mit viel Humor seine großen und kleinen Mitmenschen in den unterschiedlichsten Situationen des täglichen Lebens. Viele dieser Zeichnungen, auf den Lokalseiten der «Nürtinger Zeitung» abgedruckt, brachten die Leser zum Schmunzeln. Ein weiterer Schwerpunkt des Schaffens von Otto Zondler waren Porträts.

Wie seine Schüler aussagen, lehrte Zondler sie das Erfassen des Wesentlichen, vor allem dadurch, dass er sie die Zeugnisse der Vergangenheit zeichnen ließ. In den Arbeitsgemeinschaften wurden nach gründlichem Quellenstudium und Vermessungen vor Ort gemeinsam Modelle der mittelalterlichen Stadt Nürtingen und der Festung Hohenneuffen geschaffen. Dem bis dahin allzu biederem Kinderfestzug beim Nürtinger Mäientag, dem «Nationalfest» der Nürtinger, verhalf er zu kindertümlichen, heimatgeschichtlichen, aber auch aktuellen Inhalten. Neu war die Einführung von kunstgeschichtlichen Exkursionen für Schüler, Kollegen und den Verein der «Ehemaligen».

In verschiedenen Veröffentlichungen behandelte Zondler heimatkundliche Themen. Zum Teil in mehreren Auflagen erschienen Hefte und Mappen mit seinen Zeichnungen und Aquarellen. Eine Reihe von Büchern illustrierte er meisterhaft. In Wort und Schrift trat Otto Zondler für die Erhaltung denkmalwürdiger Gebäude ein, zum Beispiel des «Steinernen Baus». Wo Restaurierungen aussichtsreich erschienen, setzte er sich durch wie im Fall der Erinnerungstafel an die Toten des 30-jährigen Kriegs und bei der Gedenktafel für den Kornett Pfäfflin an der Kreuzkirche. Die Wiederherstellung des Eingangsbereichs der Schlossbergschule, dessen Säulen unnötig entfernt worden sind, mahnte und mahnt er noch an. Ein Teilerfolg war seinen Bemühungen um die Rückkehr des Nürtinger Altars beschieden. Der war 1841 König Wilhelm I. zum silbernen



Zum Tod von Heinrich Röhm

Am 19. Oktober 1999 starb, 87-jährig, der langjährige Vorsitzende der Bezirksgruppe Heilbronn des Schwäbischen Heimatbundes, Oberbaudirektor a. D. Heinrich Röhm.

Nach Ausbildung und Kriegsgefangenschaft war Heinrich Röhm von 1949 bis 1963 Leiter der Entwurfsabteilung des Hochbauamts der Stadt Heilbronn und von 1963 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1974 Hochbauamtsleiter bei der Stadt Krefeld. In beiden Städten hat er nicht nur entworfen, neu- und umgebaut, sondern sich zugleich unermüdlich um denkmalpflegerische Belange gekümmert. Als offizieller Mitarbeiter des Landesamts für Denkmalpflege für den Stadtkreis Heilbronn wirkte er beim Wiederaufbau der Stadt mit.

Die Bezirksgruppe Heilbronn des Schwäbischen Heimatbundes wurde im Juli 1950 von Heinrich Röhm wieder aktiviert und lange Jahre geleitet. Die Gruppe konnte sich unter seiner Leitung bei der Lösung verschiedener stadtplanerischer und denkmalschützerischer Probleme der Stadt Heilbronn und ihrer Region einbringen. Vielen Mitgliedern werden auch die hervorragenden kunsthistorischen und baugeschichtlichen Studienfahrten unter Leitung von Heinrich Röhm in Erinnerung bleiben.

Besonders verdienstvoll war mehr als 10 Jahre lang seine Tätigkeit im Heilbronner Arbeitskreis des Landesnaturschutzverbandes, die er selbst einmal als «full time job» bezeichnet hat.

Im erweiterten Vorstand sowie in der Jury des Peter-Haag-Preises (heute Denkmalschutzpreis) stand Heinrich Röhm auch lang Jahre dem Gesamtverband mit seinem hervorragenden Fachwissen zur Verfügung.

In Anerkennung seiner Verdienste erhielt Heinrich Röhm 1984 die Ehrennadel und 1992 die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg.

Der Schwäbische Heimatbund hat Heinrich Röhm viel zu verdanken und wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren!

Regierungsjubiläum geschenkt worden, steht aber nun im Magazin der Staatsgalerie. Ein Gönner ließ die Kopie eines Seitenflügels anfertigen, die nun in der Stadtkirche bewundert werden kann. In Leserbriefen erhob Zondler immer wieder seine Stimme gegen die überhand nehmenden Sprachunsitten. Für seine Verdienste um die Stadt erfolgte 1986 eine öffentliche Anerkennung durch die Ortsgruppe Nürtingen der SPD.

Eine Reihe von Ausstellungen in Nürtingen und eine in seinem Geburtsort Stuttgart-Wangen boten Überblicke oder Ausschnitte aus Otto Zondlers Schaffen.

Bis vor kurzem gehörte Otto Zondler zu den regelmäßig anwesenden Teilnehmern an den Veranstaltungen der Ortsgruppe Nürtingen des Schwäbischen Heimatbundes, in denen er sich häufig zu Wort meldete. Nun ehrt die Ortsgruppe ihr langjähriges aktives Mitglied zu seinem 100. Geburtstag mit einer Ausstellung im Stadtmuseum vom 18. Februar bis 2. April 2000 und durch die Herausgabe einer Schrift «Menschenbilder – Heimatskizzen. Otto Zondler – Leben und Werk» (sie wird an anderer Stelle besonders angezeigt). Wir wünschen alle dem «Zeitzeugen eines Jahrhunderts», dem engagierten Heimatfreund, dem Mitbürger und liebenswerten Freund Otto Zondler weitere gute Jahre!

Hans Binder

Impressum

Redaktionsausschuß:

Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich.

Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWABENVERLAG beträgt der Preis für das Jahresabonnement DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7% Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto: Landesbank Baden-Württemberg (BLZ 600 501 01) 2 16 43 08.

Verlag

Schwabenverlag AG
Senefelderstraße 12, 73760 Ostfildern
Telefon (0711) 44 06-160
Telefax (0711) 44 06-177
E-mail: sh@schwabenverlag.de

Anzeigenverwaltung

Anzeigengemeinschaft Süd
Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Telefon (0711) 6 01 00-66
Telefax (0711) 6 01 00-76
E-mail: ags@anzeigengemeinschaft.de

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier, BVS plus matt, der Papierfabrik Scheufelen, Lenningen, hergestellt.

Dieser Ausgabe liegt das Inhaltsverzeichnis SH 1999 bei.

Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (0711) 2 39 42-0,
Telefax (0711) 2 39 42 44

Geschäftsführer:

Dieter Dziellak (0711) 2 39 42 22

Studienreisen:

Gabriele Finckh (0711) 2 39 42 11

Verwaltung:

Beate Fries (0711) 2 39 42 12

Buchhaltung:

Astrid Weinaug (0711) 2 39 42 21

Geschäftszeiten:

Montag bis Freitag:
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr

Stark mit der Stuttgarter



Mit den Stuttgarter Modellen können Sie einiges bewegen. Zum Beispiel bei der Absicherung Ihrer Familie, der Baufinanzierung oder einer sinnvollen Rentenergänzung...

Prüfen Sie die Leistungsstärke der Stuttgarter. Die kompetente Fachberatung durch unsere Geschäftspartner hilft Ihnen zu Ihrem Vorteil.

Stuttgarter
Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name

Straße

Ort

Tel.

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G.
Postfach 10 60 05, 70049 Stuttgart



**WACHSENDE
ZUKUNFTS-CHANCEN.**



Lebensqualität wird immer stärker am Zustand der Umwelt gemessen. Zukünftig wird es deshalb darum gehen, nicht nur ökonomisch sinnvoll, sondern auch ökologisch verträglich zu wirtschaften. Die Sparkassen stellen sich ihrer öffentlichen Verantwortung und setzen sich für diese Ziele ein.